



**Otto Wiesner**

**Laßt nicht mehr zu,  
was wir an Last getragen**

**Sachsenhausen - Mauthausen - Moosberg**



Otto Wiesner

**Laßt nicht mehr zu, was wir an Last getragen**

Authentische Erzählungen

Laßt nicht mehr zu,  
was wir an Last getragen



Authentische Erzählungen

Otto Wiesner

© 1996 Zeitungsverlag Roter Morgen, Stuttgart

© 2015 DVS, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile

Umschlaggestaltung: Kola

Druck und Satz: DVS, Frankfurt

Printed in the Federal Republic of Germany

ISBN 978-3-932246-90-6

# Inhaltsverzeichnis

## Erstes Buch

Report eines Unerwünschten ..... 9

## Zweites Buch

Die Hose des Mijner X ..... 173

## Drittes Buch

Moosberger Geschichten ..... 245

## Anhang

Bedeutung der Winkel ..... 369

Lager-Hierarchie: ..... 369



## Statt einer Inhaltserklärung

Sie haben den Titel des Buches gelesen. Bitte, legen sie es nicht wieder weg, denn es geht Sie und jeden anderen an. Mit diesem Buch wenden sich symbolisch an Sie Millionen von Menschen jeglichen Alters und Geschlechts, die nicht mehr leben. Ihr Leben wurde ausgelöscht, meist auf grauenhafte Weise in den Gaskammern des Dritten Reiches. Sie verhungerten, wurden abgespritzt, starben qualvoll an medizinischen Versuchen und Krankheiten und gingen an unmenschlicher Sklavenarbeit zugrunde. Aber nicht nur die Ermordeten mahnen, auch die, die das Glück besaßen, das faschistische Inferno zu überleben.

Der Autor dieses Buches gehört zu den Überlebenden. Sein Gewissen verpflichtet ihn, nun schon im hohen Alter stehend, unermüdlich über den Schandfleck deutscher Geschichte zu berichten und das Gewissen der Menschen wachzurütteln, damit nicht wieder aufflammt, was längst erloschen sein sollte.

Nichts ist unveränderlich, nichts gottgewollt. Es war das System der unmenschlichen Raffgier, der skrupellosen Ausbeutung, der Unterdrückung vieler Völker, des Rassenhasses und der Völkerfeindschaft. Aber alles ist zum Guten veränderlich, wenn menschliche Vernunft und der Mut zur Veränderung es wollen.

Das grausame System der Hitler-Diktatur ist nicht mehr. Der vielversprechende Neuanfang nach 1945 eine gerechtere Menschheitsentwicklung einzuleiten, ist im Sand eines Kalten Krieges, der Fehlentscheidungen, an Unvernunft und moralischen Verwerfungen versickert. Geblieben ist die kalte Herrschaftsform des Kapitals, umhüllt mit dem Mantel der „Demokratie“. Doch er wärmt die Mehrheit im eigenen Land nicht. Aus dem Boden der vergewaltigten Erde hier bei uns und anderswo, wächst wieder die giftige Pflanze des Faschismus, gefördert durch Denkfaulheit vieler Bürger und den Willen der Herrschenden. Die Opfer von damals werden zu Schuldigen, Widerstandskämpfer zu Gehilfen der SS gestempelt, Gedenktage an die Verbrechen der Nazis verunglimpft, die Millionen Vergasteten geleugnet, Dementis mit schwacher Stimme oder farblos in die Medien gebracht.

All den Leugnungen und Verzerrungen historischer Wahrheiten gilt es entgegenzutreten, wenn man nicht selber in der Gegenwart oder Zukunft das eigene Opfer des Versagens werden will. Das Buch „Laßt nicht mehr zu, was wir an Last getragen“ soll mit dazu beitragen, daß die Erde blüht und nicht wieder im Blut versinkt.



Erstes Buch

# Report eines Unerwünschten



Ich saß in der hintersten Ecke der Häftlingsschreibstube des Konzentrationslagers Sachsenhausen an einem rohgezimmerten Tisch und bereitete den Verpflegungsrapport für den nächsten Tag vor. Der Abendappell lag schon hinter mir, und im Augenblick befand ich mich allein in der Schreibstube. Mein Name ist Alois Gerber, ich bin 34 Jahre alt, trage als politischer Häftling den roten Winkel und habe die Häftlingsnummer 40355 auf der linken Seite meiner zebragestreiften Jacke und Hose. Ich bin von kleiner Statur, und die zwei Haarwirbel oberhalb der Stirn ärgerten mich im Moment nicht, da mein brünetter Haarschopf tags zuvor der Kriegswirtschaft den Tribut zahlen müssen. Mein Kopf ist kahl geschoren, danach sollen die Haare wieder pflichtgemäß wachsen, dürfen mir aber kein ziviles Aussehen verleihen, und je nach Wachstumsreife wird deswegen die Haarmähmaschine mir von vorn nach hinten die sogenannte Suhren-Allee schneiden, bis die Kopfplantage reif für den Vollschnitt ist.

Die Arbeit ging mir diesmal recht schnell von der Hand. Der Tag hatte ausnahmsweise nur wenige Veränderungen in der Lagerstärke gebracht. Ich verspürte jedoch noch kein Verlangen, in meinen Block 47 zurückzugehen. Um diese Zeit war mir der Platz in der Schreibstube wie eine Oase der Ruhe in einer sonst so hektischen Wirklichkeit, was mich veranlaßte, wie so oft schon rückwärts zu denken, dieweil ich, ohne es hindern zu können, sicherlich einer Katastrophe zusteuern würde. Das schien mir so sicher wie das Amen in der Kirche.

Die biblischen sieben unfruchtbaren Jahre, die gleich einer Odyssee durch ein Dutzend Zuchthäuser und Lager bald hinter mir liegen werden, nahmen mir jedoch die Hoffnung, daß danach die sieben fruchtbaren Jahre folgen würden. Doch entgegen der biblischen Aussage waren es mehr furchtbare Jahre, in denen ich gegenwärtig stecke.

Nachdem die Nazi-Überfallmaschinerie am 1. September 1939 auf Polen zuwalzte, war ich als Hochverräter für den Lagervollzug als nicht geeignet befunden und wurde aus dem Moorlager II Aschendorf in die Mutteranstalt Luckau rückgeführt.

Ich sollte mich darüber freuen, endlich aus dem nassen Torfgraben heraus zu sein, nicht mehr das Geschrei der Kneiste zu hören: „Soden her!“ Schlimm war es für mich, wenn man mir die schweren wasserdurchtränkten Soden auf die Trage stapelte, deren Holme für meine kleinen Hände zu dick waren. Ich konnte sie nicht umfassen. Ein Draht um die Holme befestigt und um die

Schultern gelegt, entlastete zwar meine Hände, aber er schnitt mir eine schmerzhaftige Spur in die Haut. Ja, es freute mich, aus dem Moor herausgekommen zu sein. Dafür drückte der Überfall auf Polen doppelt auf mein Gemüt. Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt verleitete einige Wachposten der SA-Emslandstandarte zur Brüderschaft mit den Häftlingen, was jedoch an der kalten Schulter der Häftlinge scheiterte.

Ich ging nicht allein auf Transport. Mit mir ging auch mein Lagerkumpel Ulfert aus Berlin Neukölln. Er war groß, schlank, hatte dunkles Haar und ein gebräuntes Gesicht. Er war, da ich viel jünger bin, fürsorglich um mich bemüht.

„Deine Zeit ist bald herum, und wenn du klug bist, reichst du rechtzeitig ein Gnadengesuch ein“, erklärte er mir, als wir beide noch in der Transportzelle hockten.

Ich sah ihn befremdet an. „Du bist wohl von der Moorkrankheit befallen“, spottete ich. „Das Jahr bekomme ich auch noch herum, ohne vor den schwarzen Roben auf dem Bauch kriechen zu müssen.“

„Darum geht es nicht, Alois. Du mußt versuchen, in die Freiheit statt ins KZ zu kommen.“

„Jedenfalls ziehe ich es vor, lieber dorthin verfrachtet zu werden, als mich zeitlebens schämen zu müssen“, erwiderte ich wütend.

Ulfert schüttelte den Kopf. „Das kann nicht deiner Weisheit letzter Schluß sein. Du mußt weiter denken, für dich und für uns. Schließlich sind wir ja für was angetreten. Solltest du das vergessen haben? Auch schnupperst du keine gesiebte Luft mehr. Wirst zwar danach kein allzuruhiges Zuhause haben, aber deine Tätigkeit draußen nutzt unserer Sache mehr, als wenn du im KZ nur so dahinvegetierst. Außerdem weißt du wie ich, daß dort niemand sicher ist, ob er den nächsten Tag noch überleben wird. Also, überlege nicht lange!“

„Im KZ wäre ich nicht der einzige Genosse“, konterte ich. Ohne Einsicht schottete ich mich von Ulfert ab. Sein Vorschlag war kein Thema für mich. Doch als wir in Luckau waren, mahnte er mich während einer Freistunde: „Du mußt es tun, sonst läuft dir die Zeit weg.“ Dann drängte er: „Ich sag es nicht von mir aus. Du weißt, wer unsere Hilfe braucht, die du hier oder im KZ nicht geben kannst. Es ist ein Auftrag, den ich dir übermitteln soll.“

Ich wollte nicht so einfach klein begeben, obwohl ich wußte, wer der Auftraggeber war. Und die Tage vergingen, und ich sah immer noch Ulferts Augen auf mich gerichtet, der jetzt auf einem anderen Flügel lag. Ich spürte,

wie der Eisberg in mir doch zu schmelzen begann. Ein Auftrag war für mich immer eine Erfüllungspflicht. Ich hatte längst schon in Gedanken „Ja“ zu Ulferts Vorschlag gesagt. Aber er wußte auch, daß es für mich keine leichte Sache werden würde. Sie ging ans Gewissen. Aber handeln mußte ich. So warf ich folgerichtig eines Morgens die Klappe. Ich hörte die Schritte des Schließers, der es nicht liebte, in seiner Trägheit gestört zu werden. Jetzt waren sie vor meiner Zellentür. Ich vernahm das Klimpern des Schlüsselbundes und dann das Knarren des Schlosses. Die Zellentür öffnete sich.

„Was willst du?“ fragte der Schließer unwirsch.

„Ich bitte, dem Direktor vorgeführt zu werden.“

„Kann ja jeder kommen“, fiel er mir ins Wort. Seine Stimme klang rostig. Dann wollte er doch wissen, was der Grund der Vorführung wäre. „Eine Klage kannst du dir ersparen“, beugte er vor, schielte auf mich herab und erwartete die Antwort. „Ich möchte ein Gnadengesuch einreichen.“

Der Schließer lachte hämisch auf: „Hast dich wohl selber weich gekloppt?“ und schloß wütend die Tür. Er gehörte zu jenem Anstaltspersonal, das längst die Alten abgelöst hatte, weil sie die Weimarer waren. Das frische Blut stellte die SA, die jetzt zeigen wollte, in welcher Zeit ich mich befand.

Ich wurde dem Direktor nicht vorgeführt, bekam aber anderntags ein amtliches Papier, Federhalter und Tinte. Ich schrieb das Gnadengesuch. Was ich aufs Papier brachte, war gewiß nicht das Gelbe vom Ei, das eine Sinnesänderung andeuten sollte. Ich konnte mich nicht überwinden und besaß nur den Pluspunkt, daß sich in meiner Haftakte keine Disziplinarstrafe befand. Trotzdem vermochte ich nicht zu verhindern, daß mir wieder die Schamröte ins Gesicht stieg, dem verhaßten System den kleinen Finger gereicht zu haben. Ich war wütend auf mich und auf Ulfert.

Eine Antwort auf mein Gesuch bekam ich nicht. Sie lag wohl in meiner Akte begraben. Auch glaubte ich nicht an einen Gnadenerweis. Ich war mir jetzt sicher, nicht entlassen zu werden. Am letzten Tag der Zuchthausstrafe, zwölfuhrdreißig, es war der 19. September 1941, wurde ich dem Polizeipräsidium Berlin überstellt und, ohne vorher noch einmal durch die Gestapo vernommen zu werden, am 6. Dezember als Nikolausgeschenk mit 24 anderen Leidensgenossen ins Lager Sachsenhausen hineingepreßelt ...

Die Zeit war fortgeschritten, und die Nacht schlich sich ein. Auch ein Geräusch an der Schreibtubentür verlangte das Ende meines Gedankenganges, denn der 1. Lagerälteste, Heinz Bartsch, betrat die Schreibstube, sah mich

an, runzelte die Stirn und sagte vorwurfsvoll: „Du bist noch hier! Es ist bald zehn Uhr!“

Ich raffte meine Papiere vom Tisch, barg sie in der Schublade, wünschte ihm eine „Gute Nacht!“ und verließ im Eiltempo die Schreibstube.

Ich hielt mich nicht lange im Tagesraum meines Blockes auf. Die Kameraden waren schon eingefahren, die Bänke auf die Tische gestellt, und der Stubendienst fegte den ölgetränkten Fußboden. Ludwig, mein Blockältester, trieb ihn zur Eile an. Punkt zehn Uhr wird die Lagerlocke scheppern und das Notlicht in den Blöcken erlöschen. Schnell zog ich mich aus, ordnete meine Kleidung und legte mich ins Bett.

Meine Tätigkeit war im Gegensatz zu der der meisten Häftlinge im Lager nicht schwer. Diese Arbeit lag hinter mir. Ich war darum nicht allzu müde und konnte nicht sofort einschlafen. In Gedanken verarbeitete ich die Gerüchte, die hier wie anderswo gleich Schweifsternen am nächtlichen Himmel geisterten. Sie blieben an mir hängen und verdichteten sich langsam zur Wahrheit.

Da wurde von einem geschwätzigem Blockführer, dem es noch nicht verönt war, direkt am „Goldenen Zeitalter“ der Lagerführung beteiligt zu sein, mit vorgehaltener Hand und mit viel Häme einem Vorarbeiter zugeflüstert: „Man hat einen SS-Chargierten ertappt, der in Berlin Gold verscherbeln wollte, das im Industriebetrieb anfällt.“

Die Goldgeschichte begann zu rollen und damit, wenn auch nicht so gleich, meine Geschichte, grau in grau und nicht in gold ...

Es war ein regennasser Herbsttag, als in der Berliner Taubentzenstraße ein Mann mittleren Alters vor einem Juweliergeschäft stehenblieb. Der Anzug war feucht und zerknittert und nicht modischen Schnitts. Er fühlte sich unbehaglich in Zivil, denn er war gewohnt, andere Kleidungsstücke zu tragen. Sein Blick war auf das Innere des Schaufensters gerichtet. Es gab nicht viel zu sehen. Ein paar Taschenuhren, verschiedene Wecker, billige Schaustücke. Was Wert besaß, war sicherlich luftschuttsicher aufbewahrt. Über dem Schaufenster, das mit Papierstreifen überklebt war, blieb dem aufmerksamen Auge nicht verborgen, daß trotz mehrfacher Übertünchung immer wieder die Schrift durchdrang, die verriet, daß der Besitzer dieses Geschäftes ein gewisser Samuel Lewin gewesen war, der längst durch einen der Feueröfen von Auschwitz gegangen war und durch diese Geisterschrift, gleich einem Menetekel, im Gedächtnis der Menschen bleiben wollte.

Der jetzige Inhaber ist der damalige Angestellte des Juden Samuel Lewin, ein Bonbonträger, arisch-blond und eifriger Parteigänger, jetzt nicht mehr ganz frei von Ängsten. Die Zeit ist mit Riesenschritten der ehemaligen Sieges-Euphorie entflohen. Die „Vorzüge“ des Dritten Reiches zeigten sich dem deutschen Volke in ständigen Rückzügen, nicht zugerechnet die andauernden nächtlichen Bombenabwürfe auf Berlin, die auch sein Haus nicht verschont hatten, denn der Dachstuhl ist schon arg lädiert und regendurchlässig geworden.

Das waren zwar alles Ängste, jedoch nicht die Hauptangst, auf die Möglichkeit gefaßt zu sein, daß anderntags durch neue Bombenabwürfe von seinem Haus nur Trümmer übrigbleiben könnten. Er fürchtete den Tag, an dem er geradestehen müßte für das, was sich in den Jahren der Nazi-Herrschaft nicht alles an Unmenschlichkeit getan, an dem auch er seinen Anteil besaß, den er sich auf schäbigste Weise ergaunert hatte. Das machte ihn mürrisch und mißtrauisch seinen Kunden gegenüber, die oft nur kamen, eine goldene Brosche, eine Halskette oder einen Ring zu verkaufen, deren Träger in solchen Bombennächten ums Leben gekommen waren.

Jetzt trat der Mann, der lange unschlüssig vor dem Geschäft gestanden hatte, in den Laden, angekündigt durch die melodisch klingende Türglocke, deren Töne sich aber in den trüben Tag hinein verloren. Der Mann legte dem Geschäftsinhaber eine goldene Sprungdeckeluhr auf die Glasvitrine.

„Ich möchte sie verkaufen.“

Brumel nahm die Uhr und ließ den Deckel springen. Er erschrak sichtlich. Auf der Innenseite des Sprungdeckels las er die eingravierte Schrift: „Dem lieben Aaron von seiner Sara.“ Ihm war, als stünde sein ehemaliger Prinzipal, obwohl dieser nicht Aaron hieß, leibhaftig vor ihm, und er brauchte Zeit, sich zu fassen. Doch die Angst und das Mißtrauen blieben, denn er wußte, daß sich seit der Kristallnacht kein „Judengold“ in zivilen Händen befinden durfte. „Will er mir eine Falle stellen?“ dachte Brumel. „Woher hat er die Uhr? Und warum kommt er damit ausgerechnet zu mir?“ Als er die unruhigen Blicke des Kunden spürte, riß er sich zusammen und sagte: „Einen Augenblick! Ich muß erst den Goldgehalt Ihrer Uhr feststellen.“

Es war eine Ausflucht. Die Uhr war echt. Er hätte sie gerne erworben. Dann ging er in den hintersten Raum, zögerte erst, rief dann doch die Gestapo an, die er in der Prinz-Albrecht-Straße wußte, und machte sie auf seinen Kunden aufmerksam.

Von ihr bis zur Tauentzienstraße war es ein Katzensprung, auch wenn man wegen der vielen Trümmerhaufen Umwege in Kauf nehmen mußte.

Dem Verkäufer wurde erst jetzt bewußt, wie leichtsinnig er war. Aber er brauchte Geld. Weibergeschichten machten ihm das Leben schwer. Zudem war er verheiratet. Bei der SS zu sein war zwar rühmlich, jedoch für seine Lebensart nicht allzu einträglich. Er spürte das plötzliche Mißtrauen des Juweliers, der sich verdächtig lange in dem hinteren Raum aufhielt. Die Gefahr ahnend, verließ er fluchtartig das Geschäft und lief geradewegs den Gestapo-Beamten in die Arme.

„So eilig, Volksgenosse?“

Sie griffen ihn an den Armen und führten ihn in das Geschäft zurück.

Hinter der Vitrine stand Brumel unschlüssig und erschreckt zugleich, da er seinen Kunden vermißte und ihn plötzlich widersah.

„Ist das der Uhrenverkäufer?“ fragte einer der Beamten. Brumel nickte und legte die Sprungdeckeluhr auf die Vitrine zurück.

Einer der Beamten nahm sie in die Hand, ließ den Deckel springen und grinste den seltsamen Kunden an. „Bist wohl der Erbe des so selig von uns Gegangenen?“

„Ihren Ausweis!“ verlangte der andere, ohne sich auf ein Gespräch mit ihm einzulassen. Was er sah, genügte ihm. „Sie sind verhaftet! Die Uhr ist beschlagnahmt.“ Dann wandte er sich an den Juwelier: „Sie werden sicherlich als Zeuge gebraucht. Halten Sie sich bereit.“

Dann verließen sie mit Wuckel, denn so hieß der „Uhrenmensch“, den Laden. Die Türglocke mit ihrem Klang läutete ihm unruhige Tage ein ...

Es war eine einfache Schulaufgabe des Amtes IV in der Prinz-Albrecht-Straße, festzustellen, daß SS-Oberscharführer Wuckel im KZ Sachsenhausen täglich ein Heer von Häftlingen mit dem Prügelstock zur Zwangsarbeit in die SS-eigene Schuhfabrik trieb, die sich jenseits der Mauer im Industriebhof befand.

In den dort vorhandenen Baracken wurden Schuhe und Kleidung vergaster Juden zertrennt. Die in ihnen entdeckten Wertsachen, eine lukrative Einnahmequelle des NS-Reiches, wurden von der Reichsbank übernommen. Aber immerhin blieb, wie im Falle Wuckel, nicht wenig Goldenes an den Händen der SS kleben.

Doch das Amt IV, das sich nur mit politischen Fällen befaßte und in zunehmendem Maße alle Hände voll zu tun hatte, stufte die Angelegenheit

Wuckel als Wirtschaftsverbrechen ein und übergab den Fall dem Reichskriminalpolizeiamt (RKPA), das sich mit der Dienststelle des SS-Richters ZbV, Dr. Morten, in Verbindung zu setzen hatte. Sie befand sich im Hauptquartier des Reichsführers SS in Lichterfelde. Wuckel verblieb bis zur Übernahme durch das RKPA im Hausgefängnis der Prinz-Albrecht-Straße. Ihm dämmerte es langsam, daß er mit seinem mißglückten Uhrenverkauf etwas in Gang gebracht hatte, das ihm noch bitter aufstoßen könnte. Doch dann machte er sich selber Mut: „Was ist schon eine Judenuhr? Die über mir haben mehr Gold am Stecken.“



So landete der Fall Wuckel auf dem Schreibtisch des SS-Obersturmbannführers Dr. Filberti vom Amt W I in der Wörthstraße 20, wo sich das RKPA befand. Zwischen der Wörth- und der Prinz-Albrecht-Straße bestand nach außen ein loyales Verhältnis, jedoch im Inneren ein gespaltenes. Das war nicht immer so. In den Erfolgsjahren der Blitzkriege war man eine Duzgemeinschaft in der Gewißheit, den Globus durch einen militärischen Abwasch für alle Ewigkeit im Griff zu haben; dann gab es eine Zeit des individuellen Überdenkens der Lage, des Belauerns und des Mißtrauens, in der man zur Rettung seiner Haut heimliche Pläne schmiedete, während das Volk noch dem von Goebbels herausgeschrien Totalen Krieg opferreich huldigte.

Immer, wenn die Mannen um Dr. Filberti versuchten, ihre Nasen etwas tiefer in das kriminelle Tun der SS zu stecken, dann kam meistens vom Reichsführer SS, der über beide Filialen das Sagen besaß, der Stoppbefehl. Filberti wie auch seine Kriminalisten fühlten sich um ihre Lorbeeren betrogen, ohne jedoch einen Einspruch zu wagen. So versickerte vieles im Sande, oder es wurden stillschweigende Entscheidungen gefällt, an denen das RKPA nicht teilzunehmen hatte. Die Weste der SS blieb mal wieder ungewaschen sauber.

Filberti, der sich wenig operativ betätigte und durch seine Sessel-Hockerei immer mehr an stattlicher Figur verlor, wunderte sich, daß H. H. zugestimmt haben mochte, ihm eine solche Aufgabe zu übertragen, die ihn zwangsläufig ins KZ Sachsenhausen führen würde. Die SS erledigte doch sonst ihre Sachen selber, zumal doch ihr Colt stets locker hing.

Sein einziger Zugang zum Lager bestand zu jener Baracke, in der das RKPA eine Werkstatt besonderer Art besaß, die ihre Aufträge vom Ribbentropschen Außenministerium sowie von der militärischen Abwehr be-

kam. In ihr fielen keine Goldsachen an. Diplomatentaschen als Geschenk für unliebsame Politiker, die die Eigenschaft besaßen, beim Öffnen der Schlösser samt dem Beschenkten in die Luft zu gehen. Aber auch andere niedliche Dinge wie Füllhalter, Feuerzeuge zum einmaligen Gebrauch, fabrizierte die Werkstatt. Selbst Fleischmahlzeiten für kriegsmüde Generäle wurden für einen Heldentod speziell hergestellt. Dieses war zwar keine beliebte Beschäftigung, aber die Häftlinge besserten ihren schmalen Ernährungsetat ein wenig auf, ehe der Leiter den Konserven das todbringende Gift zusetzte.

Es war Filbertis löbliche Absicht, die ihm aufgetragene Angelegenheit vom Schreibtisch aus energisch anzugehen. Da die „Wuckelsache“, er war davon überzeugt, sich ausweiten würde, dachte er an eine Sonderkommission. Er wollte in diesem Schachspiel kein Berliner Bauernopfer bringen, so hatte er als Leiter den SS-Sturmführer Kriminalkommissar Cornelius aus der Dienststelle in Köln im Visier, der in der Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität nicht ohne Erfolg war. Zwei seiner Mitarbeiter, auf die er im Notfall verzichten könnte, würde er ihm aus seiner Berliner Dienststelle zur Verfügung stellen müssen. Er lachte. Sie bekommen die Gelegenheit, ihre Hörner abzustoßen. Cornelius werde ich für die Dauer seiner Untersuchungen mir persönlich unterstellen und ihn mit allen Vollmachten ausstatten, denen keiner der Herren aus dem KL sich widersetzen könnte. Der dortige Zellenbau müßte einige Gemächer freigeben. In eines derselben wird natürlich Wuckel aus dem Hausgefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße überstellt werden, um ihn in eigener Regie vernehmen zu können. Ohne Gift und Galle, so denke ich, wird es wohl in Sachsenhausen nicht abgehen. Es wäre ein Trugschluß, würde ich in der dortigen Hengstkoppel keine Widersacher finden. Er lachte wieder. Das Gesicht des Gernegroß Kaindl möchte ich jetzt schon sehen. Cornelius wird das Vergnügen haben, nicht ich. Leider. Er klingelte. Seine Sekretärin, dunkelhaarig mit einem Dutt, betrat den Raum. „Herr Doktor wünschen?“ Ihre Stimme war rau. Sie sah auf Filberti, in der Hand hielt sie den Stenoblock.

„Holen Sie mir Dr. Morten heran, Käthe.“

„Sofort, Herr Doktor!“ Ihre austragende Gestalt verließ das Arbeitszimmer. Er hatte sie von seinem Vorgänger übernommen. Obwohl er auf „jung“ stand, blieb sie, da seine Frau aus Erfahrung sich in dieser Frage eine Mitsprache gesichert hatte. Er trommelte nervös mit seinen Fingern auf die Schreibtischplatte. Weil ihm das Warten zuviel wurde, stand er auf, winkelte die Arme und stieß sie mehrmals nach hinten, ging dann ans Fenster. Was er sah, erfreu-

te ihn nicht. Der Stadtteil, in dem sich seine Dienststelle befand, glich einer Kraterlandschaft. „Der Meier“, sagte er halblaut und dachte an Göring. „Auch mir versprach er, daß ich nicht ein einziges Feindflugzeug über deutschen Landen sehen werde. Jetzt tummeln sie sich, als wäre Berlin für sie eine Spielwiese.“ Die zigarrenrauchgeschwängerte Luft im Raum machte müde. Er wollte deswegen das Fenster öffnen, ließ es dann doch sein, denn der Wind wirbelte auch so schon Myriaden von Staubkörnern durch die schlecht schließenden Fenster. Außerdem ließen sie den Geruch schwelender Brände durch.

Als er ein Geräusch vernahm, drehte er sich um. In der Tür stand seine Sekretärin. „Lichterfelde teilt mit, daß Dr. Morten aus dem Hause gegangen ist und auf dem Wege zur Wörthstraße sei.“

„So, so!“ murmelte Filberti. „Da will man ihn sprechen, und er kommt selber her. Aber warum? Will er vielleicht auch etwas von mir? Wahrscheinlich wohl in der gleichen Sache.“ Filberti liebte Überraschungen, aber nur, wenn er sie selbst auslöste und es nicht andere taten. Ein ZbV-Mann ist leider für Überraschungen immer gut. Um sicher zu gehen, gab er seiner Vorzimmer-Dame den Auftrag, Dr. Morten unten an der Wache abzufangen und ihn heraufzubitten. Morten, das wußte er, war ein Feueranfacher und Löscher zugleich, je nachdem, woher der Wind kam, und ein vielbeschäftigter Mann, den man nicht liebte, desto mehr fürchtete. Es lag wohl daran, daß er bestrebt war, in der gegenwärtigen Atmosphäre der Verbrechensbekämpfung mehr als nur sein Soll zu erbringen.

Dr. Morten klopfte, wenn es nicht gerade die Tür des Reichsführers war, nie an. Er stürzte stets in die Heiligtümer der anderen hinein, als wären es seine. So auch jetzt, als er Filbertis Arbeitszimmer betrat, als wollte er ihn in flagranti erwischen. Als hätte er Filberti ein Jahrzehnt lang nicht gesehen, drückte er ihm langanhaltend die Hand. „Judashand“, dachte Filberti und kam nicht umhin, ihm eine Zigarre anzubieten, was ihm Morten mit einem Grinsen honorierte. Anschließend goß er ihm den letzten Rest seines französischen Weinbrands ein. Er tat es mit einem gewissen Ritual.

Als Morten ihn wie ein gewöhnliches Gesöff herunterstürzte, dachte Filberti ärgerlich: „Er gießt den kostbaren Tropfen herunter, als wäre er Wasser.“ Im Gegensatz zu Morten war er ein echter Genießer. Bei ihm zerschmolz jeder Tropfen auf der Zunge. Gaumen, selbst Nase ließ er teilnehmen, indem er stets vor dem Genuß das Glas vor seinem Riechorgan hin und her schwenkte.

Als Dr. Morten sich unaufgefordert setzte, sagte Filberti: „Ich brauche Ihre Hilfe, Morten!“ - Er vermied es, ihn mit dem Titel anzusprechen, denn die Ehrenbezeugungen, die sie von den unteren Diensträngen verlangten, hatten sie sich nie geleistet, obwohl noch bei Morten das „Ober“ zum Sturm-  
bannführer fehlte, während es Filberti längst schon bekommen hatte und er sich nicht mehr mit dem „Unter“ heraufzusehen brauchte.

„Ich habe vom Amt IV der Prinz-Albrecht-Straße einen Auftrag übertragen bekommen,“ führte er sein Gespräch weiter. „Er wird mich zwangsläufig ins KZ Sachsenhausen führen ...“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach ihn Dr. Morten. „Deswegen bin ich ja hier, weil Sie meine Hilfe gebrauchen werden“, log er und dehnte das letzte Wort gehörig aus. Er grientete dabei, als wäre nicht er der Unter-, sondern der Obersturmbannführer.

Filberti registrierte ärgerlich die Überheblichkeit seines Gegenübers, während sich Morten innerlich eingestand, nicht viel zu wissen, und er hatte gar nicht zu ihm gewollt, hätte ihn dessen Sekretärin nicht unten abgefangen. Aber Dr. Morten war es gewohnt, solche Dinge für sich zu verbuchen.

Dr. Morten, der jetzt auf Himmler schielte, der im Großformat von der Wand auf ihn zu schauen schien, meinte: „Eigentlich war es immer die Sache der Prinz-Albrecht-Straße, wenn es um die Häftlinge dort ging, oder der Lagerführung, die sich sonst für zuständig hält.“

„Diesmal, Morten geht es nicht um die Häftlinge allein, sondern auch um die SS dort. Goldschiebungen, verstehen Sie?“

„Ist mir bekannt“, log Morten weiter und machte ein wissendes Gesicht. „Es wird eine Untersuchung ohne Abschluß.“

„Das kann passieren, erwiderte Filberti, der durchaus derselben Meinung war. „Aber das Amt IV, sicherlich mit Zustimmung des Reichsführers, gab mir den Auftrag. Vielleicht stoßen wir dieses Mal bis auf die Wurzel des Goldzahnes vor.“

„Schwierig“, ging Dr. Morten auf Filbertis Bemerkung ein.

„Sie werden vielmehr auf Himmlers Nerv stoßen.“

Beide lachten.

„Der Befehl liegt auf dem Tisch. Ich muß ihn ausführen, Morten, Ihnen wird der Nerv nicht kitzeln. Das Stoppschild werde ich bekommen, und Sie haben eine Arbeit weniger. Sie müßten bei Himmler für den Leiter meiner Sonderkommission, SS-Sturmführer Cornelius, um eine Vollmacht bitten. Sie

haben“ - Filberti schmeichelte jetzt Morten -“bei ihm einen Stein im Brett. Alles andere läge dann in den Händen des Kriminalkommissars Cornelius, der Sie dann nicht weiter belästigen würde.“

Morten hatte keinen Einwand. „Das mit der Vollmacht geht in Ordnung. Ich schicke sie Ihnen zu.“ Es klang gönnerhaft.

Filberti kam es aber nur darauf an, die Verantwortung von seiner Schulter auf andere zu verlagern, denn man konnte ja nie wissen, wie der Karren fahren würde. Schließlich wollte er als Ankläger nicht zum Angeklagten werden. Beispiele gab es ja genug. Ganz gewiß würde man sie einmal in Himmlers Tagebuch finden.

Als Dr. Morten gegangen war, rief Filberti noch einmal die Sekretärin herein. „Käthe, seien Sie so freundlich und rufen Sie in meinem Auftrag Cornelius aus der Dienststelle in Köln an. Er soll sofort zu mir kommen. Vergessen Sie nicht, ihm zu sagen, mit Reisegepäck.“

Danach ließ sich Filberti von ihr in den Mantel helfen, versiegelte sein Zimmer und verließ die Dienststelle. Er wollte nach Hause. Seine Wohnung befand sich am Rande von Berlin und war den nächtlichen Bombenangriffen bisher entgangen. Das heiterte stets sein Gemüt merklich auf. Er ließ sich von einem halbwüchsigen Mädchen, das sein Landjahr bei ihm, meist unter den Augen seiner eifersüchtigen Frau, ableistete, Mantel und Stiefel ausziehen, bevor er sich in sein Wohnzimmer begab und sich in einen Sessel warf, als hätte er eine schwere Arbeit hinter sich. Die Sache „Wuckel“ glaubte er in rechte Hände gelegt zu haben.



Als am anderen Tag noch vor dem Frühappell - das Intermezzo Filberti-Morten war längst zu Ende - ich zu meinem Schemel in der Schreibstube zurück mußte, blies mir kalt der Wind ins Gesicht. Die Blätter der Pappeln, die hinter dem Appellplatz das Lager in zwei Hälften trennten, wirbelten durch den herbstlichen Morgen. Ich versuchte darum, schnell meinen Arbeitsplatz zu erreichen.

Die Schreibstubenbesatzung war wie ein heimtückisches Gemisch, das meist dann explodierte, wenn es die Lagerführung oder die Prinz-Albrecht-Straße befahl. Das geschah vor allem zur herbstlichen Erntezeit. Und sie war angebrochen.

Dieses Gemisch setzte sich aus Asozialen, Kriminellen und Politischen zusammen. Sie sollten sich gegenseitig überwachen. So dachte es sich die Lagerführung, und sie glaubte, dadurch die Schreibstube stets im Griff zu haben. Wir Politischen versuchten durch eine gesunde Atmosphäre mit den Schwarz-Grünen auszukommen, denn auch sie waren dem Sog der SS ausgesetzt. Aber es gelang nicht immer, da die vielen individuellen Interessen und ihr Kampf zum Überleben zu verschieden waren und ihr Handeln bestimmten. Platze einer aus ihrer Riege, dann verschwand er für einige Wochen in der Strafkompagnie, in der Härte und Brutalität das Handwerk der Blockältesten waren.

Glaubte die Lagerführung bei den Politischen einen Grund gefunden zu haben einzugreifen, dann ging es meist spektakulär vor sich, weil sie stets ein politisches Motiv im Vergehen des Häftlings zu erkennen meinte. Häufig endete es dann tragisch für den Betroffenen.

Als nach dem Überfall auf die Sowjetunion die kriegsgefangenen Politkommissare aus den Wehrmachtslagern ausgesondert und für die Aktion „Kugel“ ins Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt wurden, verschwanden sie für immer. Achtzehntausend junge Menschen fielen innerhalb dreier Wochen dem Genickschußbacchanal der SS zum Opfer. Viele von ihnen waren erst gar nicht in das sogenannte Kriegsgefangenen-Arbeitslager eingewiesen worden. Die dort gegen jedes Völkerrecht Untergebrachten waren alle auf Hungerration gesetzt und starben so dahin, obwohl die deutschen Kameraden eine opferreiche Solidarität für sie übten.

Das war auch die Ursache für den nächsten Schlag gegen die Rotwinkel in der Schreibstube. Die SS holte in der Nacht zum 1. Oktober 1942 die Lagerältesten Naujocks und Buchmann vom Arbeitseinsatz aus ihren Bettverschlägen und verschleppten sie in den Zellenbau. Vier Wochen später wurden sie mit sechzehn ihrer Kameraden dem Lager Flossenbürg überstellt. Unter einer grünen Kapo-Ära glaubten sie, um ihr Leben bangen zu müssen. Doch erstmalig in ihrem Häftlingsdasein genossen sie eine seltsame Hilfe durch die Bver, die Hoffnung weckte.

Im Zuge der Neuaufstockung des Arbeitskommandos gehörte ich zum nächsten Nachschub für die Schreibstube, nicht von der Lagerführung ausgesucht, sondern nur vom Rapportführer Horn bestätigt, aber über den neuen Lagerältesten Bartsch vom Lagerkomitee vorgeschlagen und hineinlanciert. Um diese Zeit bedurfte ich auch dringend der Solidarität der Kameraden.

Ich war nach der Einlieferung ins Lager wie alle Neuzugänge zuerst in den Quarantäneblock 36 eingewiesen worden. Die Politische Abteilung nahm meine Registrierung im Block 68 vor. Ich bekam neben der Häftlingsnummer, dem Verlust meiner Haare gegen Läusebefall eine stinkende Lösung unter die Arme und in den Schritt gesprüht. Sonst aber war die PA unter Erdmann von der Gestapo vor dem Draht angesiedelt. Ein holländischer Kamerad war dort Vorarbeiter.

Hier im Block 68 erlebte ich die zweite handgreifliche Attacke des Tages, die erkennen ließ, wie geborgen ich mich fühlen sollte. Da aller guten Dinge drei sind, überfiel mich die dritte durch den für den Quarantäneblock zuständigen Blockführer Knittel. Er schlug wie ein Berserker auf uns ein, daß jeder bestrebt war, so schnell wie möglich in den Block zu gelangen, in den wir ohnehin hinein sollten. Wir landeten im Klo-Raum, vor jedes Becken hingepregelt. Uns sollte wohl das Kacken ankommen. Danach mußten wir zu Statuen erstarren. Dann setzte sich Knittel mit untergehakten Armen in Position, als wäre er Göring. Nach längerer Musterung und mit einem hypnotischen Blick begann er plötzlich zu brüllen: „So, ihr Judensäue, Arschficker und Kommunistenschweine! Willkommen in eurer neuen Heimat!“

Dann ergänzte er grinsend: „Hätte ja beinahe vergessen, die beiden Itzigs sind ja schon in ihrem hebräischen Himmel.“

„Dieses Vieh“, dachte ich. Er hat zugesehen, wie die beiden jüdischen Zugänge starben. Sie waren auf dem Wege vom Tor zum Block 68 zusammengebrochen, den wir alle im Laufschrift zu bewältigen hatten. Ihr Gepäck, das sie nicht mehr zu tragen vermochten und doch tragen mußten, war mit eine der Ursachen ihres schrecklichen Todes.

Knittel vermittelte uns weiter eine Lektion, was wir noch zu erwarten hätten und was wir nicht zu erwarten bräuchten. Schließlich schrie er nach dem Blockältesten.

Rotkegel, ein Politischer aus Forst stammend, mit dem Streifen eines Rückfälligen an der Jacke, kam aus dem A-Flügel angerannt. „Blockältester zur Stelle!“ meldete er.

Seine Funktion ist, wie ich später erkannte, nicht besonders beneidenswert, doch für mich und andere ein großes Geschenk. Er hilft, wo er kann, signalisiert dem großen Lager die eingelieferten Häftlinge, die eines besonderen Schutzes bedurften.

Knittel sagte grinsend zu Rotkegel: „Für die im Scheißlokal ist Fasten- tag angesagt!“ und zeigte dabei auf uns.

„Jawohl, Blockführer!“ antwortete Rotkegel und dachte: „Warum sagt er mir dies? Hungern ist doch Lager-Usus.“

Als Knittel endlich ging, folgte ihm Rotkegel bis zur Tür, blinzelte uns aber an und legte den Finger auf den Mund. Dann horchte er nach draußen, denn Knittel besaß wie die anderen seiner Sorte die Angewohnheit zu lau- schen. Doch diesmal war er wirklich gegangen. Der Tag war ihm zu frostig. Rotkegel kam zurück. „Ihr werdet stehen müssen bis zum Abendappell. Dann kommt Knittel wieder, wenn nicht schon vorher. Wir wissen es nie. Ihr müßt jetzt in den Waschraum nebenan. Das Klo wird noch von anderen gebraucht. Bleibt aber in der Reihe und versucht, euch irgendwie warmzurubbeln, sonst holt ihr euch jetzt schon eine Lungenentzündung weg, die hier kaum jemand übersteht. Morgen sieht es schon etwas anders aus. Dann sind meist neue Zugänge da, und Knittel hat dann für euch weniger Zeit. Doch das Steh- kommando kann ich euch nicht ersparen, das ist eure Arbeit, so lange ihr hier in der Quarantäne seid. Es sei denn, einer von euch bringt den Typhus mit. Dann wagt sich keiner der Blockführer hierher, und wir haben gewissermaßen Narrenfreiheit im Block. Aber fragt mich nicht, was mit dem Kranken ge- schieht. So, nun wißt ihr einiges. Reißt euch am Riemen. Ich helfe, wo ich helfen kann. Es wird immer nur wenig sein.“

Es war gut, solche Worte zu hören, nachdem wir Knittels Geschrei über uns hatten ergehen lassen müssen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu versuchen, unsere erstarrten Körper durch Bewegung im Stand aufzuheizen. Wir begannen zu rubbeln. Alex und ich wechselten uns dabei ab. Es half ein wenig. Doch recht warm wurden wir nicht. Ich sehnte den Abendappell her- bei. In der Tat rief uns Rotkegel schon eine halbe Stunde vorher heraus. Wir konnten uns bewegen. Die Kälte in den Füßen schien langsam zu weichen. Jetzt sah ich auch die anderen Insassen des Blocks. Sie hatten es wenig besser als wir. Wenn auch sie stehen mußten, so waren doch die Tagesräume mäßig geheizt. Meiner Größe entsprechend, stand ich am Ende der ersten Reihe. Ordnungsgemäß mußte sich links von mir der Stubenälteste einreihen. Er war gewissermaßen der geometrische Punkt zu dem Blockältesten, der vorn stand, um zu ihm die schnurgerade Linie herzustellen. Dabei wurde mir ganz warm, trotz der Kälte des Abends.

„Mensch! Bist du es, Willy?“ Ich stieß ihn an.

„Pst“, machte mein Schlußmann. „Knittel kommt angestelzt. Nach dem Appell komm ich zu dir.“

Ich schwieg. Rotkegel meldete Knittel die Blockstärke, der jetzt die Reihe abschrift und sein Zählergebnis mit Rotkegels Angaben verglich. Er brummete etwas vor sich hin und hatte es dann eilig, die Blockstärke vorn am Tor dem Rapportführer zu melden. Erst als vom Appellplatz der Befehl erscholl, durften wir in den Block und in den Waschraum zurück. Die Zeit wurde mir unendlich lang, aber Knittel kam nicht zurück. Dann holte mich Willy Prötzmann in den Tagesraum. Ich kannte ihn aus der Hechelbude des Zuchthauses in Gollnow, wo ich ein vorübergehender unfreiwilliger Gast war.

Willy wies mir in seiner Ecke einen Schemel an und sagte: „Ich möchte dich gern umarmen, aber es braucht hier niemand zu wissen, daß wir uns kennen. Ich hab dich schon erwartet, denn ich wußte ja deinen Entlassungstermin. Nun bist du hier. Mit Rotkegel habe ich schon gesprochen, wie wir dich beschäftigen können, ehe dir das Wasser in die Beine schießt. Außerdem bist du dann sicherer vor Knittels Allüren.“

Dann schob er mir eine Kuhle Brot zu. „Iß sie hier“, sagte er, „die im Waschraum brauchen es nicht zu sehen, weil ich nicht jedem helfen kann.“

Ich war hungrig, doch steckte ich einen Teil des Brotes in die Tasche, die ich später zunähen mußte, laut Befehl der Lagerführung. Willy sah es, sagte aber nichts. Er hätte gewiß nicht anders gehandelt. Doch ich hatte noch etwas auf dem Herzen. „Willy, im Waschraum hab ich noch einen guten Kumpel, Alex Krapp aus Berlin. Wir lernten uns in dem umfunktionierten Pferdestall des Polizeipräsidiums kennen.“

„Mach dir um ihn keine Sorge“, erwiderte Willy.

Kurz vor dem Einfahren wurden wir auf die Tagesräume und Schlafsäle verteilt. Alex und ich blieben bei Prötzmann auf dem B-Flügel. Eine viertel Stunde später kroch ich in das klammfeuchte Bett und zitterte mich langsam warm.

Es war eine makabre Tätigkeit, für die mich Willy anderntags ausgesucht hatte: die Leichen der verhungerten Kriegsgefangenen, die jeden Morgen vor dem Tor des Russenlagers lagen, mit Alex Krapp in den Keller unterhalb der Pathologie zu schleppen. Hätte Willy mir nicht die Erklärung gegeben, ich hätte es nicht als Hilfe empfunden. So aber zählte ich die Toten - es waren Gerippe, überzogen von schorfiger Haut - und gab ihm die Anzahl an, ohne Kommentar seinerseits. Da es keine Trage gab, mußten wir sie an ihren

Händen und Füßen fassen und sie im Laufschrift über den Appellplatz tragen. Das Krematorium besaß noch nicht die jetzige Kapazität der Verbrennungsöfen, die um diese Zeit im Freien standen. Am Anfang würgte mich der süßliche Leichengeruch, der aus dem Keller drang. Später gewöhnte ich mich an ihn. Trotzdem besaßen wir den Vorteil, Knittels „Sportübungen“ im Block zu entgehen. Als wir von der Pathologie zurückkamen, stieß ich Alex an. „Am Tor stehen Zugänge. Hoffentlich ist kein jüdischer Kamerad unter ihnen.“ Ein ungutes Gefühl erfaßte mich. Ich mußte an die beiden Toten des Vortages denken.

Die andere freie Zeit saß ich mit Alex Krapp, der mich immer mit ängstlichem Gesichtsausdruck anblickte, an den Schöpfkellen, die wir im Laufe der Quarantäne bald durchgescheuert haben mußten. So verliefen die vier Wochen, ich wurde mit Alex auf den Block 47 verlegt, bekam zugleich vom Blockältesten Ludwig Schuster, der mich mochte, mein erstes Arbeitskommando zugeteilt. Eigentlich kannte ich es schon, denn jeder Neuzugang kam zuerst auf das Klinkerwerk, das am Kaiser-Wilhelm-Kanal lag. Da half auch Prötzmanns Vitamin B nicht.

Das Klinkerwerk war eine Hölle und das Arbeitskommando ein Todeskommando, das morgens mit zweitausend Häftlingen ausrückte und mit hunderten Toten ins Lager zurück mußte.

Vom Arbeitseinsatz war ich als „Läufer“ bei den „Erd- und Steinwerken“, ebenfalls einem SS-Betrieb, eingesetzt. Dieser arbeitete mit Häftlingen, die von Beruf Steinmetze waren oder als solche ausgebildet wurden. Unentwegt klang das Klicken der Meißel auf hartem Granit, der aus den Steinbrüchen von Groß-Rosen, Flossenbürg und Mauthausen stammte. Bausteine für des Führers größtes Schandmal, das irgendwo nach seinem Willen in Berlin errichtet werden sollte, gigantisch, daß die Siegestsäule im Tierpark kümmerlich wirken mußte. Ich besaß Einblick in die Zeichnungen, die ich vom zivilen Chef über Form und Größe der Steinblöcke dem Meister oder dessen Mitarbeiter zu überbringen hatte und natürlich immer im Laufschrift. Das wäre zu ertragen gewesen, wenn mir das Gelände nicht wie die Wüste Gobi vorgekommen wäre, durch die ich ständig laufen mußte. Da halfen mir auch die Lederschuhe nicht, die ich als Läufer tragen durfte. Sie füllten sich mit Sand und rieben mir die Füße wund. Gleichzeitig fraß sich bei mir unter den Achseln und im Schritt die Haut weg. Das rohe Fleisch, von der Lymphe feucht und unangenehm im Geruch, wurde sichtbar. Ich fürchtete, diesen Zustand

nicht mehr langen verbergen zu können, denn jede Krankheit im Lager bedeutete für mich Gefahrenklasse I. Am Ende wäre der als „Kräutergarten Dachau“ getarnte Gastod im Krematorium die Folge gewesen. Ich beneidete jetzt meinen Kumpel Alex, der wieder im großen Lager war und im Dunst heißer Lauge in der Wäscherei nicht an Wärme zu klagen hatte.

Ich konnte mein Malheur vor Ludwig Schuster nicht lange verbergen. „Ich beobachte dich schon einige Tage“, meinte er, „du hast dich wund gelaufen. Geh nach dem Abendappell zu Rothbart. Er ist ein guter Kumpel von uns. Er soll dich dem tschechischen Häftlingsarzt vorstellen. Vertraue ihm und laß dir helfen.“

„Du mußt einschieben“, sagte mir am Abend der Häftlingsarzt. Mit ambulanter Behandlung ist da nichts zu machen. Komm morgen früh zu mir. Ich bringe Dich dann zu Baumkötter, dem SS-Arzt, der entscheiden muß.“

Eine Stunde später war ich wieder im Block. „Was ist?“ Ludwig wollte es von mir wissen und war zufrieden, als ich ihm über das Ergebnis der Untersuchung berichtete.

„Na ja, dann schieb mal ein“, sagte am anderen Morgen Baumkötter, der sich meine Wunden gar nicht angesehen hatte und sich nur auf die Diagnose des Häftlingsarztes verließ.

Lange Wochen lag ich schon wie eine Padde mit ausgespreizten Armen und Beinen. Die Wunden wollten nicht recht heilen. Durch mehrmalige Verlegung entging ich Baumkötters Visite. Schließlich erwischte er mich doch. Für meine Wunden interessierte er sich wieder nicht. Mein Krankenbild war für ihn nicht vorhanden. Nur der Tag meines Einschiebens blieb für ihn beachtenswert, und er notierte ihn. Rothbart, der ihn begleitete, bemerkte es sofort. Gefahr war angesagt. Während ich den ganzen Tag über in Ängsten schwebte, traf er sich mit Ludwig und Bartsch. Sie besprachen die Situation, in der ich mich befand.

Ich lag die ganze Nacht wach und fühlte, daß bald etwas geschehen würde. Am anderen Morgen nach dem Frühappell schlief ich übermüdet ein und wurde unsanft geweckt. „Was ist?“ fragte ich erschreckt, beruhigte mich aber sofort, als Ludwig vor mir stand.

„Zieh dich an und komm auf den Gang hinaus. Ich muß mit dir reden. Du bist in Gefahr“, flüsterte er mir zu und ging.

Ich fuhr so schnell es ging in meine Hose. Draußen im Gang stand neben Ludwig auch Heinz Bartsch, schwächling, mit strengem Gesichtsausdruck.

Er gab mir die Hand und sagte: „Es gibt Anzeichen, daß man dich verschicken will. Wohin? Du kannst es dir selber vorstellen. Wir müssen Baumkötter zuvorkommen. Du wirst deswegen noch heute aus dem Krankenbau entlassen und gehst in deinen Block zurück. Deine neue Arbeit wird in der Häftlings-schreibstube sein.“

Ich wollte Bartsch unterbrechen. Er kam mir zuvor. „Du bist noch nicht ausgeheilt, ich weiß es. In der Schreibstube bekommst du von mir eine Beschäftigung, bei der du dich auskurieren kannst. Außerdem brauchen wir dort einen zuverlässigen Kumpel.“ Ich verschluckte, was ich sagen wollte, und konnte nicht verbergen, daß ich mich unbehaglich fühlte. Mit allem hatte ich gerechnet, jedoch nicht mit der Schreibstube, in der ja erst vor kurzem eine Reihe Verhaftungen stattgefunden hatte und wir über das Schicksal der Kameraden noch nichts erfahren konnten. Die Schreibstube war ein heißes Kommando, vielleicht sogar ein Todeskommando.

Ludwig deutete mein Schweigen falsch und bezog es auf meinen Zustand. „Tante Emma, der Sani, wird jeden Abend zu dir in den Block kommen und dich weiter behandeln.“ Wer kannte nicht Tante Emma? Er war Fleischer von Beruf, was die sonst so operationsfreudigen SS-Ärzte nicht vermochten, tat Tante Emma, der Amateur-Chirurg, und rettete viele Kameraden vor dem Tode.

Ich aber dachte: „Wenn es nur dies wäre, Ludwig. Doch dürfte ich sein Angebot abschlagen? Nein sagen? Die Schreibstube ist ein Knotenpunkt der Abwehr von Unheil und Vernichtung durch die Lagerführung. Nur wir können in ihr geplante Maßnahmen abschwächen oder hindern.“

Nein, es war nicht meine Art, mich zu drücken. Ich habe nie einen Kumpel allein gelassen. Mir war klar, daß ich vom Regen in die Traufe gerate. Egal! Ich hatte schon in Moabit mit dem Tod gerechnet, denn der Untersuchungsrichter von Volksgericht wollte mir unter allen Umständen Landesverrat an den Hals reden, und ich fühlte, wie er wütend war, als es ihm nicht gelang und er das Verfahren an das Kammergericht abgeben mußte. Es reichte nur zur „Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens“. Nun, das lag hinter mir. Aber ich hätte Heinz Bartsch um ein anderes Arbeitskommando bitten können, und ich hätte es auch erhalten. Aber die Schamröte wäre mir ins Gesicht gestiegen, wie damals nach dem mißglückten Gnadengesuch. Ich sah ihn an. „Alles klar, Heinz! Ich bin einverstanden!“

Heinz drückte mir die Schulter statt die Hand. „Ich hab es von dir erwartet.“

Komisch, ich habe immer alles im Zustand der Angst getan. Und die Angst lag mir auch jetzt in den Knochen, als ich fast kläglich die dumme Frage stellte: „Bekomme ich mein Bett unten wieder?“

„Deine Besitzverhältnisse sind dir erhalten geblieben“, lachte Ludwig, der froh war, daß ich mich so entschieden hatte. Außerdem waren ihm meine Schwierigkeiten bekannt, die ich im zweiten, dritten und vierten Stock des Bettverschlages nie hätte bewältigen können. Dann schaltete sich wieder Bartsch ein:

„Morgen früh stell ich dich dem Rapportführer Horn vor. Wenn er dich fragt, ob du etwas von Büroarbeit verstehst, sage ihm, du hast es im Zuchthaus erlernt.“

Damit war die Unterredung beendet. Ich schlurfte in den Krankenraum zurück, in dem der Geruch von der Phlegmone befallener Körper der Kranken wie eine giftige Wolke schwebte. Ich legte mich wieder ins Bett und wartete auf meinen Abruf, der kurz danach erfolgte.

Am anderen Morgen meldete sich Bartsch mit mir vorn bei der Torwache zum Rapportführer ab. Wir mußten eine steile Treppe emporsteigen und ein Stück den Korridor entlanggehen. Dann standen wir vor der Tür des Rapportführers. Bartsch, der als Lagerältester ohne Bewachung mit mir zu ihm durfte, klopfte an. Eine Stimme ertönte: „Herein, wenn es kein Schweinehund ist!“

Bartsch klinkte die Tür auf, blieb aber bei der vorschriftsmäßigen Meldung: „1. Lagerältester mit Häftling Nummer 40355 bittet eintreten zu dürfen“, in der Türöffnung stehen.

Wir durften eintreten. Bartsch trug sein Anliegen vor. Horn, der wie ein überzüchtetes Rennpferd aussah und am Fenster stand, drehte sich um und kam langsam auf mich zu, fixierte mich lange mit verkniffenen Augen, ehe er etwas sagte, nicht zu mir, sondern zu Bartsch. „Was schleppst du mir da für eine rote Laus an? Paß auf, daß ich sie dir nicht zerquetsche!“

„Das kann ja heiter werden“, dachte ich erschrocken, und Angst stieg wieder in mir hoch. Aber Horn, ohne eine Antwort abzuwarten, packte mich am Genick und schob mich zum Tisch, auf dem eine Schreibmaschine stand, und sagte: „Hoffentlich kannst du das Ding da vorn von einem Klavier unter-

scheiden. Setz dich hin und schreib, aber hau mir nicht so auf die Tasten, ich bin empfindlich, hörst du?“

Dieser Empfang war im Konzept des Lagerältesten und auch in meiner Vorstellung nicht vorgesehen. Als ich mich dann, mit vor innerer Erregung ein wenig zitternden Händen und von recht sorgenvollen Blicken meines Lagerältesten verfolgt, auf den Stuhl vor der Schreibmaschine setzte und einen Bogen Papier einspannte, begann der Rapportführer sein Diktat:

„Da will diese rote Laus sich in der Schreibstube einnisten, um wahrscheinlich dort rote Eier zu legen. Ich soll mein Amen dazu geben. Was denkt sich da der Lagerälteste?“

Noch mehr über den Text erschrocken, brachte ich das Diktat geradeso über die Runde. In Gollnow besaß ich tatsächlich die Möglichkeit, das Maschineschreiben zu erlernen. Es war das Zehnfingersystem. Aber beim fünften Finger ging es auf Transport nach Amberg. Ich hätte mit dem Erlernten das Diktat des Rennpferdes gut überstehen können, wären die Erregung und das Zittern meiner Hände nicht gewesen.

Das „Rennpferd“ zerrte mich vom Stuhl. Nachdem es einen forschenden Blick auf das Geschriebene geworfen hatte, riß es das Papier aus der Schreibmaschine und höhnte: „Das nennst du schreiben? Das ist nicht mehr als ein Geklimper gewesen.“

Es zerknüllte das Papier, dessen Zeilen durchaus nicht so schlecht gewesen waren. Einen Häftling zu loben lag nicht im Einmaleins der SS. Es mußte alles schlecht sein; woher sollte man da seine Argumente herholen gegen den Spezi Untermensch, der nicht gut sein durfte, sonst wäre er ja nicht im Lager. Das „Rennpferd“ warf mir das zerknüllte Papier an den Kopf. Ich wagte nicht, mich zu rühren.

Unter dem Angstschweiß meines Lagerältesten sprach Horn mich plötzlich an: „Was bist du Laus eigentlich von Beruf?“ Ich sprang auf und in strammer Haltung antwortete ich: „Herr Rapportführer! Schriftsetzer!“

Das „Rennpferd“ sperrte plötzlich sein Maul auf. Auf seinem Gesicht spiegelte sich ein erstauntes Grinsen, dann hob er die Hand. „Jetzt wird er mir eine knallen“, dachte ich und wollte schon abwehrend die Hände vor mein Gesicht heben, tat es instinktiv aber nicht, weil diese Bewegung immer als ein Angriff auf die Majestät SS gewertet wurde und meist Folgen nach sich zog. In die Erwartung des Schlages tönte plötzlich des Rennpferdes Stimme: „Gott grüßt die Kunst!“

Dieser Spruch galt allgemein unter den Jüngern Gutenbergs als Zunftgruß, wenngleich er längst von den Mitgliedern der Buchdruckergewerkschaft durch „Servus“ ersetzt wurde.

Nun war ich doch aus meiner fatalen Lage heraus, die Furcht in mir legte sich, denn vor mir stand im Augenblick nicht die gefürchtete Gestalt des Rapportführers, sondern die eines Berufskollegen. Das längst durch sein Mordhandwerk verschüttete kollegiale Empfinden war bei ihm für wenige Minuten durchgebrochen, denn er schob mich plötzlich Heinz zu, versöhnlich gestimmt sagte er: „Da nimm dir deine Laus!“ Zu mir gerichtet: „Aber wehe dir, es kommen Klagen von unten zu mir herauf, dann schmeiß ich dich Buchulke die Treppe hinunter, daß du dir sämtliche Gräten brichst und selbst für die Strafkompagnie nicht zu gebrauchen bist.“

Als wir abtreten durften und die Rapportführerstube verlassen hatten, aus deren Fenster Horn den ganzen Appellplatz zu überschauen vermochte und das ihn zu manchem makabren Spaß verleiten ließ, meinte ich zu Bartsch: „Stell dir vor, ich wäre Schlosser gewesen! Die Treppe wär’ ich so mit dir nicht heruntergegangen.“



So kam ich in die Häftlingsschreibstube. Die Angst, selektiert zu werden, war überwunden. Von Horn hatte ich nichts mehr zu befürchten, denn er wurde einige Wochen später nach Stutthof abkommandiert. An seiner Stelle kam SS-Scharführer Sorge, der „Eiserne Gustav“.

Mit mir war die Schreibstubemannschaft komplett. Heinz Bartsch hatte noch Bender aus der Bibliothek zum 2. Lagerältesten bestätigt bekommen. Er war für die „Kultur“ verantwortlich und durfte Veranstaltungen durchführen, die aber je nach Laune der Lagerführung verboten wurden. Bender war Sozialdemokrat, sensibel und gegen alles Ordinäre empfindlich. Er konnte sich deswegen nur schwer in die raue Wirklichkeit einbringen. Bartsch und Bender verstanden sich gut, der eine der Radikale, der andere der Gemäßigte. Es verband sie die Abneigung gegen das braune System als die Inkarnation des Bösen, die hier täglich blutige Orgien feierte. Aber es verband die beiden auch die Hoffnung auf ein besseres Deutschland.

Es gab noch einen 3. Lagerältesten. Er gehörte noch zur alten Mannschaft. Er war ein Grünwinkel und lag auf Block 32. Er war Minister ohne Portefeuille, jedoch Aufpasser und Ausspäher von Kolbs Gnaden, dem I. Lager-

führer. Er trieb sich meist im Lager und in der Küche herum. Engelmann, der schwäbeldne Stuttgarter, saß auf dem ehemaligen Platz von Bartsch und war als Rapportschreiber für den richtigen Stand der Lagerstärke verantwortlich, die er für den Früh- und Abendappell vorzubereiten hatte. Er ging ein wenig gebeugt, als müßte er wie Atlas den Globus auf seinen Schultern tragen, in Wirklichkeit aber trug er eine große Verantwortung den Häftlingskameraden gegenüber. Walter, so war sein Vorname, hatte den Platz geräumt, auf dem ich nun saß. Sein Gehilfe war Ernst Hartung, ein Westfale. Als Emigrant in Belgien verhaftet, wurde er nach Sachsenhausen verbracht. Er war im Auftrag des Internationalen Lagerkomitees der Verbindungsmann zu den belgischen Kameraden; wie auch Hein Junker, der neben ihm saß, sie zu den Holländern aufrecht hielt. Von der Gestapo in Holland erwischt, trat er ebenfalls den Gang nach Sachsenhausen an. Seine Tätigkeit betraf die Außenkommandos. In seinem Bereich saß noch Pierre Gregoire, ein Luxemburger Katholik, sowie der Pole Salewski als Dolmetscher. Mir gegenüber befand sich der Arbeitseinsatz unter der Regie von Reinhold Scheil, den niemand aus der Ruhe bringen konnte - ein KPD-Mann aus Düsseldorf. Sein Mitarbeiter war Volmershausen, ein Gewerkschafter. Mich trennte von Scheil nur eine Barriere. Wir alle waren wie in verschiedene Koppeln eingepfercht. In der Längsachse des Raumes trennte uns ein Gang, der zur Poststelle führte, in der die Kameraden Uhlig und Stänzel „residierten“ und die wenige Post an die Blockältesten ausgaben, ehe die Häftlinge sie in die Hände bekamen. Ganz vorn, neben dem 1. Lagerältesten, hatte Schimmel, der Läufer, seinen Stand, der auf Anruf von vorn durch die Lagergend zu flitzen hatte. Der Läufer war von seiner Funktion her der Unbeständigste in der Mannschaft und wechselte oft, weil er dauernd den Launen der Lagerführung ausgesetzt blieb. Er hörte und sah viel und war eine Art Barometer, das uns die Stimmung der SS verriet.

Gegenwärtig waren die Rotwinkel in der Mehrheit. Das kam daher, weil einige der Grünen bei einer der Freßorgien auf Block 32 erwischt worden waren. Sie lebten auf Kosten ihrer eigenen Kameraden und von dem, was sie sich durch Schiebergeschäfte mit den Blockführern aneigneten. Zur Zeit standen sie bei der Lagerführung nicht hoch im Kurs. Für sie blieben wir aber der Hauptfeind Nummer Eins. Und daß wir nicht fähig seien zu organisieren wurde als weiteres Manko bei uns festgestellt. Die SS suchte daher ihre „Goldesel“ nie bei uns Politischen, und dennoch organisierten wir auf Teufel komm raus,

wenn es um bedürftige Kameraden ging. Ich selber wurde sogar zum Großorganisator, eine Tätigkeit gleich einem zweiten Beruf.

Jeden Morgen tanzten die Blockältesten bei mir an und nannten mir die Veränderungen, wieviel Häftlinge außerhalb des Lagers arbeiteten, wieviel zur Mittagspause zurückkamen, wer im Krankenbau eingeschoben war, wieviel Schonkranke und Tote der Block hatte. Diese Angaben waren wichtig für die Küche. Alles mußte mit der Gesamtstärke, die der Rapportschreiber zu melden hatte, übereinstimmen. Manchmal mußte ich mich so richtig aus dem Zahlensalat herauswinden, weil einer der Blockältesten die Übersicht verloren hatte, verursacht durch einen nächtlichen Eingriff der Lagerführung.

Mir fiel auf, daß die Toten des Tages erst am anderen Morgen von der Blockstärke abgesetzt wurden, die Zahl oftmals zwei- und dreistellig war. Was geschah mit ihren Tagesrationen? Müßten sie nicht zurück in den Proviantraum? Diese Fragen waren mir nicht klar, denn ich hatte ja meine Funktion erst bekommen. Ich mußte Walter fragen und ging daher noch am Abend zu ihm auf Block 4. Dort waren meist Dänen und Norweger untergebracht, die lange Zeit die kürzeste Lebensdauer im Lager besaßen. Sie waren fast alle hünenhaft groß und ihre Ernährung erschreckend gering. Wegen der großen Sterberate unter ihnen durften sie über das Internationale Rote Kreuz Pakete empfangen, deren Inhalt schon vorher durch die SS ausgeplündert war. Es roch aber in diesem Block penetrant nach Lebertran. Ich traf Walter an seinem Tisch an und bat ihn herauszukommen. Draußen fragte er mich, was ich wollte.

„Was machen wir mit den Kuhlen der Toten?“, wollte ich von ihm wissen.

Walter sah mich sonderbar an. „Was soll diese Frage?“

„Ich weiß ja, daß es keine kluge Frage ist, aber ich muß es wissen. Heute habe ich achtunddreißig Tote. Ihre Tagesrationen liegen auf den verschiedenen Blöcken. Was geschieht mit ihnen? Müßte ich sie nicht, bevor es der Proviantchef merkt, rückführen oder sie den Blocks anderntags abziehen?“

Ich besaß das Gefühl, als wollte Walter loswettern, dann aber schlug er sich gegen die Stirn. „Das Wichtigste bei deiner Einführung in die Materie habe ich vergessen dir zu sagen. Zurückgeben kommt nicht in Frage. Wir füttern die SS nicht zusätzlich. Außerdem wird der Proviantchef nichts zurückbuchen. Hier schiebt jeder von der SS auf unsere Kosten, warum nicht auch wir, nur mit dem Unterschied, daß wir mit diesen Kuhlen der Toten die Körper-

schwachen wieder auf die Beine zu bringen versuchen. Du wirst also hauptwie nebenamtlich“ - er grinste jetzt - „diese Portionen von den Blöcken abrufen und sie dort hindirigieren, wo sie hingehören. Das tust du mittels eines Zettels, den du in die Fächer der Blockältesten legst, die ich dir angebe. So läuft die Sache und nicht anders. Nun weißt du es.“

Ich hatte kapiert und schämte mich meiner Naivität. Gleichzeitig machte es mich ein wenig stolz, für solch eine Aufgabe das Vertrauen bekommen zu haben. Nun bekam meine Tätigkeit eine besondere Bedeutung. Mein Platz wurde nun zum Verschiebebahnhof für eine gute Sache. Zwischendurch flatterte wie ein Flämmchen im Winde die Angst in mir, ich könnte auffallen und was dann mit mir geschehen würde, ließ sich am kleinen Finger errechnen. Ich verdrängte das Gefühl sehr schnell, weil hier niemand über den Tag hinwegzusehen vermochte.



SS-Sturmführer Cornelius war nicht sehr erfreut, nach Berlin versetzt zu werden. Dort gab es zuviel Führerpersönlichkeiten, die alle was bedeuten wollten, während er in seiner Dienststelle diese Persönlichkeit blieb. Auch war der rheinische Himmel von den anglo-amerikanischen Bombern noch nicht so verdunkelt wie der in Berlin, obwohl der Kölner Dom nicht ganz frei von Schwankungen blieb. Doch der Ruf nach ihm von der Berliner Zentrale war immerhin auch eine Wertschätzung seiner Fähigkeiten, die man dort wohl zu beachten schien. Vielleicht könnte er auf dem berühmten Treppchen eine Stufe höher steigen. Wer nähme da einen umständlichen Umzug nicht gern in Kauf. So machte er sich, einerseits dem Befehl gehorchend, andererseits seines Ehrgeizes wegen, nach Übergabe laufender Vorgänge an seinen Stellvertreter drei Tage nach Erhalt des Telefongesprächs mit zusätzlichem Fernschreiben auf den Weg nach Berlin. Er benutzte die Bahn, da er seinen Dienstwagen in Köln lassen mußte, die ihn nach vielen Unterbrechungen und Verspätungen endlich im Anhalterbahnhof „auspie“, wo er sich durch ein Trümmerfeld kämpfen mußte, um verschwitzt und verstaubt das RKPA in der Wörthstraße zu erreichen.

Dr. Filberti empfing in grämlich und rügte ihn sofort:

„Cornelius! Sie sind wohl auf einer Schnecke hierher geritten? Sie hätten längst hier sein müssen.“

„Ihre Rüge, Doktor Filberti, richten Sie lieber an die Reichsbahn“, konterte Cornelius, „oder an die plutokratische Luftwaffe“, ergänzte er. Es klang ein wenig Ironie in seiner Stimme.

Doch Cornelius' glaubhafte Gründe interessierten Dr. Filberti nicht. Er überhörte dessen Einwand, erläuterte ihm den Zweck seines Auftrages und händigte ihm schließlich Himmlers Vollmacht aus, die rechtzeitig aus Lichterfelde eingetroffen war.

Cornelius hatte an einen solchen Auftrag nicht gedacht. Der Chef läßt mich die Drecksarbeit machen, aus der er gern seine Finger heraushalten möchte. Das einzige, was ihm im Augenblick wichtig erschien, war die Vollmacht, die ihm die Tore nach Sachsenhausen öffnen würde. Als er von Dr. Filberti verabschiedet wurde, ohne die sonstige Floskel „Auf Erfolg und gute Zusammenarbeit“ zu vernehmen, begab sich Cornelius in eines der Gastzimmer, das nicht besser war als eine Absteige für Soldaten.

Er war hundemüde und legte sich sofort ins Bett, das hart und nicht einladend war. Was ihn befriedigte, war die Erlaubnis, seine Frau nachkommen zu lassen, sollten sich die Untersuchungen in die Länge ziehen. Trotzdem war er noch eine Weile wach und dachte über das Groteske seiner Aufgabe nach. Ich soll gestohlenen Gold den kleinen Dieben nehmen, um es den großen Dieben zu geben. Kurios. Dann erschrak er über seine verquere Denkweise, die ihn so plötzlich überfiel. Schließlich schlief er dann doch ein.

Am anderen Morgen fuhr er mit der S-Bahn gemeinsam mit seinen beiden vom RKPA abgestellten Mitarbeitern Thiele und Gäritz nach Oranienburg. Sie erschienen ihm noch zu unerfahren. Aber der Schein könnte trügen. Der Bahnsteig zeigte sich nicht von der saubersten Seite. Die Menschen, die mit ihnen ausstiegen, sahen übernächtigt und mürrisch aus. Noch schlimmer war es im Tunnel, der sie in den Schalterraum und auf die Straße führte. Es roch nach Urin, als hätte eine ganze Kompanie ihre Blasen entleert. Vor dem Bahnhof suchte Cornelius vergeblich nach einem Taxi. - Ein Bus schien nicht zu fahren. - Er hätte das Taxi sowieso nicht als Dienstreise verrechnen dürfen. So ging er mit Thiele und Gäritz die Straße entlang, die zur Lehnitz-Schleuse führte. Aber so weit brauchte er nicht zu gehen. Er wußte zwar, daß das dahinterliegende Klinkerwerk eine Strafkolonie war, die er vielleicht noch in Anspruch nehmen würde. Ein Glück, daß sie in Zivil waren, sonst hätten sie sich noch vor einer Patrouille der Feldpolizei ausweisen müssen. Scheel wurden sie trotzdem von ihr beäugt. Als die Kommandantur erreicht wurde, schnalzte

Gäritz mit der Zunge und sagte neidisch: „Die haben sich ganz schöne Häuser hinbauen lassen.“ Thiele nickte zustimmend mit dem Kopf, während Cornelius sich nicht äußerte, er war in Gedanken.

Die lange Reihe der Blockhäuser besaß ein anziehendes Äußeres. Sie hätten gerne einen Blick in das Innere der Häuser getan. Alles in gutem Zustand. Nun ja, den Bewohnern hier steht hinter dem Stacheldraht eine ganze Armee von Handwerkern kostenlos zur Verfügung. Auch Cornelius warf jetzt einen Blick auf sie. Er dachte an seine Frau, die er nachholen wollte. In einem solchen Haus würde er gern mit ihr wohnen wollen, verschont von feindlichen Flugzeugen, die ja solche Lager nicht bombardierten. Im Schutze der Häftlinge, dachte er ein wenig amüsiert, läßt sich gut wohnen. Später fielen doch Bomben auf das Lager. Hunderte Häftlinge fanden den Tod. Aber da hatte er seine Untersuchungen schon abbrechen müssen, und sein Straflager Klinkerwerk, für die Rüstung umfunktioniert, wurde auch zerstört.

Cornelius führte eine normale Ehe, wenngleich sie in letzter Zeit von pessimistischen Zukunftsgedanken überschattet blieb. Sie zu zerstreuen, fand er so recht keine Argumente, sie lieferten ihm aber Moskau und Stalingrad, die jedoch als Feindpropaganda abgetan wurden. Jedenfalls wollte er sich gegenüber seiner Frau nicht des Goebbelschen Vokabulars bedienen. Er blieb ihr eine ehrliche Antwort schuldig.

Sie hatten die Wache der Kommandantur der SS-Totenkopfstandarte erreicht. Cornelius zeigte dem Posten seinen Ausweis und sagte: „Zum Kommandanten!“

Während einer von der Wache den Besuch ankündigte, begleitete sie ein Posten zum Kommandantenhaus. Hier war vorher die Politische Abteilung gewesen, gleichzeitig das Standesamt des Lagers, das aus anrühigen Gründen dem Oranienburger Standesamt die Arbeit abnahm, weil es keine Trauungen noch Geburten registrierte, sondern nur Todesfälle und eine Vielzahl, die geheim bleiben sollte und erschauern ließ. Der Kommandant hatte dann das Haus ausstatten lassen, was Häftlingskunst hervorzuzaubern vermochte. Aber das Äußere ließ sich nicht verändern. Es blieb eine Steinbaracke. Der Form nach glich sie einem Hammer mit einem kurzen Stiel.

Mit der vom Reichsführer SS unterschriebenen Vollmacht versuchte Cornelius beim SS-Standartenführer Kaindl vorzusprechen. Der Sturmführer, eine „echte SS-Gestalt“, groß, schlank, wurde von Kaindls Adjutanten, SS-Sturm-

führer Wessely, abgefangen. Er hatte vom Chef Signal erhalten, den lästigen Besucher abzuwimmeln, während er selber durch die Hintertür verschwand.

Er wußte, was geschehen war, als Wuckel nicht wie gewöhnlich zum Dienst erschien; und seine Nachforschung ergab, daß derselbe in der Prinz-Albrecht-Straße wegen der Verhöckerung einer Judenuhr einsaß und diese Angelegenheit in die Hände des RKPA übergegangen sei. Da ahnte er, daß dieses Amt bald bei ihm anklopfen würde.

Kaindl konnte sich den Spaß, dem RKPA seinen Hintern zu zeigen, nicht lange leisten. Aber er machte wie der Hase, von Hunden verfolgt, die bekannten Hakensprünge. Schließlich mußte er Cornelius empfangen. Dieser fühlte, daß er nicht willkommen war im Bereich der Kommandantur und des Konzentrationslagers. Das muß seine Gründe haben, dachte er. Doch er wollte keine voreiligen Schlüsse ziehen. Ich werde schon dahinterkommen.

Kaindl litt unter dem Syndrom seiner „Größe“, die keine war. Er besaß nicht die SS-Statur, denn er war klein von Wuchs, seine steil in die Höhe stoßende Schirmmütze mit dem silbernen Totenkopf sollte da etwas ausgleichend wirken. Während kleine Menschen meist mehr an Minderwertigkeitskomplexen leiden, war er von einer krankhaften Eitelkeit und aufbrausend, im Ton verletzend. Er übersah nach Cornelius' Vorstellung in exakt militärischer Form dessen Hand und Himmlers Vollmacht.

„Sturmführer! Ich erkläre Ihnen hiermit ausdrücklich, daß ich in meinem Autoritätsbereich keine fremden Eingriffe dulde. Was zu ermitteln ist, geschieht durch meine Person.“

Er steht jetzt wie die Siegestsäule da, dachte Cornelius. Doch er blieb ruhig. „Ich muß Standartenführer darauf aufmerksam machen, daß Sie gegen den Befehl des Reichsführers SS handeln. Niemand hat die Absicht, Ihre Autorität zu untergraben, vielmehr erhoffe ich von Ihnen Hilfe.“

Kaindl wollte erwidern: „Das ist mir scheißegal!“, verkniff es sich aber und versuchte noch einmal sein Heil in der Flucht.

Cornelius mußte zum zweiten Male, ohne das nötige Entgegenkommen erhalten zu haben, erfolglos gehen, wandte sich aber an den verlegen dastehenden Adjutanten mit der Bitte, ihm und seinen Mitarbeitern ein Quartier im Kommandanturbereich zu überlassen.

Wessely fühlte sich nicht imstande, Cornelius' Bitte zu erfüllen, machte ihn aber auf ein Oranienburger Hotel aufmerksam, in dem er vielleicht ein

Zimmer bekommen könnte. „Mir tut es leid, Sturmführer, Ihnen nicht anders helfen zu können“, fügte er hinzu.

Cornelius wußte, daß Wessely als die rechte Hand des Kommandanten nicht anders handeln konnte, wenn die linke Hand nicht will. Er, Cornelius, hätte es auch nicht tun können, bedankte sich aber für den von ihm erhaltenen Rat und bekam tatsächlich im besagten Hotel für sich, Thiele und Gäritz ein Zimmer. Er begab sich sofort zur Rezeption und erbat von der dort tätigen Frau ein Telefongespräch nach Berlin. Er rief Dr. Filberti in der Wörthstraße an.

Filberti war verärgert, als er Cornelius' Stimme vernahm. Er war gerade mit seinem Kreuzworträtsel beschäftigt und hatte seine Sekretärin nach einem Gotenkönig befragt.

„Alerich!“ schoß es laut aus ihrem Mund.

Cornelius, der die Antwort auf sich bezog, erwiderte: „Nicht Alerich, sondern Cornelius, Sturmführer Cornelius.“

„Schreien Sie nicht so“, rügte ihn Filberti. „Warum rufen Sie nicht Dr. Morten an? Sie unterstehen ihm doch auch.“ Dann verbesserte er sich und fügte hinzu: „Ich werde die Sache klären.“

Ehe Cornelius sein Anliegen darlegen konnte, weil er glaubte, daß er in dieser Angelegenheit nicht genügend Fürsprache von Morten erhalten würde, hatte Filberti ihn schon mit Dr. Morten verbunden.

„Sagen Sie, Cornelius, Sie haben wohl die falsche Nummer gewählt? Nicht Filberti, sondern ich allein kann Ihnen nur helfen. Wo brennt es?“

In knappen Worten schilderte Cornelius seinen Empfang durch Kaindl. Er glaubte förmlich das Grinsen seines Gegenübers zu verspüren. Doch dann tönte Mortens Stimme erneut am anderen Ende der Strippe: „Cornelius! Gehen Sie morgen Mittag wieder zu Kaindl. Ich garantiere Ihnen, Sie werden sich gut mit ihm unterhalten.“ Dann hörte er ein Lachen. Dr. Morten hatte aufgelegt.

„Überheblicher Fatzke“, murmelte Cornelius.

Anderntags um die Mittagszeit, als er vor Kaindl stand, schien die Sonne über das Lager. Sie hatte auch einen kräftigen Strahl in das Kommandantenhaus geschickt. Cornelius war baß erstaunt. Ein fast unterwürfiger Kommandant stand vor ihm. Was hat den Gernegroß so klein gemacht? War es Mortens Einfluß? Nein, er war es nicht. Er hatte sich nur mit SS-Gruppenführer Glücks in Verbindung gesetzt, der als Inspekteur aller Konzentrationslager seinen Sitz

in Oranienburg besaß, und ihm die Sachlage dargelegt. Glücks wußte, daß man an Himmlers Vollmacht nicht vorbeikam, und tat das einzig Richtige, Kaindl wieder auf den Erdboden zurückzubringen.

Das war eine bittere Pille, die Kaindl zu schlucken bekam, und Cornelius wäre nicht er selbst gewesen, hätte er die eingetretene Situation nicht zu nutzen versucht.

„Freier Zugang ins Lager und zum Strafblock zwecks Vernehmung der straffällig gewordenen Häftlinge, Kommandant!“

„Das wird Wessely für Sie erledigen.“

„Danke, Standartenführer! Einige Zellen im Zellenbau zwecks Vernehmung verdächtiger SS-Angehöriger.“

„Aber Cornelius!“ Kaindl verzog sein Gesicht. „Sie wissen doch, der Zellenbau untersteht der Prinz-Albrecht-Straße. Ihre Zellen müssen Sie dort ausboxen.“

„Ich bitte Sie, Standartenführer! Sie vergessen Ihr eigenes Kontingent an Zellen.“ Cornelius machte ein wissendes Gesicht, obwohl er sich nicht ganz sicher war, wer die Oberhoheit über den Zellenbau besaß.

„Klären Sie das mit dem I. Lagerführer Kolb.“ Kaindls Gesicht hatte sich gerötet. „Haben Sie sonst noch etwas?“

„Die Wohnung, Standartenführer! Für mich und meine Frau und für meine beiden Mitarbeiter. Natürlich im Kommandanturbereich.“

Nun platzte doch Kaindls angestauter Unwille. „Und für Ihre Kinder ein Spielplatz, der Freundin ...“

„Standartenführer, das erledige ich“, mischte sich Wessely ein. Er wollte die Situation entspannen, die seinem Chef nur weiteren Ärger eingebracht hätte. Auch Cornelius war an einem gespannten Verhältnis nicht interessiert. An Wessely gerichtet, sagte er: „Besten Dank.“

Cornelius war zufrieden. Als er ging, dachte er nur: „So klein hätte er sich nicht machen brauchen. Ob es aber bleibt? Ich werde es mit der Zeit wissen.“

Kaindl, der ihm mit verkniffenem Gesicht nachsah, murmelte vor sich hin: „Gebogen hat er mich, dieser Schnüffler, aber brechen wird er mich nicht.“ Er brauchte jetzt Luft, wollte aber seinem Adjutanten nicht begegnen, der sich diskret zurückgezogen hatte. Der wußte, daß Kaindl von einer Harke gesprochen hatte, die er zeigen würde, käme Cornelius. Er ging durch den Hinterausgang, den er schon des öfteren benutzt hatte, wenn unangenehme

Dinge im Raum standen. Diesmal war es ihm nicht gelungen, seiner Niederlage zu entgehen.



**K**riminalkommissar Cornelius ging nicht oft in den Industriebhof. Wenn er sich in der Schuhfabrik oder in den Baracken, in denen Kleidungsstücke zertrennt wurden, verlief, dann empfing ihn von seiten der SS-Aufsicht eine eisige Kälte und Reserviertheit. Er wußte, daß er durch seine Gegenwart dort nie fündig werden würde. Seine sprudelnden Quellen lagen woanders, aber es zog ihn magisch zu den Baracken, aus denen die Kleidungsstücke aus den Türen und Fenstern quollen und aus denen auch Wuckels Judenuhr stammte. Er sah vor seinem inneren Auge Menschen, vom Kind bis zum Greis, in einer Vielzahl, die er sich nicht vorzustellen wagte. Dann war es ihm plötzlich so, als wenn aus jedem Kleidungsstück Menschen nach Vergeltung schrien gegen die Verursacher ihrer gräßlichen Tode. Mein Gott, dachte er, auch wenn ich keinen von ihnen getötet habe, bin ich doch mitschuldig geworden. Er mußte an das letzte Gespräch mit seiner Frau denken, die er unklugerweise hierher kommen ließ. Würde sie dies hier alles sehen, ich glaube, sie würde das wohl nicht verkraften können, zumal sie schon genug weiß, was sich hier tut.

Cornelius wurde mit sich selber nicht klar, ob er all dieses gewollt hatte oder nicht. Irgend etwas aber beeinflusste seit geraumer Zeit sein Handeln. Er war streng in seinen Urteilen gegenüber den kriminellen Vergehen der Bver-Häftlinge, die in diese Goldgeschichte verwickelt waren, streng auch gegen die SS. Das verlangte sein Eid auf den Führer, den er vor Jahren mit Überzeugung geleistet hatte, nachdem der Amtseid aus der Weimarer Zeit außer Kurs gesetzt war. Und dennoch verfolgte er aus einem inneren Unbehagen heraus eine Spur nicht weiter, weil diese Goldader zu einem deutschen Rotwinkel führen würde, der dieses Gold wahrscheinlich als eine Gegenleistung für eine Pistole einhandelte. Er vergrub dieses Wissen in sich. Was er nicht wußte, war, daß der Pistolenlieferant, ein SS-Mann, sie vorher unbrauchbar gemacht hatte. Ihm war es schon lange bewußt, daß die wirklichen Politischen im Lager nicht mit den kriminellen Handlungen der Bver belastet sind, sondern lediglich, seiner Meinung nach, von ihren utopischen Vorstellungen. Er teilte sie nicht, aber er achtete sie, die ihm als grundehrliche Charaktere begegneten. Er hatte sich hinlänglich davon überzeugen können, durch Gespräche, die er mit ihnen führte, auch mit der Absicht, zu erfahren, ob er von dieser Seite Hinwei-

se über einige prominente Bver bekommen könnte, die im Fadenkreuz seiner Untersuchungen standen. Er bekam keine Hinweise. Denunziationen lagen ihnen nicht. Er würdigte im stillen ihr Verhalten.

Er schaute jetzt auf die Uhr. Es war Zeit, sich ins Häftlingslager zu begeben, wo ihn Thiele und Gäritz, der eine im Zellenbau, der andere im Block der Strafkompagnie, erwarteten. Im letzteren hatte er sich den Blockältesten Jahnke und dessen Stubendienst Rathmann zu seinen Vertrauensmännern gemacht. Der Block war zum Vernehmungsort und auch gleichzeitig zum Treffpunkt der Spitzel geworden, angelockt durch Versprechungen, ihre Haftzeit zu verkürzen. Cornelius' erste Handlung war die Vernehmung des „Golduhren-Wuckels“ gewesen, der aus dem Hausgefängnis der Gestapo in den Zellenbau überstellt worden war, in dem SS-Oberscharführer Eccarius das Sagen hatte.

Der Zellenbau war ein einstöckiges Gebäude in T-Form, isoliert durch eine Mauer am Rande des großen wie auch des kleinen Lagers. Im letzteren waren meist die jüdischen Häftlinge untergebracht, bevor sie den Weg nach Auschwitz antreten mußten. Wuckel war auch sein erster Gefangener im Zellenbau in Sachen Goldschiebung gewesen, und er, Cornelius, wurde gleich fündig, nachdem Wuckel patzig erklärt hatte: „Man soll sich nicht so haben, es schieben hier noch ganz andere.“

In dieses „andere“ hatte sich Cornelius mit Erfolg eingehakt. „Man soll nicht mit seinem Leben spielen, wenn es noch eine Chance gibt, die man nutzen kann, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen“, hatte er zu Wuckel gesagt, dessen Denkweise so wenig ausgeprägt war wie sein Charakter. Er bediente sich dieser Chance und hieb sofort drei seiner SS-Kumpane in die Pfanne, die wiederum ihre „Goldesel“ unter den Bvern preisgaben. So bevölkerte sich der Zellenbau mit einer Reihe von SS-Männern unterschiedlicher Dienstgrade, die vom Rausch des Goldes, das ihnen nie gehörte, erfaßt waren. Der Strafblock aber füllte sich mit einer Vielzahl krimineller Häftlinge. Jahnke avancierte durch eigenes Tun zum Vernehmungsrichter und Folterknecht zugleich. In Rathmann besaß er seinen ergebenen Kumpanen. Er, Jahnke, lieferte in vielen Fällen Cornelius die Beweise, indem er seine verstockten Zunftgenossen auf die Schuhprüfstrecke schickte, die den Appellplatz umgab, versehen mit einer doppelten Sandlast über dem schon gefüllten Tornister als Gepäck. Waren die täglichen fünfunddreißig Kilometer als Norm bewältigt, dann hatten sie dem Träger so zugesetzt, daß er willens war, auszupacken. Er brauchte dann nur in Gegenwart von Cornelius sein Geständnis unterschreiben.

Cornelius hätte zufrieden sein können mit den Ermittlungen, jedoch nicht ganz zufrieden mit seinen kriminellen Mitarbeitern. Ihre Methoden schienen ihm doch ein wenig zu robust, sie fielen aber aus der Lagerpraxis nicht heraus. Nur vermochte er sich nicht dagegen zu wehren. Auch er mußte Erfolge bringen. Umfangreiche Diebstähle an Gold, Devisen und Wehrmachtsgut entgingen seinem kriminalistischen Spürsinn nicht. Aber mit jeder neuen Aufdeckung von Verfehlungen sah er sich der unsichtbaren Front des Kommandanten und der Lagerführung ausgesetzt, für die er gewisse Tabus eingeführt hatte. Sie durften nicht den Zellenbau und die Strafkompagnie betreten. Das kam quasi einer Entmündigung gleich. Aber je mehr er sich aus der unteren Ebene der SS-Chargen entfernte und seine Finger in die mittlere zu stecken begann, ahnte er, daß er auch da nicht stehenbleiben konnte, weil die oberste Spitze meist die mit der dicksten Goldschicht ist. Hier aber würde er sich unweigerlich dem Kulminationspunkt nähern, an dem er sicherlich den Rückzug anzutreten hätte. Er wußte es, legte aber seine ganze Kraft hinein zur Lösung seiner Aufgabe und ahnte nicht, daß ihm von einer ganz anderen Seite das Stoppschild vor die Nase gesetzt werden würde.

Cornelius war mehr Kriminalist. Als Mitglied der Partei zeigte er jedoch das Nötige an NS-Gesinnung, damit kein Zweifel an seiner Tüchtigkeit aufgenommen sollte. So wurde er SS-Sturmführer, und der Himmel der Beförderung stand ihm noch immer offen, wenn das Zeitlimit ihm keinen Strich durch die Rechnung machte. In der Einschätzung der Verbrechen gab es bei ihm keine Unterschiede. Seine Vorschläge zur Festsetzung der Strafe waren immer hoch. Ein Entscheidungsrecht besaß er nicht. Er gehörte nicht der SS-Gerichtsbarkeit an. Es lag bei Dr. Morten und den anderen SS-Richtern und nicht selten bei Himmler selbst. Er, Cornelius, hatte nur Fakten zu liefern, und er empfahl für drei inhaftierte Bver die Todesstrafe durch Erhängen. Für die schuldigen SS-Angehörigen machte er keine Vorschläge, arbeitete aber mit seltener Akribie deren Verbrechen plastisch heraus, die seiner Meinung nach zu harten Urteilen führen mußten.



Ich konnte mit geschlossenen Augen vom Block aus meinen Arbeitsplatz in der Schreibstube finden. Zu oft war ich schon diesen Weg bis zu meinem Schemel gegangen. Die Eigenart meiner Tätigkeit verlangte ein frühzeitiges Erscheinen. Doch die Monotonie der Zahlenfuchserie konnte mich nicht

begeistern, zumal ich oft noch Sitzbeschwerden hatte und meine Krankheit mir noch immer zu schaffen machte. Aber ich ließ mir meinen angeborenen Humor nicht nehmen, auch wenn es eigentlich keinen Grund dafür gab. Ich erfand immer neue komische Situationen, und nicht selten pflanzte sich das Lachen die Schreibstube entlang. Die Blockältesten waren dann meist meine Lacher. Das Wichtigste aber war, wenn Engelmann kam. Durch ihn erfuhr ich meist die Ereignisse des Tages, vor und hinter dem Stacheldraht. Er servierte sie mir stets bei den Rapportvergleichen, so daß kein Argwohn entstehen konnte. Das Hauptthema war natürlich die Tätigkeit der Sonderkommission. Wir waren einhellig der Meinung, daß diese Tätigkeit zu unseren Gunsten ausschlüge. Freigewordene Positionen konnten von uns leichter besetzt werden. Dadurch wurde die Atmosphäre in den Arbeitskommandos günstiger gestaltet. Die Lagerführung billigte fast ausnahmslos die Vorschläge, die von Reinhold Scheil dem Arbeitseinsatzführer Rehn vorgeschlagen wurden. Es waren nicht alles Politische, auch Bver und Asos, die sich nicht an den Machenschaften ihrer Zunftgenossen beteiligten. So lange die Untersuchungen auf grün-schwarz eingestellt waren, fühlten wir uns relativ sicher und versuchten, unsere politische Tätigkeit zu aktivieren.

Endlich kam Walter Engemann, wie immer mit vorgebeugter Haltung. Es war neblig-feucht geworden, noch kein richtiges Herbstwetter, das dann gewöhnlich mit seinen unangenehmen Winden über den Appellplatz fegte und die Haut unter den Drilllichanzügen erschauern ließ. Erst als Walter die Tür geschlossen hatte, schaute er in die Tiefe der Schreibstube und war froh, daß ich schon anwesend war. Er hob grüßend die Hand, während ich ihn zu mir heranwinkte.

„Kommst du nicht zurecht mit dem Verpflegungsrapport?“, fragte er mich, als er vor mir stand und mir über die Barriere die Hand reichte.

„Der ist so lange in Ordnung“, erwiderte ich, „so lange ihn mir kein Blockältester versaut, weil er nicht weiß, was in seinem Block vorgeht. Was aber in meinem Block vorging, ich brenne darauf, es dir zu sagen. Ludwig hatte wieder einmal Besuch seines Blockführers gehabt ...“

„Nun, das ist doch keine Neuigkeit. Sie treiben sich doch ständig im Block herum, schon aus Langeweile“, unterbrach mich Walter.

„... aber diese Neuigkeit war nicht alltäglich. Kein Suchen nach dem berühmten Staubkorn, was ihm ja immer seinen Spaß eingebracht hatte. Fast ausgeweint hatte er sich vor Ludwig, weil Cornelius immer weiter seine Finger

ausstreckt. Er hat sicher auch Gold am Stecken und fürchtet wohl um seine Person. Nachdem er seine Tränen abgewischt hatte, wurde er wieder mutig und schimpfte: 'Dieser Schnüffler möchte uns gerne den Arsch aufreißen. Aber das wird ihm nicht gelingen. Über uns hält Himmler seine Hand. Wir sind und bleiben seine treueste Garde.'

Da Ludwig nicht wußte, auf welches Gleis ihn da sein Blockführer zu schieben gedachte, antwortete er vorsichtig: 'Blockführer, in dieser Sache ist der Abend immer klüger als der Morgen.' Der so Aufgeklärte polterte dann aus dem Block, als zöge er gegen den Reichsfeind Numero eins ins Feld, der Cornelius hieß.“

Engemann winkte mit der Hand ab: „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Auch Cornelius wird noch seine Erfahrung machen. Die Dummen sind nur die Häftlinge, die sich wegen des zusätzlichen Fressens mit der SS eingelassen haben.“

„Und was sagt das Lagerkomitee zu dieser Goldgräberei?“

Walter sah mich streng an. „Was soll diese Frage? Das Lagerkomitee für dich bin ich.“

Ich wurde rot. „Entschuldige“, erwiderte ich und schwieg. Es war eigentlich nicht meine Angewohnheit, über meinen Bereich hinauszuschauen. Dazu hatte ich schon zuviel Erfahrungen gesammelt.

Unser morgendliches Gespräch mußte beendet werden. Die Lagerältesten kamen, auch Beier, der sonst gerne länger schlief. Was ihn so früh in die Schreibstube trieb, machte ihn mir gegenüber verdächtig. Er ging an die Kartei, fummelte in ihr herum, zog aber keine Karte und ging danach in seine Ecke. Unser Karteimann, der wie ein Schießhund aufpaßte, konnte jedoch nicht entdecken, was Beier gesucht hatte. Da er sich jetzt oft mit Jahnke und Rathmann traf, war Vorsicht geboten. Er schien sich profilieren zu wollen. Erst für Kolb, jetzt für Cornelius oder gar für beide?

Die übrige Schreibstubemannschaft stellte sich ein, und die ersten Blockältesten kamen zur Abgabe ihrer Blockstärken, erst zu Engemann, dann zu mir. Es ging laut her.



Vor dem Lagertor standen Zugänge. Es war kurz vor zwölf. Normalerweise würde ich mich erkundigen, wieviel es sind, um sie dann der Küche zu melden, damit ihnen das Mittagessen gesichert bliebe. Aber das erfahre ich

erst, wenn Walter Engemann vom Rapportführer die Mitteilung erhält, daß sie in die Lagerstärke aufgenommen werden. Geschieht das nicht, dann stehen sie noch den ganzen Tag vor dem Tor. Erst am späten Abend, wenn alles eingeschoben ist, werden sie vom Tor verschwunden sein, um fabrikmäßig „verarbeitet“ zu werden.

Ich blickte auf Engemann, er schüttelte seinen Kopf. Also nicht. Ich durfte nicht zu ihnen. Aus der Blockführerstube würde man mich im Blick haben und wissen wollen, was ich noch mit ihnen zu tun habe. Das Mittagessen würde als Antwort nicht mehr ziehen, denn auch wenn sie zwar noch nicht tot waren, so wäre das Essen trotzdem eine Verschwendung gewesen.

Ich nahm stark an, daß Walter versucht haben würde, herauszufinden, wer die Zugänge sind, die gleichzeitig Abgänge waren, woher sie kamen und wieviel es sind. Er wird alle im Gedächtnis behalten, dann sein Wissen an einen nicht so exponierten Kameraden weiterleiten in der Hoffnung, er übersteht das Lager. Wenn nicht, geht wahrscheinlich das ihm anvertraute Wissen verloren, es sei denn, er hat noch einen Schlußmann. Sonst wird wohl keiner erfahren, wer hier „außer der Lagerstärke“ den Weg zur Station „Z“ hatte antreten müssen. Eine Geisterarmee, einst von Fleisch und Blut, vielleicht schon so groß wie die Totenkartei in der Schreibstube oder noch größer. Die jetzige ging schon in die Zehntausende.

Gedankenvoll schritt ich zu meinem angestammten Platz und griff zu den Formularen. Daß sie nicht vergessen werden, dafür müssen die sorgen, die überleben werden, in einem antifaschistisch-demokratischen Deutschland. Und Menschen werden aufatmen, weil die Luft rein und sauber geworden ist und nicht mehr vom Blutgeruch überschattet sein wird. Es war schön, mich in diesen Gedanken hineinzuleben.

Gleichzeitig tat es mir weh, zu wissen, daß man sich im hinteren Ring des Lagers heiß stritt, was nach der Zerschlagung des Faschismus zu tun sei. Wir in der Schreibstube identifizierten uns mit den Beschlüssen von Brüssel und Bern, die eine antifaschistisch-demokratische Entwicklung als Machbares anstrebten. Es war Zeit, aus der Enge sektiererischer Auffassungen der letzten Jahre herauszukommen, die ein gemeinsames Handeln aller Antifaschisten erschwerten. Aber die Kameraden aus dem hintersten Ring des Lagers verbissen sich in der alten Forderung nach der Diktatur des Proletariats und stützten sich auf Thälmann, der im Zuchthaus Bautzen streng von der Außenwelt iso-

liert war. Wenn Thälmann alles erfahren würde, was sich in Deutschland und an den Fronten tat, so würde er denken wie wir.

Ihr aber vom hintersten Ring, sagt mir doch, wo ist diese deutsche Arbeiterklasse, auf die ihr euch stützt? Sie ist nicht mehr dieselbe wie vor 1933. Anfangs hat sie noch mitgemacht, aber dann ist sie dem braunen Rattenfänger in die Arme gelaufen, bis in die geschändete Erde von Stalingrad. Diese Arbeiterklasse wird es selbst noch schwer haben, sich von den braunen Schlacken zu befreien, um sich in einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung zurechtzufinden. Sie muß umdenken. Erst wenn dies geschehen, geh ich mit dir, Helmut Rose, aus dem Block 43, einig. Wir können uns keine neue Tragödie leisten. Der Opfer sind genug gewesen.

Wir werden nach dem Sieg, zu dem wir deutsche Antifaschisten nur wenig beitragen konnten, eine alliierte Besatzungsmacht haben und uns ihren Befehlen unterordnen müssen, bis wir einen Friedensvertrag haben. Sie wird vorerst bestimmen, das gutzumachen, was Deutsche in ihren Ländern zerstört haben. Es wird für uns kein Zuckerschlecken sein, obwohl ich annehme, daß die Sowjetunion uns unterstützen wird. Aber faß mal einem nackten Mann in die Tasche. Für mich, Helmut, werde ich überleben, wird es trotzdem eine aufregende, schöne Zeit sein.

Du wirst deinen Wunsch, mich wegen des Verrats an Thälmann am Laternenpfahl hängen zu sehen, wohl begraben müssen. Aber ich gebe es nicht auf, dich doch noch eines Besseren belehren zu können. Faschistische Methoden sind nicht unsere Methoden. Wir werden den verirrtten deutschen Menschen an die Hand nehmen und ihm den Weg zeigen, den wir mit ihm gehen wollen. Mit den Verbrechern aber werden wir hart zu Gericht gehen. Dies schulden wir den Ermordeten dieses Lagers.

Dieser Dialog mit Helmut Rose, der wütend meine Hand ausschlug, drückte doch mein Gemüt. Als Heinz Bartsch mein versteinertes Gesicht sah und mich deswegen ansprach: „Was ist geschehen?“ und ich ihm von meinem Disput mit Helmut Rose erzählte, aber dessen Drohung verschwieg, meinte er:

„Mach dir keine Sorgen, Alois! Das sind nur Hirngespinnste weniger von uns. Die Zeit hat sie nicht klüger gemacht. Die Mehrzahl von uns denkt so wie du und ich.“

Wir beide waren uns nach dem Abenteuer beim Rapportführer Horn, als jeder um sich bangen mußte, sehr nahe gekommen, zumal ich ja auch aus

dem Kohlenpott kam, aus dem er stammte. Uns beide hatte es auf verschiedenen Wegen hierher geführt.

Ich legte jetzt zur Tarnung meine Verpflegungsformulare auf den Tisch, um meinen Aufenthalt in der schon fortgeschrittenen Zeit zu legitimieren, sollte noch einer der Blockführer die Absicht haben, seine Nase in die Schreibstube zu stecken. Doch Helmut Rose wollte nicht aus meinem Kopf weichen.

Was weiß er von meinem Verhältnis zu Thälmann? Nichts! Siebzehn Jahre war ich alt, als ich seine Einladung zum 11. Parteitag bekam, der im Februar 1927 im Saalbau der Stadt Essen stattfand. Ich war sehr stolz darauf. Die Partei hatte meine Aktivität wahrgenommen. Ich werde Thälmann sehen! Nein, nicht nur sehen! Ich werde ihn sprechen hören und zu ihm selber sprechen. Den Rucksack, prall gefüllt mit tätiger Arbeit, sollte ich vor Ernst Thälmann sozusagen ausschütten. Doch ich verpaßte die Zeit. Es fehlte mir der Mut und dennoch stand ich plötzlich vor ihm. In der Mittagspause schoben die Delegierten hinter mir mich in seine Arme. Verlegener als zuvor stand ich ihm gegenüber. Ich wollte etwas sagen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. So kam es, daß nicht ich ihn, sondern er mich ansprach:

„Genosse! Ich glaube, du hast etwas auf dem Herzen?“

Er spricht mich mit „Genosse“ an, nicht mit „Piepel“, wie es meine Freunde tun, dachte ich. Die Enge meiner Kehle schwand, denn es sprudelte jetzt aus mir nur so heraus. Ich wußte nachher nicht mehr, was ich alles gesagt hatte, ich hörte nur noch seine Stimme:

„Grüß mir deine jungen Freunde, sage ihnen, wenn wir Arbeiter siegen wollen, müssen wir für unsere Einheit kämpfen. Sonst werden wir das Elend nie beseitigen.“

Er sprach väterlich zu mir, ohne Strenge, aber mit tiefem Ernst. Ich versprach es ihm und wußte noch nicht, daß ich mich später im Ringen um die Einheit bewähren mußte. Ich erlebte, wie sich die Arbeiter meiner Heimatstadt über den Gräbern der von den Nazis ermordeten Reichsbannerkameraden die Hände gaben zum gemeinsamen Handeln gegen die SS-Banditen.

Leider, den Machtantritt der Nazis hatten wir nicht verhindern können. Wir gaben nur ein Beispiel, wie es hätte sein müssen.



Der hektische Alltag fraß die Wochen und Monate wie im Fluge. Es wurde weiter gehungert und gestorben, gehängt und erschossen, abgespritzt

und erschlagen, eingeschlossen die „Eintags- oder Zweitagsfliegen“, denen ich, wenn auch nicht immer, nur noch den zweifelhaften Genuß eines Mittagessens verschaffen konnte, ehe die Flammen der Krematoriumsöfen ihre Leiber fraßen.

Inzwischen hatte das hinter dem Krankenbau und der Pathologie befindliche Lagerbordell, das seit dem berüchtigten Sauckelbefehl existierte, seine schwarz-grünen Kunden. Wir, die Politischen, boykottierten es stillschweigend. Diese Haltung konnte Gefahren heraufbeschwören. Man hätte es als Sabotage auslegen können, denn das Geld, welches die Lagerführung als Gutscheine für anerkannte Arbeitsleistungen gab, sollte auf diese Weise wieder zurückfließen. Wir beauftragten daher Walter Engemann, diese sogenannte Lustbaracke zu besuchen. Ausgerechnet ich sollte ihm diesen Auftrag übermitteln, da ich ja sowieso engstens mit ihm zusammenarbeiten mußte. Ich weigerte mich, bis mich Heinz Bartsch in die ideologische Mangel nahm. Ich tat es mit Stottern und einem Gutschein. „Walter, ich muß dir einen Auftrag übermitteln, zu dem du nicht `nein' sagen kannst. Du mußt ins Bordell!“ Ich gab ihm den Gutschein und verdrückte mich. Woher Bartsch den Gutschein hatte, wußte ich nicht. Unsere Tätigkeit galt als unproduktiv, die man nicht bezahlte. Walter aber sprach tagelang nur das Dienstliche mit mir.

Diese Stätte angeblicher Lust war nichts anderes als ein Betrieb weiblicher Erniedrigung und der Sklavendienste. Frauen aus Ravensbrück waren dafür überstellt worden, meist den slawischen Ländern zugehörig. Ich Narr wußte nicht, daß dieser Stätte sogenannter Lust auch eine andere Aufgabe zugewiesen war, als nur die weiblichen Häftlinge zu erniedrigen.

Das Reichssicherheitshauptamt führte undurchschaubare Persönlichkeiten unter dem Vorwand einer Lagerbesichtigung regelmäßig auch dem Bordell zu, um abgelichtet und abgehört zu werden und die Ergebnisse gegebenenfalls als Erpressungsmaterial zu nutzen.

Walter gestand mir später mit einem Grinsen im Gesicht, daß er nur um das Bordell herumgegangen war, aber nicht hinein. Wir beide lachten, ohne daß wir der neugierigen Schreibstubenbesatzung den Grund unserer Fröhlichkeit offenbarten.

Der Herbst war vergangen. Seine Früchte kamen dem Lager kaum zugute. Die, die sich dabei mästete, war die SS. Sie erntete, wo sie nicht gesät hatte. Aus dem okkupierten Holland rollte ein ganzer Güterzug mit Zwiebeln in die Vorratskammern der Totenkopf-Standarte. Lauer, der Wirtschaftsoffizier,

raufte sich die Haare. Die Mägen der Truppe begannen zu blähen. Man hatte genug von den Zwiebeln. Es mußte ein Ausweg gefunden werden. Lauer fand ihn, ohne sich der Wohltat bewußt zu sein, die er dem Lager tat. Er stellte den Rest der Zwiebeln der Häftlingsküche zur Verfügung. Eine ganze Woche gab es Zwiebelsuppe. Dann waren sie aufgebraucht.

Der Winter kam, die Vitaminaufbesserung im Lager war längst vorbei. Die eisigen Winde und Schneestürme wüteten über den Appellplatz. Selbst die Finger der Blockführer, in Wehrmachtshandschuhen steckend, wurden klamm und was sie an Zahlen hinkrakelten, konnten sie bei der Abgabe vor dem Rapportführer Sorge nicht mehr entziffern. Der Appell zog sich in die Länge, und die Häftlinge kippten wie die Fliegen um, blieben liegen, weil die Blockführer erneut zählen mußten. Als dann doch die richtigen Zahlen ermittelt wurden, war auch von den Blockältesten festgestellt, wieviel Frosttote es gegeben hatte. Andere wurden halbtot von ihren Kameraden, die sich selbst kaum auf den Beinen halten konnten, in das Krankenrevier gebracht.

Aber auch diese Wintertage gingen vorbei, die Frühlingsboten zeigten sich in bescheidenem Grün. Was sich nicht an die Jahreszeiten halten brauchte, war Cornelius' Sonderkommission. Sie erntete täglich im Industriebhof. Langsam und sicher wälzte sich die Korruptionsermittlungsmaschine auch auf die Lagerführung zu. Diese hatte erfahren, daß Cornelius Urteilsvorschläge gemacht haben sollte. Wen es treffen würde, wußte man noch nicht.

Endlich begriff auch Kaindl, der seinen Kniefall vor Cornelius nicht hatte überwinden können, daß seine Sandkrümel im Getriebe der Untersuchungen nur Tropfen auf einen heißen Stein gewesen waren und daß er nun in die Offensive gehen mußte, wollte er nicht selbst überrollt werden. Er hatte lange überlegt, welche Taktik die richtige wäre. Dabei kam er auf eine raffinierte Idee, die er nun in eine handfeste Aktion umzumünzen gedachte. Dazu brauchte er allerdings Mitspieler aus dem Bereich der Lagerführung. Er grientete. Nichtsahnende Figuren sollten sie sein.

Da saßen nun seine drei „Mitspieler“ am großen Tisch des so kleinen Kommandanten. Der I. Lagerführer Kolb, Höhne der II. und Lauer, der Leiter des Wirtschaftsapparates, ohne den weder eine Versorgung im Kommandanturbereich noch im Häftlingslager lief.

Doch sie mußten sich gedulden, denn Kaindl schaute wie abwesend auf die östliche Europakarte, die ihm gegenüber an der Wand hing. Sie war mit vielen Fähnchen auf dem zerstochnen Gewebe besteckt und wies auf eine

ständige Rückwärtsbewegung der deutschen Armee hin. Für ihn waren es aber keine Markierungsfähnchen mehr, sondern in seiner Vorstellung Russen in ihren verblichenen gelbgrünen Uniformen. Lohnte es sich noch, die politische Variante gegen die kriminelle auszuspielen? Doch gleichzeitig drängte sich ihm das Schicksal Kochs, des ehemaligen Kommandanten von Buchenwald, auf, der auch einer Untersuchung zum Opfer gefallen war und in der Sandgrube, die er für andere hatte bauen lassen, von jenem Erschießungskommando erschossen wurde, das er einst selbst aufgestellt hatte.

Kolb versuchte seinen Vordenen durch einen künstlichen Hustenanfall aus der Erstarrung zu lösen. Kaindl blickte wütend auf seinen I. Lagerführer.

Das Gold, das er besaß, hatte sich lagernormal bei ihm angehäuft. Es war beim Filzen der Häftlinge entdeckt worden, das nun zur Aufbewahrung in seinem Panzerschrank lag. Wer es sehen wollte, dem war es zugänglich, auch der beiliegende Schrieb an die Erfassungsstelle der SS. Nur das Datum der Abgabe ließ er offen. Er wollte sich diesbezüglich nicht beeilen. Wenn Cornelius' Schnüffelnasen oder er es verlangen würde, den Schrank zu öffnen, bitte sehr, er wäre dazu bereit. Aber an solch legalen Stellen suchen sie ja meist nicht. Seine Lieferanten, die er der Strafkompagnie des Klinkerwerkes hatte überstellen lassen, brauchte er nicht zu fürchten. Ihre Namen waren schon in die Totenkartei des Lagers eingegangen.

Wo Kolb, Höhne und Lauer ihren „Erwerb“ verborgen hielten, wußte er nicht und wollte es auch nicht wissen, denn dann hätte er sich zu ihren Komplizen zählen müssen. Das verstieß gegen die heilige Kuh der Rangordnung, denn schließlich war er Standartenführer. Was ihn bei der gegenwärtig rollenden Goldgeschichte ärgerte, war nur die ungerechte Auslegung des Wortes „Gesundstoßen“ im NS-Sprachgebrauch. Ganz gewiß hat mein geliebter Feldherr und Führer in seiner Berchtesgadener Villa keine billigen Drucke an den Wänden, keine irdenen Teller und Schüsseln, kein Aluminiumbesteck. Und Lametta-Hermann hat sein Karinhall vollgestellt mit geraubten Gemälden und wartet nur auf den Fall von Leningrad, um die Schätze der Eremitage zu kassieren. Großmaul Goebbels auf seinem Wohnsitz am Bogensee hat auch keinen Bogen um fremdes Eigentum gemacht. Im Gegenteil. Er ließ sich das langgezogene Appartement von Lippert, dem Oberbürgermeister der Reichshauptstadt, als Geschenk aufs Tablett legen. Aber in diese Kreise hinein die Nase zu stecken, da reicht selbst Himmlers Vollmacht nicht aus, der auch nicht wie unsereins lebt. Ganz bestimmt hat er sich nicht mit seiner Straßbur-

ger Skelett-Sammlung jüdischer Kommissare zufriedengegeben, die er dem Professor Hirth von der dortigen Universität zur Entfleischung lieferte. Aber uns macht man das Leben schwer wegen des anfallenden „Judengoldes“.

Kolbs vierschroträge Gestalt rutschte unbotmäßig auf seinem Sessel hin und her. Seine Knollennase im breiten Gesicht leuchtete violett, über der die Augen auf seinen Stellvertreter Höhne und dann auf Lauer schauten, als wollte er sagen: „Was ist heute mit dem Alten los? Was hat ihm die Sprache verschlagen?“

Kolb war der Typ eines bäuerlichen Raufboldes, der sich im Lager nicht recht ausgelastet fühlte, so daß er immer Zeit fand, sich ausgefallener Dinge anzunehmen. Die Geburtstage seiner Häftlinge, die er gelegentlich vom Leben in den Tod zu befördern hatte, taten es ihm besonders an, und es machte ihm Spaß, die Exekution an solchen Tagen zu befehlen.

So etwas riß ihn aus der Öde seines Denkens. Einmal waren es drei Russen, die er hängen lassen sollte, und einer von ihnen war ein Geburtstagskind. Er ging zu ihm in den Zellenbau, grinste und sagte: „Gratuliere! Bist heute siebzehn geworden. Hab dir was mitgebracht. Du wirst heute Abend vor versammelter Mannschaft gehängt!“

Der Junge erlebte, doch er ertrug diese höhnische Verkündigung mit Fassung.

„Warum heulst du nicht!“ schrie Kolb ihn an. Er fühlte sich im Vorfeld der Exekution schon um seine Lust betrogen. Selbst als er ihn schlug, blieb der Junge stumm.

Am Abend ließ er den Galgen aufstellen. Über vierzigtausend Häftlinge mußten antreten. Kolb verlas das Urteil und gab den Vorarbeitern des Krematoriums mit der Hand einen Wink. Sie mußten dem Geburtstagskind zuerst den Strick um den Hals legen und warteten auf das weitere Zeichen des Lagerführers. Kolb aber ließ sich Zeit und schaute gierig auf das Gesicht des Jungen. Er wird um Gnade winseln. Ein Gefühl der Befriedigung ergriff ihn, als sich der Mund des Jungen öffnete. Jetzt wird er winseln. Endlich fing der Junge an zu sprechen. Kolb konnte nicht laut genug seine Wut hinausschreien: „Stoß den Schemel weg!“ Doch er hatte nicht verhindern können, daß die Worte des Jungen wie eine Verheißung über den Appellplatz ertönten: „Siegen werden wir, und ihr werdet untergehen!“ Dann erst polterte der Schemel auf den Betonboden, und die Schlinge zog sich fest um den Hals des jungen Opfers.

Kolb fühlte sich zum zweiten Male an diesem Tag um seinen Spaß betrogen. Resigniert stellte er fest, daß es leichter ist, einen Häftling zu hängen, als ihn zum Winseln zu bringen.

Jetzt räusperte sich Kolb zum wiederholten Male. Es ging dem zweiten Frühstück entgegen, auf das er, der gern und reichlich aß, nicht verzichten wollte. Kaindl machte noch immer nicht den Versuch, die Sitzung zu eröffnen. Schließlich besann er sich doch, warum er die drei zum Rapport geladen hatte. Cornelius' Feldzug muß zum Stoppen gebracht werden. Doch als er sich Kolb zuwandte und sagte: „Berichten Sie, Lagerführer!“ ließ er auch jetzt nicht die Katze aus dem Sack.

So angesprochen, stand Kolb auf, nahm Haltung an und berichtete. Es war nichts Außergewöhnliches, was er sagte. Als er Cornelius erwähnen wollte, winkte Kaindl energisch ab. „Lassen Sie das, Kolb!“

Kolb verstummte sogleich. Er wußte, wie sehr der Kommandant unter seinem Autoritätsverlust litt. Was heißt litt? Er besitzt sie so wenig wie ich, dachte er vergrämt.

Höhne sprang auf, als er Kaindls Blick auf sich gerichtet fühlte. „Habe zu dem, was mein I. Lagerführer berichtet hat, nichts hinzuzufügen.“ Er war wie auch Kolb erstaunt, daß man ihn zum Rapport hinzugezogen hatte. Das war sonst nicht üblich, und Kolb fühlte sich zurecht geschnitten.

Höhne war von Gestalt nicht größer als Kolb, aber im Gegenteil zu ihm sehr schwächig. Vor seinem Eintritt in die SS war er von Beruf Schneider. Eine Wibbelfigur. Seine wieselflinken Augen verrieten einen unsteten Charakter. Er blickte immer noch Kaindl an, der aber wußte, daß Ergänzungen zu Kolbs Ausführungen nicht zu erwarten waren, denn das hätte bedeutet, daß der II. seinem I. nicht alles ordnungsgemäß berichtet hatte. Er hätte ihn nicht zu laden brauchen. Den Schnee von vorgestern, die achtzehntausend Genickschüsse, mit denen er gerne prahlt, kann er sich aufheben als Kasinogespräch, zur Erheiterung natürlich.

In Wirklichkeit fühlte sich Höhne bei dieser Aktion komischerweise wie unbeteiligt, weil er dem Opfer nicht ins Gesicht schauen konnte, sondern nur ein pfennigstückgroßes Teil von dessen Genickansatz sah, das aus dem Schlitz der zurechtgemachten Meßlatte zu erkennen war. Da waren die Schußfeten im Erschießungsgraben, wo man sich aussuchen konnte, Kopf oder Herz, ein reines Vergnügen. Wenn er besoffen war, dann schoß er mit der MPi die Garbe von unten nach oben.

Ärgern tat es ihn noch jetzt, daß seine Genickschüsse nicht ausgereicht hatten, ihn mit den anderen Beteiligten zur Erholung nach Capri zu schicken. Zugegeben, Pistolen-Schubert, Brutalle, Fickert, Saathoff und Hempel haben da mehr geleistet. Aber viele Male die Hand mit der Armee-Pistole in die Waagrechte zu heben und das ebenso viele Male Abdrücken waren auch für ihn eine Schwerstarbeit gewesen. Was ihm blieb in den drei Wochen des längst vergangenen Jahres 1941 war die Freude, dieses bolschewistische Ungeziefer in die ewigen Jagdgründe befördert zu haben. Halt! Den Handschlag und Dank von Eicke, dem General der Waffen-SS, sollte man in Erinnerung behalten. Nur, daß die Genickschußaktion abgebrochen werden mußte, war nicht schön. Die Russen drohten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber wir haben dann doch die Iwans über den Löffel balbiert. Die Massenerschießungen wurden nur portioniert. Das Resultat blieb dasselbe.

Es gäbe der Späße noch genug zu berichten. Aber was soll's? Ich bin hier, und Kaindl und Kolb wollen gewiß nicht mit mir in Erinnerungen schwelgen. Kaindl schießt gern aus dem Hinterhalt. Ich bin gespannt, wen er heute anschießen oder anscheißen will? Kolb oder mich? Vielleicht Lauer? Und jeder soll Zeuge seiner Macht sein.

Doch Kaindl dachte schon lang nicht mehr an den II., den er nie zum I. machen würde und es später doch tat. Er hatte sich Lauer zugewandt, seinem Wirtschaftsoffizier, der ihm wie auch Kolb ständig Schwierigkeiten machte, wenn die Blockführer nicht bis vierhundert zu zählen imstande waren und den Zählrapport dadurch in die Länge zogen. Er, der Wirtschaftsmann, gab dann nicht eine Krume Brot heraus, bis die Zahl unter dem Strich die tatsächliche Lagerstärke ausmachte. Dabei war meist nur ein Additionsfehler, der keinem Klippschüler unterlaufen wäre, die Ursache. Wenn dann den Häftlingen die Beine in den Leib stachen, was ihm nicht weh tat, doch die Leiter der SS- und Monopolbetriebe nach den Arbeitskräften schrien, dann ging es ihnen um den ausgefallenen Profit. Jetzt lag der Gewinn nicht mehr an toten, sondern an lebenden arbeitsfähigen Häftlingen. Die Zeiten waren leider vorbei, wo man genüßlich zusehen konnte, wie das Gesocks durch die Willkür der Block- und Kommandoführer zugrunde ging. Jetzt, bitte sehr, arbeitet es sich zugrunde.

Saukel, der Reichskommissar, für den „Totalen Arbeitseinsatz“ von den Scheißkerl-Häftlingen Saukerl genannt, verlangte auch von ihm, Kaindl, aus seiner Häftlingsarmee Arbeitssiege herauszuschinden, damit sich die zerbombte Kriegswirtschaft erholen sollte. Wenn sie, die Zebragestreiften, ihre letzte Kraft

verbraucht hatten, dann waren sie auf dem Felde der Arbeit gefallen, und der Abstrich von der Lagerstärke hatte immerhin einen realen Gewinn gebracht, nicht nur für die Konzernbetriebe.

Eigentlich hätte er einen Orden erhalten müssen, weil er über Kolb den Vorschlägen des 1. Lagerältesten Bartsch folgte, die Ration ganz den Häftlingen zukommen zu lassen, die durch die Bver-Wirtschaft mit den Blockführern ihnen zum Teil gestohlen wurde. Dadurch wurden die Schonblocks nicht mehr so überbevölkert, was schließlich der Arbeit zugute kam. Auch daß die übriggebliebenen Russen aus dem Kriegsgefangenenlager von der halben auf die ganze Ration gesetzt wurden, und das hat sich wohl ausgezahlt. Selbst wenn ich als Kinderfreund in die Lagergeschichte eingehen würde, so hätte ich es auch den Vorschlägen des 1. Lagerältesten zu verdanken, die russischen Kinder gutes deutsches Handwerk erlernen zu lassen. Das siegreiche Deutschland braucht schließlich eine Vielzahl von Handwerkern, um die Blessuren des Krieges zu beseitigen. Bei richtiger Überlegung hätte wohl der 1. Lagerälteste den Orden verdient -er grünte jetzt in sich hinein -, das wäre der erste Orden für einen Untermenschen.

In Wirklichkeit rettete Bartsch im Auftrag des Internationalen Lagerkomitees mit diesen Vorschlägen vielen russischen Kindern und Häftlingen aller Nationen das Leben.

Kaindl rief sich mit einer Handbewegung in die Gegenwart zurück. Und dieser Lauer, er warf ihm einen giftigen Blick zu, macht mir wegen seiner peniblen Marotten das Leben schwer. Und doch ist er mein Joker im Spiel, die unbekannte Größe, die Hauptperson.

Lauer wußte, daß er an der Reihe war, und stand auf. Er war der einzige im Raum, der ein Übermaß an SS-Größe besaß und von dem man meinte, er müsse beim Aufstehen gegen die Decke stoßen. Das gelang ihm nicht, aber er stieß gegen Kaindls Eitelkeit, denn der befahl ihm barsch: „Bleiben Sie sitzen!“ Er würde es sich nie verzeihen, als Rangoberster zu ihm heraufschauen zu müssen.

Als Junge hatte er sich der Großen oftmals erwehren können und im Kreis seiner Spielkameraden immer die Lacher auf seiner Seiten gehabt, wenn man spöttisch zu ihm sagte: „Kleiner! Ich kann dir ja über den Kopf spucken“ und er grinsend darauf erwiderte: „Ich reiche mit meiner Spucke bei dir nur bis auf die Nase.“ Jetzt lachte man nicht mehr mit ihm, sondern über ihn.

Und dieses Übel wollte er in seinen Räumen nicht mehr aufkommen lassen. Darum mußte Lauer sitzend seinen Bericht geben.

Lauer besaß sein ewiges Thema. Er brauchte mehr Raum. „Ich kann“, so meinte er, „die Häftlingskantine nicht mehr mit dem Trockenquark und Mixpickel beliefern, weil ich wegen Raummangels dieses Zeug nicht mehr übernehmen kann. Die Häftlinge können deshalb ihre Gutscheine nicht mehr einlösen. Wäre es nicht besser, Kommandant, wir benutzen die Kantine als notwendigen Lagerraum?“

Kaindl winkte auch hier ab. „Lauer! Das sagen Sie Sauckel! Aber wenn Sie schon keinen Trockenquark und keine Mixpickel haben, dann stellen Sie doch etwas anderes hinein, und die Besucher von draußen können dann sehen, was es hier noch ohne Marken gibt.“ Er lachte. „Und was die Gutscheine anbetrifft, die können die Häftlinge, sofern sie Arier sind, in der Hobelbaracke einlösen. Dieser Betrieb muß sich auch lohnen.“ Dabei dachte er: Deinen Raum sollst du bekommen. Ich habe ihn dir ja schon vorbereitet.

Lauer erwiderte resigniert: „Zu Befehl, Kommandant!“ Er machte ein ärgerliches Gesicht. Er hatte das Warten satt.

Als hätte Kaindl seine Gedanken erraten, meinte er: „Es wäre die Sache des 1. Lagerführers gewesen, Ihnen schon längst zu helfen. Nun muß ich die Sache wohl selbst in die Hand nehmen. Ich weiß, Sie brauchen Raum. Sehen Sie sich die Werkstätten im Block 28 an. Die drei Häftlinge, die dort ihren Sitz haben, können wir in den Industriebau verlagern. Aber beeilen Sie sich, Lagerführer Kolb schüttelt schon wieder verneinend seinen Kopf. Wenn es nach ihm ginge, warten Sie bis zum Nimmerleinstag auf Ihren Lagerraum.“

„Er soll seinen Lagerraum haben, Kommandant!“ erwiderte Kolb, der nach oben nicht zu widersprechen wagte. „Mache aber darauf aufmerksam, daß dort der Lagerelektriker und die Maurer untergebracht sind, die dem Arbeitseinsatzführer Rehn unterstellt sind, der mitbestimmt.“

„Und der untersteht Ihnen, Kolb“, erwiderte Kaindl boshaft. „Wollen Sie sich auch diese Entscheidung nehmen lassen? Lauer, es bleibt dabei, der Raum im Block 28 gehört Ihnen.“

Der Block 28 war als Lager und Werkstatt zugleich umfunktioniert worden. Er hätte die Überbelegung der Wohnblocks mindern können, anstatt Berge von Kalk und Zementsäcken anzuhäufen. Die Lagermaurer Rhider und Scherf waren täglich zur Baustoffübernahme in diesem Block zu finden. Auch Büker, der Lager-Elektriker, besaß dort einen Raum, in dem neben Elektro-

Material auch noch anderes aufbewahrt wurde, ein Rundfunkgerät sowie eine Schreibmaschine, auf der Bükler für Rehn Berichte zu schreiben hatte über Arbeitsleistungen und Materialverbrauch seiner Dienststelle. Rehn verstand es nicht, die Schreibmaschine zu bedienen. Er hatte als ostpreußischer Bauernsohn eine schwere Hand und wenig geistige Tiefe. Das Rundfunkgerät gehörte Bugdalle, einem der Blockführer. Bükler hatte es repariert, aber zuvor immer neue Ersatzteile angefordert, damit es recht lange in der Werkstatt verblieb.

Kaindl war am Tage zuvor im Block 28 gewesen. Heimlich natürlich. Um dort sein politisches Ei zu legen. Niemand sollte ihn sehen. Die Schreibmaschine dort sollte noch eine wichtige Rolle in seiner politischen Variante spielen.

Das Rundfunkgerät war ihm zwar neu, kam aber seinem Plan zugute, als er feststellte, daß der Apparat funktionierte. Er dachte aber gleichzeitig, den hat sicher ein Blockführer hergebracht, um Reparaturkosten zu sparen. Es drängte ihn, irgend etwas Belastendes zurückzulassen. Aber er hatte nichts bei sich. Doch was er fand, genügte ihm schon, daraus ließe sich alles machen, um dem Karren eine andere Richtung zu geben, wenn sein Joker spurten wird. Heimlich, wie er gekommen war, verließ er den Block 28.

Nun saß sein Joker mit einem fast fröhlichen Lächeln vor ihm. „Danke, Kommandant, für den Lagerplatz!“ Lauer wollte aufstehen, doch Kaindls Blick bannte ihn. „Lassen Sie mich über Kolb wissen, ob der Raum Ihren Ansprüchen genügt.“

Kolb wunderte sich über die plötzliche Freundschaft, die Kaindl Lauer entgegenbrachte. Es war doch immer anders gewesen. Streithähne waren sie sonst. Er kam nicht hinter die sonderbare Sinnesänderung, spürte aber, daß der Lagerbericht nur Vorwand war, um Lauer in etwas hineinzuziehen. Doch der Hunger nach dem zweiten Frühstück ließ eine Leere in seinem Kopf entstehen, die er nur mit der Füllung seines Magens beheben könnte.

Als Kaindl sich erhob, Kolb, Höhne und Lauer wie von der Tarantel gestochen aufsprangen, blieb sein Blick auf der Schreibtischplatte hängen. Er hörte nicht den Dreiklang: „... abtreten zu dürfen!“, sondern winkte nur mit der Hand, sie sollten gehen.

Als sie draußen waren, begleitet von Wessely, rieb sich Kaindl die Hände, weil er glaubte, eine Weiche richtig gestellt zu haben, die Cornelius aufs

tote Gleis schieben würde. Aber wie wird der andere Zug fahren? Er kratzte sich am Kopf. Wird er fahren?

Nun wartete er schon drei Tage auf Kolbs oder Lauers Anruf und wurde schon ein wenig unruhig. Doch Lauer, der lange hatte warten müssen, ließ sich Zeit. Er war schon in Urlaubsstimmung und wollte ihn in Berchtesgaden verbringen. Den Führer wird er da wohl nicht zu sehen bekommen, der hockt jetzt in der Wolfsschanze. Er wäre lieber mit der „Gustloff“ auf hoher See gefahren bis hin nach Mallorca. Aber die „Kraft-durch-Freude-Fahrten“ sind längst vorbei. Die „Gustloff“ war Truppentransporter geworden. Dann brachte Lauer den Besuch in Block 28 doch noch über die Runden, derweil seine Frau die Koffer packte.

Die Tretmine, die Kaindl gelegt, war doch zur Explosion gebracht worden, daß die Druckwelle bis in die Prinz-Albrecht-Straße zu verspüren war und eine sofortige Reaktion auslöste. Wenn schon an der äußeren Front nichts Erfreuliches zu berichten war, außer der Blutarbeit der Kettenhunde, die innere Front sollte nicht durch das RSHA enttäuscht werden.



Verflucht! Warum mußte ich heute Mittag allein in der Schreibstube sitzen? Es kam doch sonst nicht vor, daß sie so entvölkert war. Aber irgendwie hatte jeder diesmal etwas im Lager zu tun, und es war ja auch Mittagszeit. Das Verlangen nach dem Essensnapf war aus diesem Grund groß. Während dem 1. Lagerältesten ein angereichertes Essen in der Häftlingsküche zustand, mußten die anderen Lagerältesten in ihrem Block das Essen einnehmen. Es war gewöhnliches Blockessen, das auch die übrige Schreibstuben-Mannschaft bekam. Beier ging aber nicht wie Bender in seinen Block, sondern zu einem Kumpanen, der im Krankenbau für ihn eine Freßstelle besaß. Dort schlug er sich auf Kosten der Kranken den Wanst voll. Was er als Ausgleich zu zahlen hatte, war mir nicht bekannt. Obwohl unter ihnen eine Kumpanei herrschte, tat man nichts umsonst.

Da es um zwölf war, am Tor keine Zugänge standen, versprach mir diese Zeit eine relative Ruhe, obwohl auch mein Magen auf ein Mittagessen programmiert war. Um das bekannte Knurren zu überspielen, versuchte ich mich an ein kulinarisches Mittagessen zu erinnern, das mir nur einmal in meinem Lagerleben als „Tischleindeckdich“ zur Verfügung stand, mich aber noch immer als Fata Morgana narrete.

Ich hatte in der Häftlingsküche dem Chef eine Veränderungsmeldung zu bringen, und just zur Mittagszeit. Das kam oft vor, aber nur einmalig, als mich der Küchenbulle, ein kleiner SS-Chargierter, abging und mir befahl, in sein Kabuff zu gehen. Durch Erfahrung klug geworden, hatte ich mir angewöhnt, im Verkehr mit der SS Vorsicht walten zu lassen. Innerlich widerstrebend, ging ich in die mir zugewiesene Richtung, die mich provozierend mit dem Geruch eines Eisbeins empfing. Und in der Tat stand auf dem Tisch serviert das Monstrum eines Dickbeines. Nur das Sauerkraut fehlte und die dazugehörigen Kartoffeln. Ich schnupperte einige Sekunden lang den für einen Häftling so ungewöhnlichen Geruch tief ein und erwartete den Küchenchef, der mir vielleicht sagen würde: „Nun hast du genug geschnuppert und verschwinde jetzt.“ Doch nichts davon. „Friß das!“ forderte er mich nach seinem Erscheinen auf, während seine Knobelfinger auf das Eisbein zeigten.

In mein Erstaunen hinein fügte er hinzu: „Aber für die Scheißerei bist du allein verantwortlich.“ Er grinste dabei, weil er wohl so seine Erfahrungen besaß.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Während er wieder hinausging, stürzte ich mich recht gefräßig über das Eisbein her und benagte am Ende der Völlerei den Knochen aus einem Wonnegefühl heraus, bis ich schließlich rülpsen mußte.

Den erwarteten Durchfall hatte ich seltsamerweise nicht bekommen, aber immer wieder mußte ich daran denken, was wohl die Ursache dieser weichen Welle des SS-Mannes gewesen sein könnte, der mir meinen Ernährungssetat, wenn auch nur für einen Tag, aufstocken ließ? Fühlte er sich an diesem Tag unpäßlich? Magenbeschwerden vielleicht? Oder wollte er seinem stark gewölbten Bauch eine anzuratende Diät auferlegen? War er vielleicht, da ich noch sehr jungenhaft aussah, seinem Mitgefühl erlegen gewesen? Ich kam nicht dahinter. Ihn zu fragen war suspekt. Ich hätte mir sicherlich nur Ohrfeigen einhandeln können für seine augenblickliche Schwäche, der er erlegen war. Mit meiner Psycho-Analyse kam ich nicht zurecht. Jedenfalls blieb mir dieses „schweinische Ereignis“ wie ein Fixstern am nächtlichen Himmel erhalten.

Plötzlich, in meine Gedanken hinein, schrillte das Telefon. Herrgott! Mußte es gerade jetzt klingeln, wo man so köstlich gespeist hatte? Dieses Geläut des Schreckens! Dieser angsteinflößende Apparat in der Häftlings-schreibstube. Er hing neben Walter Engemanns Tisch an der Wand wie ein

glühendes Eisen. Wenn es hieß: „Häftling Nummer sowieso sofort ans Tor!“, dann wußte ich, er kam nie mehr zurück. Seine Kleidung wurde später in der Wäscherei wiedergefunden. Doch nun war der Mann an der Kartei gefragt, ob in der Totenkartei ein gleicher Name, mit ähnlichem Geburtstag und -ort zu finden war. Gab es Übereinstimmung - bei den Russen war es oft der Fall -, dann übernahmen Heinz Bartsch oder Walter Engemann die Verantwortung, nach oben zu melden, daß der angeforderte Häftling verstorben sei, und der so Verstorbene wurde anderntags durch Reinhold Scheil in ein Außenkommando abgeschoben. Aber das war ein seltener Treffer in der Lotterie des Todes.

Ich preßte den Hörer an mein Ohr, und in der Erregung konnte ich den Anrufer nicht verstehen. Mehrmals rief ich: „Hallo!“ in die Sprechmuschel hinein, ehe ich bemerkte, daß es der I. Lagerführer Kolb war, der wahrscheinlich aus seinem Mittagsschläfchen hinter dem Schreibtisch aufgewacht war und sich wiederum den Spaß erlaubte, ins Telefon zu nuscheln.

„Ich werd's dir geben, hallo zu rufen“, schrie er und befahl, daß ich augenblicklich bei ihm zu erscheinen habe.

War das nun die vorerahnte Katastrophe, die jetzt auf mich zukam? Oder nur ein Vorgeschmack? Nein, sie war es noch nicht, aber sie befand sich im Anmarsch, die mich im Mahlwerk der SS zerreiben sollte. Was mich erwartete, war nur ein gewöhnliches Lagerereignis. Ich rannte über den Appellplatz, meldete mich außer Atem bei der Wache zum I. Lagerführer ab und stürzte die Treppe hinauf, stolperte den Gang entlang bis zur Tür des Lagerführers. Pistolen-Schubert kam hinter mir hergehechelt. Doch ich mußte auf ihn warten, da ich Kolbs Heiligtum nicht allein betreten durfte, sonst wäre ja das ganze Sicherheitssystem über den Haufen geworfen.

„Verdammtes Aas! Warum rennst du so? Ich hätte dich abknallen können“, schnauzte mich Pistolen-Schubert an. Dann klopfte er an Kolbs Tür.

„Herein!“ tönte dessen rauhe Stimme.

Schubert öffnete die Tür und schob mich hinein. „Mit Häftling 40355 zur Stelle!“ meldete er und salutierte.

Kolb winkte ab. „Sie können gehen.“

Nun stand ich an der Tür, die sich hinter mir geschlossen hatte. Kolb erhob sich schwerfällig, kam auf mich zu und fixierte mich argwöhnisch. Dann knallte er, unerwartet für mich, seine fleischige Hand auf meine Backe. Der

Schlag war so heftig, daß ich aus meinen Latschen kippte. Benommen rappelte ich mich wieder auf und versuchte, grad zu stehen.

„Das war für dein `hallo', und nun weißt du, wie du dich zu melden hast!“

„Jawohl! Herr I. Lagerführer! Am Telefon Häftling 40355.“

„Häftlingsschreibstube, du Arschloch, hast du vorher noch zu sagen. Und damit du das nicht vergißt, hier noch eine, und verschwinde!“

Er hatte seine Stellung verändert, so klatschte seine Polsterhand auf meine andere Backe. Da ich den Schlag jetzt erwartet hatte, kippte ich diesmal nicht um und meldete: „Häftling 40355 bittet, wegtreten zu dürfen!“

Ein Grunzen von ihm, dann konnte ich gehen. Draußen empfing mich wieder Pistolen-Schubert. Er grinste: „Hat ganz schön geknallt. Ich merke es an deiner Fresse, sie glüht ja wie dein Bolschewistenrot.“ Unten gab er mir noch einen Tritt. „Für dein Weglaufen von vorhin.“

Pistolen-Schubert vergißt nichts. Bin trotzdem mit einem blauen Auge davongekommen, dachte ich, als ich im Eilschritt über den Appellplatz zur Schreibstube zurücklief. Drinnen atmete ich erst einmal tief auf angesichts der wieder anwesenden Schreibstubenmannschaft.



Es hatte gewittert. Eigentlich um diese Zeit eine seltene Erscheinung. Blitze sah ich nicht. Ich vernahm nur ein dumpfes Grollen weit entfernt vom Lager. Obwohl der Himmel dunkel verhangen war, fiel kein Tropfen Regen, aber eine feuchtkalte Atmosphäre hatte sich ausgebreitet und die Fenster der Schreibstube beschlagen. Es war jetzt angenehmer drinnen als draußen, deswegen waren wir alle an unseren Arbeitsplätzen.

Ich beschrieb kleine Zettel für die Blockältesten, die einen oder mehrere Tote gemeldet hatten. Damit trat mein Verschiebehahnhof wieder in Aktion, die Portionen der Toten von einem Block in den anderen zu transferieren. Es blieb eine makabre Angelegenheit, und doch tat es gut zu wissen, für die Körperschwachen wieder etwas getan zu haben. Von dieser täglichen Nebenarbeit wußten nur wenige, die brotempfangenden Block- oder Stubenältesten, natürlich Engemann, der mir die Tips dafür gab. Daß Heinz Bartsch den Grund für meine „Zettelei“ wußte, war anzunehmen. Sonst hätte er nicht so großen Wert auf meine Mitarbeit in der Schreibstube gelegt.

In die Geräuschlosigkeit der Schreibstube kam Herbert, der neue Läufer, angerannt und ging sofort zu Bartsch in dessen Lagerältestenecke. Bartsch, der sich an seinem Tisch mit verschiedenen Papieren beschäftigte, blickte auf. „Was gibt es?“ fragte er.

Herbert, wegen seiner weißen Haare auch Schimmel genannt, wollte sich erst vergewissern, ob nicht Beier lauschen würde. Doch der döste auf seinem Platz vor sich hin. „Lauer ist ins Lager gekommen und geht mit seinem Stellvertreter Sommer zum Block 28“, sagte er leise.

„Ich hörte es vorn am Tor aus ihrer Unterhaltung.“

Wenn Lauer ins Lager kam, waren sein Ziel die Häftlingsküche, der Proviantraum und das Magazin. In die Häftlingsschreibstube habe ich ihn noch nie kommen sehen, obwohl ich doch auch für ihn arbeiten mußte, denn meine Verpflegungsrapporte waren auch für ihn gemacht, wenn auch je einen Durchschlag die Küche und der Proviantraum bekamen. Ich besaß lediglich im Unreinen die Block- und Gesamtstärke des Lagers. Ich durfte wegen der Geheimhaltung nichts besitzen.

Wir sahen nichts Außergewöhnliches an Lauers Gängen in die rechte Richtung des Lagers, und Sommer trottete dann wie ein abgerichteter Hund hinter ihm her. Lauer litt an dem Syndrom, daß die Häftlinge ihn erschlagen würden, käme er allein. Als Ernährungszar hatte er dafür nicht wenig Gründe geliefert. Aber daß er jetzt den Schwenk nach links tat und ausgerechnet zum Block 28, einer Nachrichtenquelle des Lagers, machte ihn für uns sehr verdächtig.

Ich sah, wie Bartsch die Schreibstube verließ. Ihm war es wichtig zu erfahren, was Lauer im Bereich des Arbeitseinsatzführers zu suchen hatte. „Ich bin aus dem zweiten Lagerring herauszurufen, wenn die da vorn etwas von mir wollen“, sagte er zu Bender.

„Ich werd' es behalten“, erwiderte Bender in seiner ruhigen Art.

Eine gespannte Ruhe war jetzt in der Schreibstube. Wir alle lauschten nach draußen, und jeder stellte sich die Frage: „Was will Lauer im Block 28?“

Während wir im Wartestand verblieben, stakte Lauer mit Sommer seinem Ziel zu, immer daran denkend, daß er hier den hart umkämpften Lagerplatz für seine Zwecke finden wird. Für dieses Verlangen gab es eigentlich keinen Grund, die Längsfront des Blocks entlangzuschleichen. Lauer sah komisch aus, als er versuchte, sich mit seiner langen Gestalt unter den Fenstern durchzuschlängeln. Er, der Ranghöhere, unterschied sich dabei kaum von den

Blockführern, denen das Anschleichen schon zur Manie geworden war. Als er die Tür erreichte, legte er den Finger auf den Mund. Dies Signal galt Sommer, der gerade etwas sagen wollte. Lauer richtete sich auf und preßte sein Ohr an die von Wind und Wetter gebleichte Tür und horchte. Doch er vernahm kein Geräusch. Leise öffnete er die Tür und ging, gefolgt von Sommer, den Gang entlang, bis er in einem der ehemaligen Tagesräume stand. Die beiden Lagermaurer bekamen sie nicht zu Gesicht. Sie waren an diesem Tag in der Gärtnerei beschäftigt, die sich in der oberen Ecke des Lagers befand.

Lauer durchmaß den Raum, wirbelte dabei Kalk- und Zementstaub auf, der sich auf seine Uniform legte. „Drecksäcke! Können nicht einmal ihre Bude sauberhalten“, schimpfte er. Sommer aber dachte: Einige Sack Zement würde ich mir schon gern unter den Nagel reißen. Jetzt aber stand Lauer vor dem Verschlag, der die Elektriker-Werkstatt von dem Materialraum der Maurer trennte. Lauer winkte Sommer heran, ließ aber sein Ohr an die Tür gedrückt und lauschte, dann sagte er leise: „Ich glaube, das Schwein hört dort drinnen Nachrichten ab. Wo hat er nur das Rundfunkgerät her?“ Er verständigte sich kurz durch Gesten mit Sommer. Der nickte ihm zu. Gemeinsam stießen sie mit ihren Schultern die Tür auf und so heftig, daß das Schloß, aus dem Futter gerissen auf den Boden fiel. Sie staunten nicht schlecht, als sie den Lagerelektriker über den Apparat gebeugt sahen, der gerade im Begriff war, ein graugelbes Stück Packpapier aus der Schreibmaschine zu nehmen, jetzt aber erschrocken auf die SS-Eindringlinge schaute, während es noch leise aus dem Lautsprecher tönte.

Lauer grabschte sofort nach dem Zettel. Es kam zum Handgemenge. Büker wußte, in welcher fatalen Situation er sich gebracht hatte, und wollte Lauer den schon beschriebenen Zettel wieder entreißen, doch Sommers Faustschlag verhinderte sein Vorhaben. Lauer blieb im Besitz des für Büker verhängnisvollen Papiers und richtete nun seine Waffe auf Büker. „Dreh dich um!“ befahl er und tastete ihn nach einer Pistole ab. Doch Büker besaß keine.

„Bring ihn in die Blockführerstube“, sagte Lauer zu Sommer. „Ich schau mir indes seinen Dreckladen an und will wissen, was das Schwein hier nicht noch alles verbunkert hat. Kommen Sie dann zurück und bringen Sie von vorn einen Blockführer mit. Ich denke, wir haben noch etwas zu transportieren.“

Sommer befahl Büker, die Hände hochzuhalten, drückte ihm dann seine Pistole in den Rücken und jagte ihn wenige Minuten später über den Appellplatz zur Blockführerstube, in der Bugdalle sich gerade mit dem buckligen

Kommandanturschreiber Hempel unterhielt, der oft nach unten kam, um sich von denen dort als SS-Mann bestätigt zu wissen. Beide staunten nicht schlecht, als Sommer den Lagerelektriker in die Stube stieß und ihn im hintersten Winkel mit dem Gesicht zur Wand postierte. Auf die fragenden Blicke der beiden sagte Sommer: „Das Schwein erwischten wir beim Abhören von Feindsendern. Bugdalle, Sie kommen mit, das Beweismaterial sicherzustellen.“

Für Bugdalle war das ein Fressen, doch ehe er ging, ließ er Bükler in die Kniebeuge gehen und beauftragte Hempel und den anwesenden Posten, ja gut auf dieses Schwein aufzupassen. Er war neugierig auf die Beweisstücke, die sich im Block 28 befinden sollten. Sicherlich Judengold. Das mit dem Abhören von Feindsendern nahm er nicht so ernst, weil der Rundfunkapparat ihm gehörte, der bei Bükler zur Reparatur war. Er mußte ihn ja überprüfen, ob er wieder funktionstüchtig war. Daß er probeweise alle Sender anpeilte, das hätte ich sogar von ihm verlangt. Oder wollte er doch? Er wird sich da heraushalten.

Zu dumm, daß ich ihn in die Kniebeuge zwang. Aber immerhin wäre Bükler der erste Politische in Cornelius' Raupensammlung. Er konnte sich aber keinen rechten Vers darauf machen, daß hier etwas auf Cornelius' Befehl geschah. Lauer und Sommer - seine Komplizen? Undenkbar. Wo doch die Lagerführung bis zum popligen SS-Mann Cornelius zum Teufel wünschten. Er hatte keine Zeit mehr, diesem „Phänomen“ auf den Grund zu gehen, da es Sommer eilig hatte, wieder den Block 28 zu erreichen.

Als sie dort ankamen, sagte Lauer: „Platz für mein Magazin wollte ich haben, und wahrscheinlich habe ich hier eine bolschewistische Nachrichten-Zentrale entdeckt.“

Lauer hatte nichts weiteres gefunden als den Zettel, auf den Bükler leichtsinnigerweise seine Nachrichten schrieb und dazu noch die Schreibmaschine benutzte, statt sie im Kopf zu behalten. Somit war für Lauer der Beweis gegeben, daß Bükler Greuel-Nachrichten verbreitete. Trotzdem war er enttäuscht, nicht mehr gefunden zu haben. Daß hier auch Flugblätter geschrieben worden waren, nahm er stark an. Leider ließ sich das nicht belegen. Die Untersuchung wird es schon herauskriegen. Jedenfalls hätte sich Cornelius auf diese Dinge stürzen sollen und nicht auf die lumpige Goldangelegenheit, dachte Lauer und war doch froh, daß er Cornelius mit seiner Entdeckung sowieso ausstechen würde. Er war in euphorischer Stimmung, als er sagte: „Sommer,

Sie nehmen die Schreibmaschine, und Sie, Bugdalle, das Rundfunkgerät. Und nun, auf zum Gefecht!“

Während sich Sommer wie ein Packesel vorkam, schien es für Bugdalle ein böses Omen zu sein, daß ausgerechnet er das Corpus delicti, seinen Rundfunkapparat, tragen mußte. Hinter den beiden schritt Lauer, den Zettel triumphierend in den Händen haltend.

Bugdalle wußte, daß sein Dienst schon beendet war und er Schubert, seine Ablösung, in der Schreibstube vorfinden würde. So angekommen, übergab er ihm das Wachbuch und verabschiedete sich eilig. Niemand sollte wissen, daß der Apparat sein Eigentum ist. Er wollte einem Anranzer von oben aus dem Wege gehen.

Während Lauer vergeblich versuchte, den Kommandanten ans Telefon zu bekommen, hatte Pistolen-Schubert schon in seiner Art sich mit Büker beschäftigt gehabt, so daß Lauer ihm Einhalt gebieten mußte, weil er ja auch noch seinen Spaß mit ihm haben wollte. Er ging zu Büker, stieß ihn in den Rücken: „He, Bolschewiki! Nun zaubere mal auf deinem Apparat den Moskauer Sender herbei!“

Büker wußte, daß er nichts mehr zu verlieren hatte, und er erhob sich aus der qualvollen Kniebeuge, ging zum Rundfunkgerät, verband es mit dem Stromnetz, benutzte einen Draht als Antenne und wartete einige Sekunden. Nach einer geringen Drehung an der Skala tönte es aus dem Lautsprecher: „Hier spricht Moskau!“

Augenblicklich über die Lautstärke erschreckt, schlug Lauer mit der Hand auf den Apparat, daß er sofort verstummte, während in Bükers Augen ein Leuchten zu sehen war.

Indessen war Ast-Hempel, wegen seines Buckels so genannt, beim I. Lagerführer Kolb, um ihm brühwarm Lauers Entdeckung mitzuteilen. Aber Kolb, der aus seinem Fenster den ganzen Vorgang beobachtet hatte, nahm die Meldung mit gespielter Desinteresse entgegen. Das war es also, was platzen sollte, dachte er, damit ER, Kaindl, groß dastehen und ich, wie am Arsch der Welt, von nichts wissen sollte. Enttäuscht zog sich Hempel in sein Zimmer zurück. Er hatte ein Lob erwartet.

Kolb war es, der Lauers Gespräch blockiert hatte, weil er an Kaindls Strippe hing, um ihm mitzuteilen, daß Lauer den Lagerelektriker Büker in die Blockführerstube abgeführt habe. Ich weiß noch nicht ...

„Ist mir bekannt, Kolb“, log Kaindl, „Lauer ist gerade bei mir.“ Er war verärgert, daß Kolb schon vor ihm von der Sache erfuhr, die er provoziert hatte. Wütend knallte er den Hörer auf die Gabel, daß am anderen Ende der Strippe Kolb ein erschrockenes Gesicht machte. Aufgeregt rief jetzt Kaindl Wessely zu sich. „Holen Sie mir sofort den Lauer herauf. Er befindet sich in der Blockführerstube.“

Während sich Wessely auf den Weg machte, hatte Lauer nun doch Kaindl telefonisch erreicht. Ehe er jedoch was sagen konnte, hatte der ihm das Wort abgeschnitten: „Kommen Sie sofort zu mir; Lauer!“

Trotzdem lag auf Lauers Gesicht der Glanz des Sieges, den ihm auch Wessely auf halbem Wege zu Kaindl nicht nehmen konnte. Solche Entdeckung, dachte Lauer, macht man nicht über Kolb, die trägt man sofort eine Etage höher, wenn nicht mein Erfolg heruntergespielt werden soll.

Doch er fiel aus allen Himmeln, als ihn Kaindl wütend empfing: „Warum bringen Sie mir die Büker-Geschichte erst jetzt, nachdem das ganze Lager davon weiß? Berichten Sie!“

Lauer hatte sich den Empfang anders vorgestellt. Stotternd begann er: „Kommandant! Auf der Suche nach dem Lagerraum ...“

„Kürzer, kürzer, Lauer“, unterbrach ihn Kaindl.

„... erwischte ich den Lagerelektriker, wie er den Feindsender abhörte und die Nachrichten auf der Schreibmaschine schrieb.“

Er überreichte Kaindl das beschriebene Papier, das er Büker noch rechtzeitig hatte entreißen können.

Kaindl sah sich den Zettel zufrieden an. „Haben Sie auch die anderen Beweise sichergestellt, Lauer?“

„Zu Befehl, Kommandant! Rundfunkapparat und Schreibmaschine wurden sichergestellt. Beides befindet sich in der Blockführerstube.“

„Wessely!“ Kaindl wandte sich an seinen Adjutanten: „Sorgen Sie, daß alles zu mir kommt.“

„Zu Befehl, Kommandant!“ Wessely machte eine Kehrtwendung und verließ den Raum. Kaindl sah auf einmal, daß Lauer in seiner ganzen Größe vor ihm stand. „Warum sitzen Sie nicht, Lauer?“

Lauer setzte sich erschreckt. „Wünschen Sie, Kommandant, daß ich meinen Urlaub wegen dieser Angelegenheit aufschiebe?“

„Wo denken Sie hin, Lauer, Sie brauchen Ihren Urlaub nicht aufschieben. Ich befehle Ihnen sogar, ihn unter allen Umständen wahrzunehmen.“

Kaindl wollte keineswegs die von ihm geplante politische Aktion mit anderen teilen. Er wollte noch etwas sagen, doch Wessely und Sommer erschienen und stellten das Verlangte auf den Tisch, an dem er sonst saß, wenn er seine Untergebenen zum Rapport empfing. „Stellen Sie mal das Ding von Radio an“, befahl er Wessely.

Wessely tat, wie ihm befohlen: Doch der Apparat blieb stumm. Kaindl sah erstaunt auf Lauer. „Sagten Sie nicht, Sie hätten diesen Büker beim Abhören erwischt? Wie erklären Sie mir es, daß jetzt aus ihm nichts zu hören ist? Er hat doch sonst ...“ Kaindl hielt plötzlich inne. Beinahe hätte er sich verplappert, denn er hatte sich ja schon vorher von der Funktion des Apparates überzeugen können.

Lauer bemerkte Kaindls Versprecher nicht, aber sein Kommandant verlangte eine Antwort: „Mein Stellvertreter, Kommandant, kann es mir bestätigen, daß der Apparat intakt war, das beweist auch Bükers beschriebener Zettel.“ Er konnte doch nicht sagen, was er unten von dem Elektriker verlangt hatte. Hilflos sah Lauer auf seinen Stellvertreter.

Sommer bemerkte Lauers Verlegenheit. „Kommandant! Ich kann es bestätigen, was Lauer gesagt hat. Daß der Apparat jetzt nicht läuft, ist wohl mein Verschulden. Aus Wut über diesen Schweinehund von Elektriker habe ich wohl den Apparat zu heftig aufgesetzt, so daß irgendein Kontakt unterbrochen wurde.“

„Nun gut!“ meinte Kaindl, der jetzt selbst nicht wußte, warum er die Sache so hochgespielt hatte. „Schließen wir die Angelegenheit ab. Sie, Lauer, machen einen schriftlichen Bericht, dann reisen Sie ab. Sie können sich alle entfernen.“

Als er allein war, ging er ans Telefon und rief Eccarius aus dem Zellenbau an. „Machen Sie eine Zelle frei, Sie bekommen Besuch. Strenge Isolierung, verstanden? Niemand darf zu ihm. Am besten, Sie holen sich den Häftling selber ab. Er ist in der Blockführerstube.“

„Zu Befehl, Kommandant! Ich bin schon unterwegs“, dienerte Eccarius aus dem Zellenbau.

Kaindl legte den Hörer auf die Gabel zurück, blieb einen Moment stehen, als wäre er in Gedanken vertieft, ging dann im gewohnten Trippelschritt einige Male in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Jetzt habe ich das As im Spiel, dachte er. Dann schlug er sich mit der Hand gegen die Stirn. Ich muß

doch die Prinz-Albrecht-Straße anrufen, entsann er sich. Ohne sie läuft die Sache nicht.

Zufrieden mit sich und dem geführten Telefonat mit dem Amt IV setzte er sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Man würde einige Beamte abstellen, die die Bükker-Angelegenheit übernehmen werden, hatte man ihm versichert. Er kam sich fast genial vor, wie er die Sache eingefädelt hatte. Zu dumm, daß Kolb vor mir von der Verhaftung Bükkers wußte. Jedenfalls werde ich ihm ganz schön einheizen. Kolb muß her! Er klingelte Wessely heran. „Rufen Sie Kolb sofort zu mir!“

Wessely verschwand in seinem Adjutantenzimmer, um den Lagerführer an die Strippe zu bekommen.

Kolb war nicht erstaunt, daß sein Vordermann nach ihm rief. Als er vor Kaindl stand, erwartete er keinen Dank für seine Mitteilung über den Block 28. Daß er aber ein verärgertes Gesicht vorfand, wunderte ihn doch.

„Sie wissen, Kolb, was sich sozusagen unter Ihren Augen im Block 28 getan hat? Es ist nicht Ihr Verdienst, daß dort diese bolschewistische Abhörzentrale entdeckt wurde. Es ist Ihr eindeutiges Versagen, daß sie überhaupt entstehen konnte. Die Bükker-Sache wird wohl viel Staub aufwirbeln, und Sie werden großen Ärger bekommen. Die Prinz-Albrecht-Straße läßt mit sich nicht spaßen.“ Dann verzog sich für einen Moment die Strenge seines Gesichtes, als er gönnerhaft sagte: „Werde trotzdem versuchen, Sie aus der Bredouille herauszuhauen.“

Das war ein starker Tobak. Kolb erfaßte sofort, daß Kaindl ihm den Schwarzen Peter zuspiesen wollte, obwohl es doch sichtbar ist, daß er die Sache geschoben hat, sozusagen die Abteilung V des RKPA durch die Abteilung IV der Gestapo beim RSHA zu vertauschen. Er wäre durchaus für diese Variante, die auch ihn aus dem Verdacht des Goldrausches bringen könnte. Aber warum mir gegenüber so geheimnisvoll? Meinetwegen getrennt marschieren, aber vereint schlagen. Er wußte nicht, welcher Kopf sich diese Strategie ausgedacht hatte. Aber im Kampf der Lagerführung gegen Cornelius wäre sie wie die Faust auf das Auge, zutreffend. Doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich. So muß ich wohl meinen eigenen Beitrag dazu leisten. Es müssen Nägel mit Köpfen werden. Er war selbst erstaunt, woher er plötzlich diese Weisheit besaß. Er hatte sie doch in seinem Leben nie gebraucht.



Während Kaindl sich zuhause zufrieden ins Bett lümmelte, ging Kolb wie eine Eule auf nächtliche Jagd. Sein Gang führte ihn in die Blockführerstube. Er wußte, daß in ihr die Blockführer Ficker und Schubert ihren Spätdienst hatten.

„Blockführer Schubert! Holen Sie mir sofort die beiden Lagermaurer Rhider und Scherf aus dem Block 26 und bringen Sie mir die Halunken herauf.“

Schubert war es recht, der Langeweile in der Blockführerstube zu entgehen. Vielleicht wird es doch noch lustig, heute Abend. Kaum hatte er: „Zu Befehl!“ gesagt, machte er sich auf den Weg und weckte den Blockältesten. „Hol mir Rhider und Scherf aus den Kojen!“ Er schaute auf die Uhr. „In einer Minute und nicht länger will ich die Galgenvögel vor mir stehen sehen!“

Den Blick auf den Sekundenzeiger gerichtet, wartete er grinsend. Nach einer Minute würde er sonst ein Remmidemmi veranstalten.

Schubert war stolz auf seinen Spitznamen. Er hatte ihn wegen zwei Toten. Es waren Zugänge da. Hundert standen auf der Liste, aber es standen hundertzwei am Tor. Die Transportpolizei wollte die zwei nicht rücküberführen, und Schubert wollte sie nicht haben. Er löste das Problem auf seine Art. Er schoß die Überzähligen - es waren ja nur Rußkis - einfach über den Haufen. Seitdem hieß er „Pistolen-Schubert“ und fühlte sich geadelt.

Die Minute war vorbei. Gerade wollte er in den Schlafsaal stürmen, da kamen die beiden halb angezogen in den Tagesraum gestürzt. „Beinahe hätte ich mich aufgeregt“, meinte er, „also marsch zum Lagerführer!“ Es machte ihm ein Vergnügen, sie über den Appellplatz zu jagen.

Kurze Zeit später standen die beiden Lagermaurer, noch außer Atem, vor dem Lagerführer. Seine Lampe, nach draußen abgedunkelt, hüllten sie in grelles Licht. Aus dem Dunkel hinter dem Schreibtisch klang Kolbs Stimme: „Na, da seid ihr ja.“ Der joviale Klang verschwand jedoch sehr bald, als er sagte: „Euer Elektriker-Kumpel ist verhaftet worden. Ihr wißt ja aus eurem gemeinsamen Mäuscheln mit ihm, daß er Nachrichten der Feindsender verbreitet und Flugblätter hergestellt hat. So wie die Dinge stehen, wird er dafür gehängt werden. Nun liegt es an euch, ob in der Schlinge ein Kopf oder drei hängen werden, in bolschewistischer Einheit.“ Sein krächzendes Lachen drang aus dem Dunkel auf sie ein und machte sie unsicher. „Ihr braucht nur zuge-

ben“, hörten sie wieder Kolbs Stimme, „was ihr ja schon wißt, und zwar mit nur einer kleinen Unterschrift. Nun Genossen, was sagt ihr dazu?“

Rhider und Scherf sahen sich erschreckt an. Sie waren mit Büker befreundet. Lagen mit ihm auf einem Block, empfingen die Nachrichten von ihm, aber nie war von Flugblättern die Rede gewesen. Und nun sollten sie zugeben, was nicht war. Eine Kälte durchrann ihre Körper. Kolb wird ihnen nicht glauben, da er wußte, wie eng sie räumlich und in ihrer Gesinnung mit Büker verbunden waren. Sie trugen nicht umsonst den roten Winkel, und obwohl Kolb glaubte, in Rhider schon lange einen V-Mann besessen zu haben. Jetzt aber spielte das keine Rolle, denn es ging unter Umständen auch um seinen Kopf, gelänge es nicht, Cornelius' Tatendrang zu stoppen.

„Kommt näher, hier auf dem Schreibtisch liegen der Federhalter und das Papier zurecht.“

„Erster Lagerführer! Ich weiß nichts von Flugblättern“, abwehrend sagte es Rhider.

„Und du?“ Kolb sprach jetzt Scherf an.

„Ich habe nie Flugblätter bei Büker gesehen, noch hat er mit mir darüber gesprochen, Erster Lagerführer!“

„So, so! Ihr wollt einfach nicht begreifen. Auch nicht, wenn ich Pistolen-Schubert heraufbitte? Ihr nennt ihn so, und ihr kennt ihn so. Er wird euch ganz schön verarschen, daß ihr die Engel im Himmel jauchzen hört. Ihr könnt immer noch wählen: drei Häse in einer Schlinge, dazu eure zerschlagenen Ärscher oder ein Hals und keinen zerschlagenen Arsch. Ihr werdet danach in ein anderes Lager überstellt, damit ihr vor euren Genossen sicher seid.“

Rhider und Scherf schwiegen. Wütend sprang Kolb auf und schrie: „Mir ist es scheiß-egal, ob es Flugblätter gegeben hat oder nicht! Ich will eure Unterschrift und wenn ich eure dreckige Hand persönlich führe. Dann gnade euch Gott! Hier kommt ihr nicht lebend heraus.“

Beide kannten den furchtbaren Spruch: Was die Justiz und die Gestapo dir nicht aus dem Schädel geschlagen hat, wir schlagen es heraus. Es war Rhider, der mit zitternder Hand unterschrieb. Nach langer und banger Ratlosigkeit tat es auch Scherf.

„Das war es, Genossen!“ sagte Kolb zufrieden und schaute in die bleichen Gesichter der beiden. Dann rief er Schubert herauf und befahl ihm, sie in den Zellenbau zu bringen. Er werde dort anrufen.

Sein nächtlicher Fischzug war beendet. Genüßlich legte er das unterschriebene Stück Papier ins Fach seines Schreibtisches, verschloß es sorgfältig und verließ sein Arbeitszimmer.

Am nächsten Morgen meldete er Kaindl, daß er die beiden Lagermaurer in den Zellenbau hatte bringen müssen, da sie gestanden hatten, von Bükers verbrecherischen Handlungen gewußt zu haben. Er besitze es schwarz auf weiß, daß Büker Feindflugblätter geschrieben hat, die auch nach außen gelangt sind. Das letztere hatte er nur zugesetzt, um Kaindl das Staunen beizubringen. Schade, dachte er voller Häme, daß ich jetzt nicht sein Gesicht sehen kann.



Ich hatte einen unruhigen Tag und eine Nacht hinter mir. Es war fünf Uhr früh, und ich saß wieder auf meinem gewohnten Platz, in der Erwartung, daß in einer Stunde die Blockältesten kommen werden. Ich legte mir meine Arbeitsutensilien zurecht und rief mir die letzten vierundzwanzig Stunden ins Gedächtnis zurück. Das Gewitter war längst vergessen und dennoch hatte es eingeschlagen, nicht durch die Gewalt eines Blitzes, jedoch durch die Brachialgewalt der SS. Ich hatte mich vom Platz gewagt, während Walter Engemann vor dem Fenster stand und gespannt nach draußen schaute, von der Vielzahl der Augen verfolgt. Der Appellplatz war wie ausgestorben. Nur der Wind fegte über ihn hinweg. Plötzlich winkte mich Walter zu sich heran. Ich sah, wie Sommer mit vorgehaltener Pistole Büker über den Appellplatz jagte und mit ihm vorn in der Blockführerstube verschwand, um kurz danach mit Bugdalle in den Block 28 zurückzugehen.

Ich hatte meine Befürchtungen noch nicht mit Walter austauschen können, war furchtbar erregt und ging wieder auf meinen Platz zurück. Dann kam Heinz Bartsch. Sein Gesicht war überschattet. Er hätte mir nichts zu sagen brauchen. Er wußte alles. Da braut sich was zusammen, dachte ich. Nachrichtenquelle sollte Büker nur für uns sein. Oder sollte er noch was anderes getan haben? Er besitzt eine Schreibmaschine. Darauf ließe sich mehr als Rehns Arbeitsberichte schreiben, Streuzettel zum Beispiel. In mir stieß es heiß hoch. Das wäre Büker schon zuzutrauen, denn wen würde es nicht in den Fingern jucken, wenn einem eine solche Gelegenheit geschenkt wird?

Auch mir hatten einmal die Finger gejuckt, damals, als ich noch im Zuchthaus Luckau war. Ich war ganz allein in der Hausdruckerei beschäftigt.

Sie befand sich in einer Doppelzelle und in einem Trakt, in dem einst Karl Liebknecht seine Strafe verbüßen mußte. Ich war sozusagen Alleinherrscher über eine Boston-Quetsche, einen Satz Schwabacher-Fraktur. Außer dem Wirtschafts-Inspektor durfte kein Beamter meine Zelle betreten. Ich besaß viel Freizeit. Mensch, dachte ich, nutze die Zeit für Losungen gegen die Nazi-Barbarei. Führe deinen Kampf von hier drinnen aus weiter. Die in den Außenkommandos könnten sie draußen an den Mann bringen. Doch ich wollte mir erst Rat bei meinen Genossen holen. Schade, daß ich Ulfert nicht mehr befragen konnte. Er war jetzt im Flügel mir gegenüber. Wir kamen nicht mehr zusammen. Zufällig traf ich bei einem Arztbesuch den ehemaligen Reichstagsabgeordneten Agatz. Ich befragte ihn. „Bist du lebensmüde?“ antwortete er. „Bald wäre es heraus, woher die Dinger stammen.“ Dann sagte er noch: „Wir brauchen dich später draußen als Lebenden und nicht hier drinnen als Toten.“

Er sprach wie Ulfert, verantwortungsvoll gegenüber den anderen und uneigennützig gegen sich selber. Ich gab mein Vorhaben auf, denn was Agatz sagte, klang plausibel. Wenn Büker Heinz Bartsch befragt hätte, er würde ihm bestimmt die gleiche Antwort gegeben haben und genauso verantwortungsvoll. Zumal er, im Gegensatz zu mir, nur eine Schrifttype besaß, die der Schreibmaschine.

Von Büker war mir bekannt, daß er in den zwanziger Jahren mit dem Abgeordneten des Preußischen Landtags, Robert Neddermeyer, der vor mir hier in Sachsenhausen war, in der Gegend von Braunschweig die Waffenlager der Schwarzen Reichswehr ausgehoben hatte, deren Waffen dann im Mitteldeutschen Aufstand ihre Verwendung fanden.

Hier im Lager war Büker ein in sich verschlossener Kamerad. Es war anzunehmen, daß er genau so dachte wie ich, nur daß er für keinen Rat zugänglich war. Oder sollte er Aufträge erhalten haben? Er hielt Verbindung mit den Sektierern aus dem hinteren Ring.

Es polterte! Die Blockältesten kamen, wie immer zuerst zu Engemann und dann zu mir. Zahlen schwirrten durch den Raum. „Ich habe zwei Abgänge!“ sagte der von Block 26.

„Und wohin?“ fragte ich erstaunt.

„Ich weiß es nicht.“ Der Blockälteste schüttelte den Kopf.

„Sie wurden über Nacht von Pistolen-Schubert abgeholt und nach vorn gebracht. Es sind die beiden Lagermaurer Rhider und Scherf.“

Ich erschrak und nahm ganz mechanisch seine Veränderungsmeldung entgegen. Es müßte logisch sein, diese beiden mit Büker in Verbindung zu bringen. Und dennoch ängstigte ich mich, daß eine Kettenreaktion nun folgen könnte, die uns alle auf den Prüfstand stellen würde. Und zu wem wird man sagen müssen: „Gewogen und zu leicht befunden?“ Mich fröstelte es wieder.



Der Anruf Kaindls hatte die Prinz-Albrecht-Straße nicht aufgeschreckt, denn in ihrem „Internationalen Tierpark“ in Sachsenhausen war eigentlich Eile nicht geboten, weil alle, die dort einsaßen, immerhin sicher aufgehoben waren. Sie ließ es darum bescheiden angehen, als sie die Abteilung IV A 1 a - Bekämpfung des Kommunismus - beauftragte, zwei ihrer Beamten nach Sachsenhausen zu schicken, um mit dem dortigen Kommandanten Kontakt aufzunehmen und über das Ergebnis in acht Tagen zu berichten.

Es war ein kühler Märztag des Jahres 1944. Die jungen Bäume an der Längsfront des Küchen- und Wäschereigebäudes begannen noch nicht zu knospen. Dafür waren die Nächte zu kalt und die Tage nicht warm genug. Indessen wartete Kaindl in seinem guttemperierten Arbeitszimmer auf die Gäste aus der Prinz-Albrecht-Straße, zumal die Mannschaft des Sturmführers Cornelius sich seinem Goldschatz beängstigend näherte. Die da kommen würden, ein Schnellbrief hatte sie angekündigt, wird er nicht wie einst Cornelius abwimmeln, um vorher selbst durch die Hintertür zu verschwinden. Er hatte Wessely beauftragt, für einheizende Getränke und ein gutes Mittagessen zu sorgen. Eine Bedienung, von der Cornelius nie zu träumen gewagt hätte. In fast gehobener Stimmung ging Kaindl in seinem Arbeitszimmer auf und ab, bis es an seiner Tür klopfte.

„Herein!“ rief er und verschwand hinter seinem Schreibtisch und setzte sich.

Wessely trat ein und meldete: „Die Herren aus der Prinz-Albrecht-Straße sind da.“

Er wollte gerade sagen: „Wessely, bitten Sie die Herren herein“, doch da waren sie schon eingetreten. Alte Gewohnheit, die sie nicht ablegen konnten, einfach mit der Tür hereinzufallen. Sie waren in Zivil. Einen Ledermantel hatten sie wohl noch nicht verdient. Kaindl erkannte sofort, daß es unterrangige Treppenterrier waren, die man ihm da schickte.

Das hieß, man will die Sache nicht allzuhoch anbinden. Eine Unmutsfalte legte sich auf seine Stirn. Als Standartenführer glaubte er, Gleichrangiges erwarten zu dürfen. Aber denen in Berlin fehlt es an Benehmen. Dann trat er hinter seinem Schreibtisch hervor, ging den beiden Herren mit einem mißglückten Lächeln entgegen. Wessely stellte sie vor: „Kommissar Ostmann! Kommissar Borach!“

Kaindl begrüßte sie mit: „Heil Hitler!“ und bat, nachdem sie sich ausgewiesen hatten, an seinem Beratungstisch Platz zu nehmen. Als Wessely ihnen die Mäntel abgenommen hatte, setzten sie sich. Sie hatten fast Cornelius' Größe, waren dunkelhaarig, aber im Sitzen besaßen sie für Kaindl die erträgliche Höhe.

Ostmann und Borach sahen gespannt Kaindl an, der aber ließ erst durch Wessely den Kaffee nebst Weinbrand servieren, ehe er seinem Adju befahl zu gehen. Erst als die Tür sich hinter Wessely schloß, wandte sich Kaindl an seine Gäste. „Meine Herren, trinken wir erst den Weinbrand auf die innere und äußere Erwärmung, als hätte der März uns die Schafskälte ins Haus getrieben.“ Er hob sein Glas und stieß mit ihnen an, wobei die Breite des Tisches ihm einige Schwierigkeiten bereitete. Danach rieb er sich seine kalten Hände als Folge nahender Durchblutungsstörungen.

Ostmann und Borach waren sich nicht einig, was Kaindl mit seiner Bemerkung zum Ausdruck bringen wollte. Da sie mehr kriminalistisch als meteorologisch dachten, blieben sie in ihrem angelernten Mißtrauen haften und sahen Kaindl befremdet an, während auch er sich nicht schlüssig war, ob der Vergleich mit der Schafskälte im Augenblick passend gewesen war, weil ihm die Unberechenbarkeit der Gestapo kein unbekannter Faktor war. Er fing deswegen an, sofort seinen Bericht zu geben, und endete mit den Worten: „Somit bin ich einer kommunistischen Verschwörung im Lager auf die Spur gekommen, die bei weiterer Untersuchung mehr zu Tage fördern wird als das, was ich Ihnen schon anbieten kann.“

Er unterschlug aus angeborenem Egoismus, was sein I. Lagerführer Kolb zur Aufklärung beigetragen hatte. Dann schob Kaindl ihnen das belastende Material über den Tisch und machte sie gleichzeitig auf die sichergestellte Schreibmaschine und auf den Rundfunkapparat aufmerksam, wobei er wiederum verschwie, daß Arbeitseinsatzführer Rehn seine Schreibmaschine unbedingt zurückhaben wollte, da er sonst mit seinen Berichten an Kolb in Verzug geraten würde.

Während Ostmann das zerknitterte Papier studierte, fragte Borach: „Standartenführer! Es fehlen die gefertigten Flugblätter des Lager-Elektrikers Bükler?“

Kaindl wurde rot. Er hatte Kolbs Mitteilung über die Flugblätter nicht nachgereicht und war nun verlegen, daß die beiden darüber Bescheid wußten. Ostmann hätte die Sache wohl klären können. Da er und Borach noch nie in Sachsenhausen gewesen waren, gingen sie nichtsahnend an dem Kommandantenhaus vorbei und steuerten so den Dienstraum des I. Lagerführers an, von dem sie zwar keine Flugblätter, aber die Bestätigung der Existenz solcher erhielten durch das schriftliche Geständnis der beiden Lagermaurer. Es lag schon in Ostmanns Aktentasche als Corpus delicti, das wohl eine Verschwörung anzudeuten schien. So unerfahren waren jedoch die beiden nicht, um festzustellen, daß man da ein wenig nachgeholfen hatte, psychisch oder physisch. Die verwackelten Unterschriften verrieten es. Sie bemerkten aber auch, daß in der Angelegenheit beide sich zu überspielen versuchten. Ostmann schien es ein wenig spaßig vorzukommen, erwähnte aber das Gespräch mit Kolb nicht und meinte ein wenig hinterhältig: „Standartenführer! Sie sind uns die von meinen Kollegen angedeuteten Flugblätter schuldig geblieben.“

„Ich vergaß“, redete sich Kaindl heraus, „daß Sie darüber mit dem I. Lagerführer Kolb sprechen sollten, der die Vernehmung der beiden Lagermaurer durchführte. Die beiden befinden sich wie Bükler im Zellenbau. Sehen Sie sich die drei Galgenvögel näher an.“

„Wir bedenken das“, erwiderte Ostmann ein wenig überheblich, um auszudrücken, daß die Prinz-Albrecht-Straße hier während der Untersuchungen das Sagen hat und selbst entscheiden wird, was zu tun sei. Er stieg dann doch eine Stufe herunter, als er Kaindl bat, dafür zu sorgen, daß sie im Offiziers-Kasino ein Essen einnehmen könnten.

Nun stieg Kaindl eine Stufe höher, als er erwiderte: „Für Ihre Bitte ist schon gesorgt.“

„Danke, Standartenführer! Wir werden uns einige Tage im Lager umsehen, um uns eigene Eindrücke zu verschaffen. Das Ergebnis wird meiner Dienststelle zur Kenntnis gebracht, die darüber beraten und das weitere Vorgehen festlegen wird.“

Ostmann und Borach erhoben und verabschiedeten sich von Kaindl, der ihnen nachdenklich nachsah. Wie die Sache sich zeigte, war der Zug für ihn

nun auf das Gleis gestellt, ob er auch wirklich in die von ihm gewollte Richtung fahren wird, das mußte sich erst noch herausstellen. Er erhoffte es stark.

Ostmann drückte noch vor kurzem die Bank der Reichsschule in Bernau, die einst dem ADGB gehörte und nach Leopard benannt war. Nun war sie die geistige Schmiede des RSHA. Borach war aus der Provinz nach Berlin befehligt worden. Beide noch Neulinge in der gehobenen Branche, doch nicht ganz ohne Befähigungsnachweis, den sie im weiten Feld der SS erbringen mußten, bevor sie das Gebäude der Prinz-Albrecht-Straße betreten durften. Daß das Palais einstmals von Schinkel umgebaut und der Garten von Lenné gestaltet wurde, das wurde ihnen dort nicht vermittelt.

Sachsenhausen war für sie ein neues und unbekanntes Betätigungsfeld. Daher ihre Neugier. Als sie die Betonstraße zu dem inneren Bereich des Lagers betraten, stießen sie sich des öfteren an, als hätten sie was Besonderes entdeckt, obwohl sie doch wußten, daß sie an der Füllung dieses Lagers ihren Anteil besaßen. Sie amüsierten sich an den Meilensteinen der Moral, die an den Stirnwänden der Baracken zu sehen waren. Als sie das rhythmische Geräusch der marschierenden Strafkompagnie auf der Schuhprüfstrecke vernahmen, wunderten sie sich ob des guten Schuhwerks der Häftlinge. „Siehst du, wie gut es die Häftlinge hier haben? Draußen würde selbst ein Zivilist trotz Kleiderkarte sie nicht bekommen.“ Doch Ostmann rief ärgerlich: „Scheiße!“ Er war mit dem Fuß in das Loch geraten, in das bei Bedarf der Pfosten des Galgens hineingestellt wurde. Er massierte seinen Knöchel umständlich lange.

Sie gingen dann in den erstbesten Block hinein. Es war die Effektenkammer. Der Chef der Kammer, ein Oberscharführer, kam ihnen mißtrauisch entgegen. Seit Cornelius hier sein „Unwesen“ trieb, liebte er keine Zivilisten. Man wies sich aus. Im Hintergrund stand der Vorarbeiter der Kammer, ein politischer Häftling, der nur ein kleines Arbeitskommando anleitete, in dem auch der Aso Kuhnke sich befand. Der Vorarbeiter hatte ihn in Verdacht, Cornelius' Spitzel zu sein. Hier schon hätten Ostmann und Borach fündig werden können, denn in den Kleidersäcken der wenigen Ehrenhäftlinge befanden sich Waffen aus der Waffenmeisterei, die durch den Kameraden Reuter herausgeschmuggelt und von seinem Kumpel Seigewasser in ihnen verbunkert worden waren. Daß er noch nicht geplatzt war, verdankte er eigentlich einer Weisung seines Chefs. Nach der Niederlage von Moskau und dem Desaster vor Stalingrad kam aus Berlin der Befehl, alle Woll- und Pelzsachen, Schuhe und

Stiefel aus den Kleidersäcken der Häftlinge zu entnehmen, außer die der Ehrenhäftlinge. Der Raub sollte den halberfrorenen Aushalte-Soldaten noch den Endsieg garantieren. Für die slawischen Häftlinge gab es keine Effektsäcke. Man wollte wahrscheinlich ihr Leben nach dem „Endsieg“ nicht einplanen. Als Kuhnke die Kleidersäcke der Ehrenhäftlinge ausplündern wollte, klopfte ihm Seigewasser auf die Finger: „Befehl vom Chef, hier wird nichts entnommen!“

Der intensive Geruch des Mottenpulvers vertrieb Ostmann und Borach sehr schnell aus der Effektenkammer. Sie schauten sporadisch in den einen oder anderen Block hinein, die meist leer oder von Schonkranken belegt waren, ohne jedoch Wesentliches zu entdecken. Von den Block- oder Stubenältesten kamen keine Hinweise, die auf irgendeine neue Spur hätten führen können. Den Block 28 fanden sie verschlossen und versiegelt vor. „Wir werden ihn später durchforsten“, sagte Ostmann zu Borach. „Es wäre doch gelacht, würden wir hier nicht weiteres belastendes Material finden. Den Männern fehlt es hier an Erfahrungen.“

Ihr Zielpunkt war jetzt der Zellenbau. Als sie vor dem Tor die Klingel in Bewegung setzten, erschien der hakennasige Chef des Zellenbaus, SS-Haupt-scharführer Eccarius, und fragte mißtrauisch: „Was wollen Sie?“

„Wir wollen zu den Häftlingen Büker, Rhider und Scherf“, verlangte Ostmann und zeigte seinen Dienstausweis.

Doch Eccarius wollte sich nicht unnötig in die Nesseln setzen. „Ohne Vollmacht darf ich Sie nicht in den Zellenbau hereinlassen“, erwiderte Eccarius.

„Mensch, sind Sie blind? Wir sind von der Prinz-Albrecht-Straße. Begreifen Sie das nicht?“ schnauzte Borach.

„Und ich bin vom Zellenbau!“ grinste Eccarius und stieß das Tor zu.

Ostmann zuckte mit den Schultern. „Komm, wir gehen“, meinte er zu Borach. „Hier gelten wohl andere Bestimmungen.“ Auch der Strafblock blieb ihnen verschlossen. Bisher waren ihre Ergebnisse nicht berauschend. Ostmann schaute jetzt auf die Uhr. „Ich glaube, die Zeit ist reif für das Mittagessen.“ Borach nickte. Auch ihm knurrte der Magen. So schlenderten sie wieder zurück, ließen sich von der Wache das Tor öffnen, fragten nach dem Offiziers-Kasino und gingen dem Geruch des Essens entgegen. Im Kasino staunte man, da sich dort selten Zivilisten sehen ließen, aber niemand sprach sie an, im Glauben, sie gehörten zu Cornelius' ungeliebter Garde. Das mit dem Essen klappte bestens, denn Kaindl wollte seinen Besuch aus der Prinz-Albrecht-





Straße nicht verprellen. Niemand fragte nach den Marken. Am Nachmittag versuchten sie noch einmal, den Lagerkommandanten zu sprechen, trafen ihn aber nicht an. Kolb war für sie ebenfalls eine Fehlansage, und so landeten sie schließlich beim II. Lagerführer Höhne, der ihnen über die gegenwärtige Lagersituation Auskunft gab. Als Ostmann etwas über Cornelius' Tätigkeit erfahren wollte, zuckte Höhne mit den Schultern. „Wissen Sie, über seine Tätigkeit erfahren wir immer dann etwas, wenn er wieder einige SS-Angehörige in den Zellenbau und Häftlinge in den Strafblock überstellt hat oder sie nach dem Klinkerwerk rausbringen ließ. Wir werden nur vor vollendete Tatsachen gestellt. Im Vertrauen, wir sind sozusagen entmachtet worden.“

Seltsame Gepflogenheiten hier, dachte Ostmann. Auch Borach schüttelte den Kopf. Der Tag war dann so weit fortgeschritten, daß sie an den Heimweg denken mußten. Sie trotteten zum Bahnhof, um nach mehrmaligem Umsteigen wieder in Berlin zu landen.

Am nächsten Tag füllten sie ihre Neugier im Krankenbau auf. In ihm sollte sich eine Domäne der Roten befinden. Sie wollten sich davon überzeugen, aber sie stellten nur eine vielfarbige Winkerei fest. Es waren da grüne, schwarze, violette und rote Winkel vorhanden. Ein Übergewicht der Politischen war nicht zu erkennen, weder in der Ambulanz noch in den Krankenbaracken. Das Kriegsgefangenen-Arbeitslager ödete sie durch seine Leere an. Die Häftlinge waren alle im Industriebau oder auf verschiedenen Außenkommandos beschäftigt. Sie fanden nur den Blockältesten und den Dolmetscher vor, einen NS-Schriftsteller, der es mit Kindern gehabt haben soll. Warum er einen roten Winkel trug, blieb schleierhaft. Er war der Diener zweier Herren. Für Cornelius blieb er der Spitzel, für Kolb der Dolmetscher. Im Grunde war es dasselbe.

Als letztes wollten sie zum Industriebau. Den Judenblock 38 sparten sie aus. Der Block der verlorenen Rasse. Er schien ihnen zu unbedeutend. Im Industriebau sollte sich das sagenhafte „Alaska-Klondike“ befinden. Durch Befragen der Häftlinge versuchten sie, Gegensätze herauszufinden zwischen den politischen und den aus verschiedenen Gründen eingewiesenen Häftlingen. Sie fanden manche Verärgerung zwischen diesen oder jenen Häftlingen. Es waren persönliche Querelen, jedoch keine ernsthaften politischen Auseinandersetzungen. Von der Goldgräberei wollte hier niemand etwas wissen. Die etwas sagen konnten, waren längst in Cornelius' Diensten und schwiegen sich aus.

Auch den Weg zum Krematorium sparten sie aus. Tote sprechen nicht mehr. Noch stand auf ihrem Exkursionsplan das Klinkerwerk. Aber ihr Aufenthalt in Sachsenhausen war begrenzt. Die Zeit war ausgenutzt bis auf den vergeblichen Versuch, mit Cornelius ins Gespräch zu kommen. Er trieb sich irgendwo im Heinkelwerk herum. So ging ihre Mission zu Ende. Sie versuchten, alles zusammenzutragen, was verdächtig nah an eine Verschwörung im Lager herankam. Doch die Sachlage war eine andere.

Sie sahen der kommenden Besprechung im Amt IV mit gemischten Gefühlen entgegen. Auch fehlte ihnen die Möglichkeit, an die Verhafteten im Zellenbau heranzukommen, um etwas mehr ins Amt tragen zu können.



**K**ommandant Kaindl erwartete wieder großen Besuch. Das Amt IV der Gestapo hatte nach Ostmanns und Borachs Bericht, der etwas geschönt war, nun doch beschlossen, die Sache gründlicher anzugehen. Es wird Zeit, so war die einhellige Meinung, dort wieder einmal aufzuräumen und den Herren von der Kommune, die auf Grund der Kriegslage versuchen aufzumüpfen, eine aufs Maul zu geben. Immerhin sind dort über 45000 Häftlinge, deren Verzweiflungspotential man nicht unterschätzen darf, unterwürfen sie sich einer bolschewistischen Führungsclique. Man beauftragte Kriminalrat Brandis, dieses Rattennest auszuheben, und gab ihm uneingeschränkte Befugnisse.

Aus diesem Grunde rief Kaindl seinen Adjutanten zu sich. „Wessely, rufen Sie für zehn Uhr Kolb und Höhne zu mir und vergessen Sie nicht, Kaffee und belegte Brötchen heranzuschaffen.“

„Zu Befehl, Kommandant!“ erwiderte Wessely und entfernte sich.

Kriminalrat Brandis rückte mit Ostmann und Borach an, und zu Kaindls Erstaunen erschien auch Cornelius mit seinen beiden Mitarbeitern Thiele und Gäritz, die er nicht eingeladen hatte und es auch nicht hätte tun können, da sie ihm nicht unterstanden. Kaindl wollte nach kurzem Räuspern die Sitzung eröffnen. Doch Brandis winkte ab. Die Sache war nun nicht mehr die Angelegenheit des Lager-Kommandanten, sondern Chefsache des Amtes IV. Das wollte er sofort zur Geltung bringen. „Damit keine Mißverständnisse auftreten, meine Herren, verlese ich Ihnen den schriftlichen Befehl meines Amtes, der mich zum Leiter der Sonderkommission bestimmt. Meine beiden Mitarbeiter kennen Sie schon. Ein dritter Mitarbeiter wird sich Ihnen später noch vorstellen, der in einem Außenkommando eine Untersuchung durchführen wird. Es geht

um die Entlarvung eines russischen Geheim-Agenten. Wir haben Hinweise dafür.“

Dann wandte er sich an Cornelius. „Ihre Kommission, Kriminalkommissar, steht ab sofort unter meiner Leitung. Sie beenden Ihre Tätigkeit, nennen mir Ihre Vertrauensleute und wo sie arbeitsmäßig tätig sind. Ihren Abschlußbericht möchte ich in vierzehn Tagen auf meinem und nicht auf Himmlers Tisch liegen sehen.“

Cornelius wurde rot. Er weiß, daß ich in Umgehung meiner Dienststelle das Überprodukt der Ergebnisse an Himmler direkt weitergeleitet hatte. Aber der Reichsführer lobte mich nicht, wie ich zu glauben geneigt war, sondern reagierte allergisch. Ich glaube nun selber, daß mein Unternehmen nichts anderes war als ein Schuß in den Ofen. Uhren-Wuckel sitzt längst im Hausgefängnis der Gestapo als Kalfaktor und brummt so seine zwei Jahre ab. Ich bekam es so hinter fünf Ecken zu Gehör, dachte er verärgert.

Die Bestätigung erfuhr er dann doch inmitten seiner Untersuchungen, als Kolb ihn zu sich bat. Er will wohl versuchen, die von mir verhängte Blockade zu durchbrechen. Doch da irrte er sich, als er vor Kolb stand, gratulierte der ihm mit einem Grinsen über das ganze Gesicht. „Sie haben Erfolg gehabt, Kriminalkommissar! Morgen abend werden Sie Ihre drei Bver los. Sie werden erhängt, unten im Erschießungsgraben. Drei nebeneinander, nicht hintereinander. Sie sind eingeladen, die Kurbel zu drehen.“

Mit einem höhnischen Lächeln um seinen wulstigen Mund reichte er Cornelius das Vollstreckungsurteil des Reichsführers SS. „Veranlassen Sie, daß die drei morgen nach dem Abendappell vor dem Tor stehen.“

Ohne etwas zu erwidern und mit gemischten Gefühlen, verließ Cornelius das Arbeitszimmer des I. Lagerführers. Er hatte nichts dagegen, daß sie erhängt werden. Schließlich war es ja sein Vorschlag gewesen. Im Grunde hätte Wuckel ebenfalls am Tor stehen müssen. Der aber saß mit der Wache unten im Keller der Prinz-Albrecht-Straße und drosch mit ihnen einen Lachs beim Kartenspiel. Ihm fielen wieder seine Delinquenten ein. Komisch, sonst hängt man sie vor versammelter Häftlingsmannschaft zur Abschreckung. Vielleicht ist es der Lagerführung peinlich, sie waren vorher schließlich Komplizen gewesen. Trotzdem, der Tag war für ihn wie in grauen Nebel gehüllt. Er blieb den ganzen Abend über einsilbig, von den fragenden Blicken seiner Frau verfolgt. Er wird der Exekution nicht beiwohnen. Das mag SS-Brauch sein. Ich bin Kriminalbeamter und kein Henker.

An diesem Abend reute es ihn besonders, seine Frau hierhergeholt zu haben. Ihre Neigung zueinander war nicht abgekühlt, aber sorgenvoller geworden. Seine Frau verstand die Verhältnisse nicht mehr, und er hatte ihr nichts mehr entgegensetzen, als das Blabla aus der Goebbelschen Küche. Die schönen Tage von Aranjuez, die sie im Sommer am Lehnitzsee verlebt hatten, waren vorbei. Der triste Alltag hatte ihn wieder in der Gewalt.

Noch wollte sich Cornelius nicht ganz von Brandis einverleiben lassen. Er versuchte, Dr. Morten zu erreichen. Doch Morten war in Urlaub, wie man ihm mitteilte. Was tun? Filberti hatte ihn damals abgewiesen. Sollte er es noch einmal versuchen? Schließlich setzte er sich doch mit ihm in Verbindung. Filberti tat gar nicht erstaunt, daß die Prinz-Albrecht-Straße ihnen wieder das Stoppschild vor die Nase gestellt hatte. „Nehmen Sie es nicht so tragisch, Cornelius“, erwiderte Filberti auf seine Klage. „Es bleibt eben unser Schicksal, aus der Höhe unserer Erfolge in die Tiefe der Erfolgslosigkeit zu stürzen.“ Ihm blieb nur die Erkenntnis, daß er sich im Kreise bewegt hatte.

Brandis schien wohl der größere Psychologe zu sein, denn er richtete sein Hauptquartier in der Station „Z“ ein, dem Krematorium. Von Kolb entlieh er sich den Prügelbock. Die kriminelle Zuträger-Gemeinschaft hatte er dank Cornelius' Vorarbeit fest im Griff. Sie durch Rotwinkel zu erweitern war ihm bisher nicht gelungen. Aber er gewann einen wichtigen V-Mann. Was für Cornelius Jahnke war, sollte für ihn der Aso Kuhnke werden, der sich in der Effektenkammer „nicht ausgelastet“ fühlte und sich schon „moralisch“ für seine neue Tätigkeit durch die Observierung seines Vorarbeiters Seigewasser die ersten Sporen verdienen wollte.

Während Brandis so sein Feld abgesteckt hatte, quälte sich Kaindl wegen seiner Behandlung durch ihn, als sei er gar nicht vorhanden gewesen. Die Hoffnung, daß nunmehr die Ära seiner beschämenden Entmündigung der Vergangenheit angehören würde, war ein Trugschluß. Das Tabu, dem er und die ganze Lagerführung unterlagen, wurde auch von Brandis nicht aufgehoben. Es gab Hinweise, daß es sich noch verschärfen würde. So verflog schnell die Schadenfreude über Cornelius' Entthronung, und eine Empfindung schlich sich bei ihm ein, daß er auch bei Brandis nicht aus der Gefahrenzone sei.



**Kriminalrat Brandis** und seine beiden Gehilfen waren am späten Nachmittag auf dem Wege zum Zellenbau. Sie mußten, da sie aus dem

Kommandanturbereich kamen, durch das Lagertor. Brandis riß erstaunt seine Augen auf. Das kann doch nicht wahr sein? Er blickte jetzt auf Ostmann und Borach. Vor der Blockführerstube standen über eine Dutzend Blockführer und rund um den Appellplatz Tausende Häftlinge. Auf dem Platz selber tummelten sich zwei Fußball-Mannschaften, angefeuert von den Zuschauern und den Blockführern, allerdings in ihrem Jargon, wenn ein todsicheres Tor nicht gefallen war. Pistolen-Schubert schrie aufgebracht dem vom Pech verfolgten Spieler zu:

„Ich schieß dir eine Kugel in den Arsch, wenn du nochmals daneben knallst.“ Die Drohung wurde von seinen SS-Kumpanen johlend begrüßt.

Tore fielen selten. Das war unter den Mannschaften ausgemacht. Ich weiß es, denn ich gehörte selbst zu einer der beiden Mannschaften. Weil wir vom Schicksal der sowjetischen Nationalmannschaft erfahren hatten, die barfuß in Kiew gegen eine deutsche Soldatenmannschaft antreten mußte und ihren Sieg mit ihrer Liquidierung bezahlen mußte. Es war nicht ausgeschlossen, daß die Verlierermannschaft von solchen Blockführern wie Pistolen-Schubert oder Bugdalle, auch Brutalle genannt, Schikanen ausgesetzt sein würde. Im übrigen war das Wochenendspielen von der Lagerführung gestattet, die dadurch die Arbeitsfreudigkeit der Häftlinge zu fördern gedachte und es aber von Zeit zu Zeit, je nach der militärischen Frontlage, verbot.

Für Brandis war das neu. Er runzelte die Stirn. „Was soll es?“ Er sprach seine beiden Gehilfen an. Ein Konzentrationslager ist keine Stätte der Lustbarkeit, sondern eine der Manneszucht. Hier wird gebüßt, was man draußen verbrochen hat.“ Aus seinen Erfahrungen im RSHA konnte er sich nicht erinnern, daß man aus einem bolschewistischen Saulus je einen Paulus gemacht hätte. Er liebte das „Biegen oder Brechen“ als das einzig richtige Mittel, seinem Staat zu dienen. Und er war auf dem Wege, dieses bewährte Mittel hier anzuwenden. Das Biegen behielt er sich vor, das Brechen besorgten ihm seine Gehilfen, die aus der Schlägerzeit der SA und SS ihr Handwerk gut gelernt hatten.

Im Zellenbau angekommen und noch im Ärger über das, was er hatte sehen müssen, drückte er mit flacher Hand anhaltend die Klingel, bis er Eccarius' Stimme vernahm: „Wo brennt es denn?“

Dann knarrte im Schloß der Schlüssel, das Tor öffnete sich einen Spalt weit, und Eccarius' Geiernase zeigte sich, wobei er sein Gesicht säuerlich verzog. Alles Zivile wirkte allergisch auf ihn.

Ohne etwas zu sagen, zeigte Brandis seine Vollmacht. Eccarius studierte sie recht lange. Er war nicht von der schnellen Truppe, wenn es um unerwünschten Besuch ging. Aber die Vollmacht war von Himmler unterschrieben. Da mußte er sich wohl gefällig erweisen und sein teuflisches Heiligtum öffnen. Ostmann, noch an seine Niederlage denkend, sah Eccarius grinsend an, der ihm jetzt das Tor öffnen mußte.

„Und wen darf ich Ihnen anbieten? Mein Appartement hat viele Gäste.“

„Führen Sie uns zum Häftling Bükler!“ verlangte Brandis, ohne Eccarius' Gerede wahrnehmen zu wollen.

Trotzdem atmete Eccarius auf. Er hatte befürchtet, sie würden sich für Cornelius' Klientel interessieren. Es wäre nicht gut, fänden sie die drei SS-Chargierten in einer Zelle zusammen, aus der er gerade vom Kartenspiel kam.

So erleichtert, führte er sie zu Bükers Zelle, knipste das Licht an und schloß die Zelle auf. Brandis nickte Eccarius zu, daß er sich entfernen sollte. Eccarius verschwand in seinem Dienstraum. Er war es gewohnt, von den Volksgenossen aus dem RSHA brüskiert zu werden. Mehr als eine Schließerfigur gab er für sie nicht ab, obwohl er doch immerhin Hauptscharführer war.

Als sich die Zellentür öffnete, stand Bükler unter dem mit einer Blende versehenen Fenster und meldete, wie er es aus seiner Zuchthauszeit gewohnt war: „Zelle siebzehn mit Häftling 39788 belegt!“ Seine Augen blinzelten, sie waren die plötzliche Helle nicht gewöhnt.

Brandis sah ihn für einige Augenblicke abschätzend an und fragte dann: „Bist du der Lagerelektriker Bükler?“ Es war die einzige Frage, die er ihm stellte.

„Jawohl!“ antwortete Bükler, der nach Pistolen-Schubert auch von Eccarius seine Begrüßungstracht bekommen hatte und sehr zerschlagen aussah.

Brandis interessierte sich nicht für dessen Aussehen. Auch störte ihn die Leere der Zelle nicht. Solche gab es auch in der Prinz-Albrecht-Straße. Sie sollten die Hoffnungslosigkeit der Insassen noch erhöhen. Er wandte sich jetzt an Ostmann und Borach: „Sie wissen, was Sie zu tun haben“, und machte für beide den Türrahmen frei. Dann drückte er die Zellentür zu und schob den Riegel vor. Er hatte mit beiden die Verhandlungstaktik vorher schon abgesprochen. Was er brauchte, würden ihm schon seine Gehilfen aus Bükler herausholen. Es kam ihm auf Tatgenossen an. Er brauchte sonst nichts tun. Gemächlichen Schritts ging er den Gang entlang.

Brandis sah wie ein gutsituierter Handelsreisender aus, der seine Erfolge in maßgeschneiderten Anzügen dokumentierte. Er war ein moderner Inquisitor. Die mittelalterlichen Methoden führte er nie selber aus. Dafür hatte er seine „Vernehmer“. Ein wenig Bauch, gepflegte Hände, ein leichter Duft von Juchten hüllte ihn ein. Hin und wieder schob er den Spion einer Zellentür zur Seite und warf einen Blick ins Innere, mehr neugierig als forschend. Er trug kein Abzeichen am Revers, keinen Ring am Finger, obwohl er verheiratet war. Seine Frau war weder eine Schönheit noch der Typ einer germanischen Weiblichkeit. Er hatte wie Cornelius noch vor der Machtübernahme geheiratet. Da waren flachsblonde Frauen noch nicht gefragt und er noch nicht Mitglied der NSDAP, sie nicht in der NS-Frauenschaft, von denen sich die meisten jetzt in „stolzer Trauer“ befanden. Bei dem Gedanken an seine Frau schmunzelte er meist und dachte laut: „Aber im Bett ist sie, obwohl sie wie ich längst das Mittelalter überschritten hat, immer noch eine heiße Stute, die ich erst gar nicht erobern brauche. Oh ja, sie verstand es, den Reiz zu erhöhen, daß mir manchmal die Luft wegblieb. Obwohl sie deutsch ist, liebt sie es auf französisch.“

Jetzt aber ging es nicht um Betterfolge, sondern um andere, die er wie ein Bauer die Ernte reichlich einzubringen hatte, weil es sein Chef Müller verlangte, der wiederum von Kaltenbrunner gefordert wurde. „Und ich habe sie immer erbracht“, dachte er wieder laut. Was meine Männer an Geständnissen herauslockten oder -schlugen, ich zerlegte, seziierte und analysierte wie ein Chirurg mit „todsicherer“ Diagnose.“ Er lächelte jetzt, weil er sich gern solcher Worte bediente. Und jetzt liegt ein Fall vor, bei dem ich gewiß ins Volle greifen werde.

Ruhigen Schrittes ging er den Gang des Zellentrakts entlang. Er liebte keine Hektik und übertrug sie auch nicht auf seine Mitarbeiter. „Gut Ding will Weile haben“, rügte er sie, wenn sie wieder einmal eine Sache zu forsch angehen wollten. Drum ließ er sie in Bükers Zelle so lange, bis sie selber an die Tür klopfen würden. Er nahm sich auch die Zeit, ein wenig Sichtstudien zu betreiben. Die hier einsaßen, hatten fast alle die Zellen der Prinz-Albrecht-Straße durchwandern müssen, um sich hier auf irgendeine Art des Todes vorzubereiten.

Vor einer Zelle blieb er länger stehen und lüftete den Türspion. Durch ein winziges Viereck der Fensterblende traf der Lichtstrahl einen Mann, der sozusagen Himmlers persönliches Eigentum war, der Ungar Guyla Alparj.

„Der kennt sein Schicksal“, murmelte Brandis vor sich hin. Er hätte gerne diesen hervorragenden Journalisten und Chefredakteur der „Internationalen Pressekorrespondenz“ vernommen. In Paris wurde er verhaftet und dann zur Prinz-Albrecht-Straße verbracht. Doch sein Chef Müller bekam den Befehl, und zwar von höchster Ebene, Alparý abzuklären. Müller hatte aus ihm nichts Besonderes herausbekommen. Nun sitzt er hier zum weiteren Schmoren. Er blieb aber Himmlers Eigentum, der sich in den Kopf gesetzt hatte, Alparý abtrünnig zu machen und ihn als Feder der Politik des Reichsführers SS zu nutzen.

Brandis knipste das Licht an, aber er konnte nichts ausmachen, kein Tisch, kein Stuhl, kein Schreibpapier. Wäre auch schade ums Papier gewesen, denn der Ungar tat dem Reichsführer SS nicht den Gefallen, dachte Brandis. Trotzdem würde er was dafür geben zu erfahren, was er oder ob er geschrieben hat. Doch der Reichsführer gibt keine Niederlage zu. Die Antwort werde ich wohl nie erfahren.

Würde gern seine Zelle betreten, um ein Gespräch mit ihm zu führen. Aber Eccarius würde mir die Zelle nie aufschließen, denn er gehört, so lange er lebt, immer noch Himmler. Aber er wird nicht mehr lange leben. Aus dem Hauptamt weiß ich, daß H H wieder einmal das Wort „Ist zu exekutieren“ gesprochen haben soll, sicherlich auf Alparýs Antwort.

Brandis hatte keine Lust mehr, in die Zellen hineinzuschauen. Er wußte, welche Tragik, welcher Stolz, welch offenes und verschwiegenes Heldentum sich hinter diesen Zellentüren verbarg, wenn er allein nur an die englischen Flieger dachte. Alles Verhaltensweisen, denen er nichts abzugewinnen vermochte, weil ihm nie die Person das Wichtigste in seiner Beamtenlaufbahn gewesen war. Für ihn zählte nur das Ergebnis, und das war hier, so dachte er, schon ein gelöstes Rätsel. Die rote Hydra in der stromgeladenen Einkreisung wird er in die Enge treiben, aus der sie nicht herauskommen wird. Trotzdem konnte er nicht übersehen, daß die Zahl der rebellierenden Köpfe immer größer wurde und Himmler und Freisler ihre Not hatten, mit ihren Urteilen nachzukommen. Aber hier, dachte er wieder, werden der roten Hydra keine Köpfe mehr nachwachsen. Das ist Gebot für mich. Käme es - er machte plötzlich einen defätistischen Gedankensprung - doch zu einem nationalen Exitus, dann brauchte ich mir wohl keine Sorgen zu machen. Beamte wie ich werden im-

mer in Deutschland gebraucht. Die Geschichte beweist, der deutsche Beamte ist ewig. Er machte jetzt einen Scherz: wie der „Ewige Jude“. Beamter auf Lebenszeit. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Wie wahr er in die Zukunft hineingedacht hatte.

Nach einer Stunde klopfte Ostmann von Innen an die Zellentür. Brandis ging zur siebzehn zurück und öffnete sie. Er warf nur einen kurzen Blick in sie hinein und wußte, daß es eine handfeste Vernehmung gewesen war. Vor der Gitterwand lag zusammengesunken Bükler. Wenn sein Besuch den Zellenbau verlassen hat, dann wird Eccarius nach einem Eimer Wasser rufen, der ihm vom Kalfaktor in Eile gebracht wird, und wird ihn über Bükler ausgießen, wobei er sich nie verkneifen kann zu höhnen: „Nun sauf dich mal richtig voll.“ Dann wird er die Zelle wieder schließen und das Licht ausknipsen. Das Dunkel wird Büklers Körper auflösen, als hätte es ihn nie gegeben. Am anderen Morgen wird der Häftling aus der siebzehn das vom Kalfaktor gereichte Wasser gierig trinken und seine gesprungenen heißen Lippen ein wenig kühlen.

Brandis sprach seine beiden Gehilfen nicht auf das Ergebnis an. Sie werden noch am selben Tag alles schriftlich niederlegen, und Brandis wird nach Erhalt der Niederschrift mit dem Sezieren beginnen. Am anderen Tag wird er die Auswertung in Gegenwart seiner Gehilfen vornehmen und nicht mit Lob und Tadel sparen, aber auch die nachfolgenden Maßnahmen treffen. So konnten sie ihren Chef und er sie. Sie waren im Laufe ihrer Zusammenarbeit ein eingespieltes Team geworden. Es überstürzte nichts, obwohl das Tausendjährige Reich auf tönernen Füßen stand.

Brandis hatte sich für die Dauer seiner Tätigkeit ein Quartier in unmittelbarer Nähe seines „Arbeitsgebietes“ gesucht und im Gästehaus der Standarte auch gefunden. Die Dummheit, die Cornelius getan hatte, seine Frau nachzuholen, beging er nicht. Sie hätte ihn nur in seiner Arbeit gestört und allerhand Unsinn von ihm verlangt. Er lachte in sich hinein. Er hätte Kaindl eigentlich dankbar für dieses Quartier sein sollen. Aber er verschwendete solche Gefühle nicht. Für ihn war es wichtig, daß er seine Tage und Nächte in Ruhe verbringen konnte, was ihm in Berlin nicht möglich war. Warum sollten nur die Häftlinge von ihrem himmlischen Frieden profitieren? Da unterschied er sich nicht von Cornelius, der ihn schon vor ihm genoß.

Es war für Brandis die einzige und gleichzeitig auch die letzte Vernehmung im Zellenbau gewesen. In Zukunft wird er nur noch den Raum im Krematorium in Anspruch nehmen.

Als sie den Appellplatz in umgekehrter Richtung verließen, war er wie ausgefegt. Brandis glaubte, vorher nur einen Spuk erlebt zu haben, dachte aber, daß die Lagerführung nicht normal gewesen sein konnte, sonst hätte sie doch nicht dieses Spektakel auf dem Appellplatz geduldet. Unter dem Vorwand eines Fußballspieles mit Tausenden Zuschauern kann man dem Aufruhr Tür und Tor öffnen. Er wird mit Kaindl ein paar ernste Worte wechseln müssen. Dieses sportliche Spektakel auf dem Appellplatz wird sofort von mir unterbunden werden.

Wüßte er, was sich hinter den Kulissen gestatteter Kultur-Veranstaltungen alles abspielte, hätte er schon manche Handhabe besessen, mit Brachialgewalt einzugreifen, wenn von Zeit zu Zeit vor nur vertrauenswürdigem Häftlingspublikum der Eröffnungssong erklang:

„Und schlägt man das Zebra krumm und lahm, es wird nicht zahm. Es spricht zu euch und gibt euch Mut zu trotzen fest der schwarzen Brut.“

Dahinter sollte er auch nicht am Ende seiner Mission kommen, denn dann würde er den 2. Lagerältesten Bender ganz anders angefaßt haben, als ihn nur im Laufe der Ermittlungen ablösen zu lassen und ihn in das Außenkommando Lichterfelde zu überstellen, um ihn allerdings dann später auf das Klinkerwerk zu schicken.



Niemand, auch ich nicht, konnte im Lager sicher sein, daß er den anderen Tag noch überleben wird. In dem braun-schwarzen Sumpf, in dem wir alle steckten, waren Tiefen und Untiefen selten erkennbar, trotzdem blieb meine Hoffnung auf die Zukunft ganz auf den Osten gerichtet, da die Sowjetarmee dem Lager näher war als die Truppen der westlichen Verbündeten, die sich noch jenseits des Rheins befanden.

So saß ich wieder auf meinem Verpflegungsrapportsessel, der nichts anderes war als ein zusammengezimmertes Stück gewöhnlichen Holzes. Die drei Lagerältesten befanden sich mit dem Rapportschreiber vorn am Tor. Der Frühappell war in vollem Gang, das ganze Lager angetreten. Zahlen schwirrten durch die Luft, deren Wortfetzen, vom Wind getrieben, in die Schreibstube wirbelten. Der April zeigte sich wetterwendisch.

Das war die Zeit, in der auch die Blockführer ihre sonst so gemächlichen Schritte mit einem Eilmarsch nach vorn zum Tor tauschen mußten, um vor dem Rapportführer ihre ermittelte Blockstärke von der Tafel laut abzulesen,

der wiederum die vorgetragenen Zahlen auf ein Formular übertrug und dabei nach jeder einzelnen Meldung auf die Tafel des Rapportschreibers schaute, um zu vergleichen, als traue er seinen SS-Kumpanen nicht. Erst wenn Übereinstimmung vorhanden war, drehte er sich zackig um, damit er sein Rechenexempel dem Lagerführer Kolb oder Höhne melden konnte. Diesmal aber klappte der Rapport nicht.

Es gab eine Zahlenhuddelerei. Einige Abgänge waren dem Rapportführer, der gestern seinen freien Tag hatte, nicht ins Gedächtnis gekommen und somit durch ihn nicht der Schreibstube gemeldet. Engemann wußte von den Abgängen, ließ es aber darauf ankommen, um die Großkotzigkeit des Rapportführers ein wenig zu dämpfen. Schließlich, von Engemann darauf aufmerksam gemacht, knurrte er: „Nicht einen Tag kann man fortbleiben, sofort stinkt es im Saustall.“ Das war aber nur die gewohnte Überschätzung seiner zweifelhaften Fähigkeit, denn nicht nur einmal mußte Engemann dem Rapportführer im Interesse seiner Kameraden aus seiner Verlegenheit heraushelfen, ohne daß der Lagerführer dessen Unfähigkeit erkennen wollte, weil er wie ein Hund ihn umwedelte.

Ich atmete auf, denn mit Engemanns Rapport wurde auch meiner von Sorge abgezeichnet und damit als richtig befunden. Dies gab mir Sicherheit und Zuversicht, und ich wußte, daß ich noch nicht in Brandis' Löwengrube stürzen würde, dessen Erscheinen von uns sorgenvoll registriert wurde.

Nun lag der Appellplatz wieder wie unberührt da, als hätten nicht vorher noch fünfundvierzigtausend Menschen mit ihren Sehnsüchten, Hoffnungen und Resignationen, mit ihren Haßgefühlen und wehmütigen Gedanken dort gestanden. Nur die zum Tage gehörenden mahlenden Geräusche der Schuhläufer waren zu vernehmen, die auf ihrem Marsch über Sand, Schotter und Morast Wehrmachtsstiefel einem Dauertest unterziehen mußten. Die überwachende Dienststelle war das Reichswirtschaftsministerium im Auftrage der lederverarbeitenden Industrie.

Eigentlich war meine Arbeit vorerst beendet. Ich hätte mich bis halb zwölf in meinem Block aufs Ohr legen dürfen. Doch ich blieb. Die vor Tagen begonnenen Verhaftungen der drei lasteten auf allen in der Schreibstube. Nur Beier sah einen neuen Bver-Frühling herannahen. Jetzt war er auf dem Wege zum Russenlager, wo er mit Volck, dem Dolmetscher, und später mit Kuhnke einen „Plausch“ über die neue Situation führen wollte. Wie ein Betrieb, der sich von der zivilen Produktion auf die Kriegsproduktion umstellt, so

beratschlagte er mit Volck, ob sie von der kriminellen Betriebsamkeit auf die politische umsteigen sollten.

„Beides“, sagte Volck zu Beier, „beides“, und grinste, streckte dabei seine Füße aus und ließ sich von einem körperlich heruntergekommenen Rußki seine Schuhe putzen. So beschlossen sie ihr Bündnis mit der Bver-GmbH, der Jahnke und Rathmann vorstanden, und suchten die politische Variante bei Kuhnke. Durch Volcks roten Winkel hatten sie eine Rot-Grün-Allianz geschlossen, der sich die schwarze Farbe bald zugesellen würde.

Doch meine Gedanken gingen immer wieder zu Büker zurück. Wird er standhaft bleiben? Schwer wird er es haben, den Mund zu halten, und wenn es nur galt, die Schmerzenschreie herunterzuwürgen. Seit Brandis' Besuch im Zellenbau hatte sich noch nichts weiteres ereignet. Dafür sahen alle, daß sich Rhider und Scherf auf der Schuhprüfstrecke befanden, mit Tornister und Sandsack. Sie haben das Schwere noch vor sich.

Ich verteilte mittels kleiner Zettel nach wie vor die Kühlen der Toten und besaß genügend Zeit zum Kombinieren, was werden würde. Büker wird für Brandis der Dreh- und Angelpunkt bleiben. Er wird ihn Zentimeter für Zentimeter abklopfen lassen, weil es für ihn keinen politischen Einzeltäter gibt. Er wird ihn bis an den Rand des Abgrundes treiben, wobei für Büker nur die Möglichkeit offenbleibt, sich in den Abgrund des ewigen Schweigens zu stürzen, oder die Furcht vor solch einem Tod ist so groß, daß er wie im Delirium Namen nennt, die andere zu Mittätern machen, die es nicht sind. Ich erinnere mich noch, als ich in der Prinz-Albrecht-Straße lag, wie ein Insasse sich während der nächtlichen Vernehmung aus dem Fenster stürzte, um nicht reden zu müssen. Doch im Krematorium gab es nur eine Ebene, in der man sich den Tod nicht aussuchen konnte, sondern zu Tode gebracht wird. Aber es gab auch einen anderen Fall. Ein junger politischer Häftling war es, der sich in aussichtsloser Situation gegen die SS auflehnte. Man stellte ihm nach langem Schmoren im Zellenbau die Alternative: in der Zelle im Laufe der Zeit zu verfaulen oder Arbeit im Krematorium. Er wählte das letztere, verbrannte Tote, riß ihnen vorher die Goldzähne heraus, prügelte die auf den Bock Gespannten und schließlich erhängte er auf Befehl der SS Häftlinge. Ich fürchtete Bükers „Entweder-oder-Entscheidung“ und maß sie schließlich an mir, als ich in der Prinz-Albrecht-Straße unten in der Zelle nach einer Vernehmung durch meine psychische und physische Verfassung nicht mehr Herr meiner

selbst gewesen war. Glück für mich, man hatte meine momentane Schwäche nicht erkannt. Wenige Minuten später vermochte ich wieder klar zu denken.

Brandis wußte aus seiner Tätigkeit vom Dreier-System der Illegalen. Darüber konnte er sich auch hier nicht hinwegsetzen. Das zog ihm Grenzen, die durch keine Folter zu durchbrechen waren. Ich nahm an, daß Büker, Rhider und Scherf zu solch einem Dreier-System gehören könnten, wobei aber ihr Bekanntenkreis weit größer sein wird, das allein ergab sich schon aus dem Durchgang durch viele Strafanstalten. Ich selber habe hier mehr Bekannte, als es die Konspiration von mir verlangt. Bis jetzt haben die drei wohl standgehalten.

Beier kam von seinem Ausflug aus dem Russenlager zurück und machte sich sofort bei Heider unbeliebt, als er sich wiederum auf die Kartei stürzte und in ihr herumwühlte.

„Für die Kartei bin ich verantwortlich und lasse sie mir auch nicht von einem Lagerältesten durcheinanderbringen“, brauste Heider auf.

Bartschs warnender Blick dämpfte Heiders kollerigen Ausbruch. „Paß lieber auf!“ schienen seine Augen zu sagen.

Wahrscheinlich suchte Beier gar nichts. Er tat vielleicht nur so, um die Unsicherheit, die im gewissen Sinne in unserer Schreibstubenmannschaft nicht zu leugnen war, ein wenig mehr anzuheizen. Sicherlich war das ein Ergebnis seiner Unterhaltung mit Volck.

Ich verließ nun doch die Schreibstube, um mir eine Mütze Schlaf zu gönnen. Doch in meinem Block erwartete mich Ludwig. „Habt ihr von den dreien etwas erfahren können?“ fragte er mich.

„Nichts, was du nicht schon wissen müßtest“, erwiderte ich und fügte hinzu:

„Außer, daß Rhider und Scherf jetzt bei den Schuhläufern sind.“

„Dann hat Büker nichts ausgesagt.“

„Wie willst du das wissen, Ludwig?“

„Wenn Brandis die beiden jetzt in die Strafkompagnie hineinstecken ließ, dann ist er mit der Vernehmung nicht weitergekommen und versucht es jetzt über Tornister und Sandsack.“

„Du magst Recht haben, Ludwig. Hoffen wir, daß die beiden standhalten.“

„Aber das allein zu wissen reicht mir nicht“, erwiderte Ludwig. „Wir müssen an Büker herankommen.“

„Das ist ein Wunschgedanke von dir, Ludwig. In den Zellenbau hinein-zukommen ist schier unmöglich, es sei denn auf Bükers Weise. Selbst die Lagerführung darf nicht hinein.“

„So meine ich das nicht, Alois. Aber über den Kalfaktor und über dich. Du könntest doch dem Zellenbau einige Portionen weniger berechnen. Oder du hast dem Zellenbau irrtümlich zuviel angerechnet. Dann muß der Kalfaktor sich bei dir melden und du kommst mit ihm ins Gespräch.“

„Man merkt, Ludwig, daß du zu weit vom Zellenbau entfernt wohnst“, spottete ich, „dann würdest du wissen, daß der Kalfaktor als Geheimnisträger den Zellenbau nicht verlassen darf, es sei denn als Toter. Alles andere regelt Eccarius über das Telefon, und ich käme nur bis zum Tor.“

„Schade“, meinte Ludwig. „Aber es paßt mir nicht, daß wir so hilflos sind.“

Damit war unsere Unterhaltung beendet. Ich hätte mich mit niemandem auf ein solches Gespräch eingelassen, aber zu Ludwig besaß ich ein uneingeschränktes Vertrauen. Er war mir wie damals Ulfert ein guter Kumpel.

Während sich Ludwig wieder in seine Blockältestenecke begab, versuchte ich noch etwas Schlaf abzubekommen. Wir beide wußten nicht, daß zwischen Ernst Schneller und dem Kalfaktor im Zellenbau Kontakte bestanden hatten. Da ging es nicht um Büker, sondern um die Rettung eines russischen Kameraden. Das war aber vor der Tätigkeit der beiden Sonderkommissionen, als die Lagerführung noch das Sagen hatte. Mit Cornelius und Brandis' Auftauchen verschärfte sich alles.



Die relative Ruhe im Lager ging ihrem Ende entgegen, und die zweite Aprilhälfte zeigte sich wie die erste, unfreundlich. Ein Glück für den, der an solchen Tagen nicht im Freien schufteten oder stundenlang das Ende des Abendrapports abwarten mußte. Auch wir aus der Schreibstube standen des Abends ebenfalls auf dem Appellplatz. Endlich war der Appell abgeschlossen. Irgend-einer hatte sich wieder einmal einen Zahlensalat geleistet. Doch bevor der erlösende Befehl: „Lager, weggetreten!“ ertönte, erlebte ich eine neue Schreck-minute. Grübsch und Hornig wurden ans Tor gerufen.

Grübsch war Stubenältester auf der 62, auf der auch Ernst Schneller und Hornig lagen. Beide besaßen enge Beziehungen zu Büker, man sah sie des öfteren im hinteren Ring. Sollte der Stein nun doch ins Rollen gekommen

sein? Hat Büker doch gesprochen? Wird nun nicht Ernst Schneller ins Fadenkreuz der Gestapo geraten? Schneller ist landesweit als der „Rote Lehrer“ bekanntgeworden und stand schon als Reichstagsabgeordneter und Wehrexperte vor dem Reichsgericht in Leipzig unter Anklage und kam nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe hierher. Das alles wird auch Brandis wissen. Grübsch und Hornig standen lange am Tor, als alles schon in den Betten lag, wurden sie von Ostmann und Borach über den Industriebhof zur Station „Z“ geführt. Bartsch, der gerade seinen anbefohlenen nächtlichen Rundgang durch das Lager machte, sah noch, wie sie hinter dem Tor verschwanden. Die Vernehmung wird wohl ihren Anfang genommen haben.

Regen kam auf und peitschte gegen die Fenster meines Blocks. Die meisten Kameraden nahmen ihn nicht wahr, sie schliefen den Schlaf der Erschöpfung. Ich konnte wieder nicht einschlafen. Was wird im Krematorium vorgehen, wo doch so qualvoll gestorben wird?

Die Nacht war vergangen, und erst vor dem Frühappell nahm Engemann telefonisch vom Rapportführer die zwei Abgänge entgegen. Ich wußte, wer sie waren und auf welchem Block sie gelegen hatten, und veränderte noch schnell die Stärke vom Block 62 auf meinem Verpflegungsrapport und wies sie dem Zellenbau zu. Die Insassen dort wurden nicht in der offiziellen Lagerstärke geführt. Sie galten für uns als nicht vorhanden. Wenn Beier nicht in der Schreibstube war, kam manchmal Heinz Bartsch zu mir, wie gerade jetzt. Er ließ jedoch Vorsicht walten und erbat sich von mir ein Formular. „Der Wind der Gestapo weht uns jetzt ins Gesicht“, sagte er.

„Wünschen wir, daß er nicht zum Sturm wird“, erwiderte ich.

Bartsch wählte mir gegenüber immer eine bildhafte Sprache. Ich versuchte, es ihm gleichzutun, da ich gern selbst in Bildern sprach. Ich war ein wenig romantisch angehaucht, und in der Zuchthauszelle habe ich manchen Reim verbrochen, den ich glücklicherweise vergaß.

„Es sind schon fünf“, sagte ich besorgt. „Was wissen sie von ihnen?“

„Ich fürchte“, erwiderte Bartsch, „wir werden es nie erfahren, wenn die da vorne nicht plaudern. Und auch die werden wenig wissen. Brandis behält seine Geheimnisse. Aber wir müssen jetzt unsere Taktik genau überlegen, damit wir nicht in leichtsinniger Weise die wichtige Position in der Schreibstube aufs Spiel setzen. Sonst wird das alte Bver-Chaos die Lage im Lager wieder verschlechtern.“

Bartsch war sehr ernst geworden, und ich wußte nicht, daß ich ihn bald nicht mehr sehen sollte, als er mich verließ und zu Walter Engemann ging.

Ich hatte das Gefühl, daß sich die Verhaftungen ausweiten würden. Wen aber würde es treffen? Soll das Jahr 1944 das Jahr unserer Liquidierung werden? Ich glaube, Goebbels war es, der in Berlin hinausschrie: „Sollten wir abtreten müssen, dann schlagen wir die Tür hinter uns mit einem gewaltigen Krach zu!“ Sind wir es, die zwischen Tür und Angel zerquetscht werden sollen? Mit dem Schwund ihrer Allmacht ist die SS empfindlich geworden und auch aggressiver. Ich glaube, wir müssen uns auf alles gefaßt machen.

Kuhnke aus der Effektenkammer nutzte die Gunst der Stunde und meldete sich beim Kriminalrat Brandis an. Das ging aber über den I. Lagerführer Kolb oder dessen Stellvertreter. Noch hatte Kolb nichts gegen die Aussprache eines Häftlings mit Brandis einzuwenden, gegen Cornelius noch alles, obwohl der längst schon von Brandis entmachtet worden war. Er beschleunigte sogar die Begegnung, da er darauf spekulierte, daß ihm die neue Linie endgültig Cornelius vom Hals halten würde, der übrigens sich mit seinem Abschlußbericht abquälte und den Abgabetermin längst überschritten hatte. Kolb behagte es nicht, daß Brandis sein Gespräch mit Kuhnke in seinem Arbeitszimmer führen wollte, wohl mit der Absicht, daß er ein Nichts in der Amtsführung der Gestapo sei.

Kolb biß verärgert in den sauren Apfel, den ihn Brandis in sein Arbeitszimmer rollen ließ.

Bevor aber Brandis sich mit Kuhnke unterhalten wollte, ging er zu Erdmann in die Politische Abteilung, um sich dessen Akte anzusehen. Er wunderte sich aber, daß Erdmann einem holländischen Häftling die Weisung gab, die Akte zu ziehen. Überall Schlamperei, dachte Brandis und entdeckte, daß sein „Gesprächspartner“ der SA angehört hatte und mehrfach kriminell vorbestraft war und als asoziales Element mit dem schwarzen Winkel im Lager herumlief.

Brandis wußte, wer sich anbietet, erwartet Vorteile. So etwas war er gewohnt zu nutzen, zu fördern selten. Doch dies entschied schließlich das Ergebnis, sein A und O des Erfolges.

Als einen Tag später Kuhnke vor ihm saß - Kolb vorübergehend arbeitslos geworden war, sich im Zugangsbereich eine neue Tätigkeit suchte, um seinen Ärger abzureagieren - hatte Brandis ihn lange betrachtet, ehe er ihn ansprach und danach schnell die Brauchbarkeit dieses Spitzels erkannte. Er war

gewillt, ihn an die Spitze seiner Zuträger zu stellen. Wohlwollend entließ er ihn.

Kuhnke wußte, daß er über Dinge geschwätzt hatte, ohne den Wahrheitsbeweis schon erbracht zu haben. Und diesen wollte er sich so schnell wie möglich beschaffen. Mit zynischer Genugtuung wußte er auch, daß eine Verdächtigung oftmals mehr wert war als die Erbringung der Wahrheit.

Kuhnke besaß die Gestalt eines Rausschmeißers, seine kriminelle Neigung paarte sich mit seiner faschistischen Gesinnung. Hatte er draußen die Marxisten bekämpft, sie in den SA-Kasernen zu Krüppeln geschlagen, konnte er sie im Lager noch weniger ertragen, weil sie ihm die erschlichenen Pfründe gefährdeten. Mit der Einsetzung von Bartsch als 1. Lagerältesten durch Kolb verdächtigte er die Lagerführung der Marxistenbegünstigung, weil sie es billigte, daß Bartsch seine politischen Freunde in die Häftlingsschreibstube lanciert hatte. Er bedauerte, jetzt nur Häftling zu sein, aber über Brandis hoffte er, die zebra gestreifte bald mit der braunen, vielleicht gar mit der schwarzen SS-Montur vertauschen zu können.

Er fühlte sich verpflichtet, Brandis zu unterstützen, die kommunistische Verschwörerzentrale in der Schreibstube auszumisten. Wenn er erst durch Brandis zum 1. Lagerältesten geworden ist, dann könnte er zeigen, wie sich ein Nationalsozialist im Lager verhält.

Nach dem Abendappell ging er zu seinem Aso-Kumpan Börn, dem Kalfaktor in der Ambulanz. Er wußte, daß Börn auf Kriegsfuß mit Rothbart, seinem politischen Vorarbeiter, stand. Rothbart hatte ihn einmal erwischt, wie er ein Dutzend Brot- und Fettportionen aus dem Krankenbau heraus verschieben wollte. Er mußte sie wieder herausrücken, und Rothbart sorgte dafür, daß sie den Kranken, denen sie gestohlen wurden, wieder zugute kamen. Das konnte Börn ihm nie vergessen, obwohl er dankbar sein sollte, daß Rothbart den Diebstahl nicht an die große Glocke gehängt hatte. Als Kuhnke auftauchte, hatte er sofort ein williges Ohr für ihn.

Die Ambulanz besaß ein zwiespältiges Gesicht. Sie half den Kranken, und sie ermordete Kranke, die als unnütze Fresser vom SS-Arzt abgespritzt wurden. Börn wußte, was sich in der Spritze befand, die er dem Arzt zuzureichen hatte - Phenol.

Börn besaß wie viele Kalfaktoren seinen Wohnverschlag im Krankenbau. Kuhnke traf ihn gerade an, wie er sein Abendbrot mit einem großen Stück Wurst würzte. Woher er die Wurst hatte, konnte sich Kuhnke denken.

Börn war die Visitenkarte eines satten Menschen. Er bot Kuhnke nichts an, das war nicht Usus im Kreise der Asos, auch weil er wußte, daß er ja seine Freßstelle im Krankenbau besaß.

„Ich war heute beim Kriminalrat Brandis“, leitete Kuhnke sein Gespräch ein: „Er weiß von einer kommunistischen Verschwörung, die im Lager einen Aufstand vorbereitet. Wenn es so ist, und ich zweifle nicht daran, dann knallt die SS von ihren Türmen aus das ganze Lager zusammen, und die Kugeln fragen nicht, wer du bist. Wenn wir dabei nicht draufgehen wollen, dann müssen wir helfen, diese rote Bande zu entlarven.“

Als Börn erstaunt aufsah, meinte Kuhnke: „Du erinnerst dich doch noch an die Totenfeier für den Kommunehauptling Lambert Horn hier im Krankenhau. Der rote Pfleger Eisermann und einige andere Organisatoren dieses Totenrummels wurden deswegen über den Bock gezogen und in die SK gesteckt. Einige von ihnen blieben unerkannt. Stelle fest, wer sie waren, auch wenn es schon weit zurückliegt. Und daß Rothbart mit solchen Leuten zusammenhockt und sie bevorzugt. Du weißt, er mauschelt mit Bartsch, dem 1. Lagerältesten.“

„Das tut er, ich weiß es genau“, pflichtete Börn ihm bei. Ich weiß auch, daß er von mir verlangt hat, in Abwesenheit des SS-Arztes, die Rußkis in der Ambulanz zu behandeln, obwohl es die Lagerführung streng verboten hat. Er meint, es ginge darum, die Rußkis arbeitsfähig zu halten.“

„Das wäre ja die Verweigerung eines SS-Befehls“, trumpfte Kuhnke auf und machte sich einige Notizen.

„Genau!“ Börn steigerte sich in seiner Abneigung gegen Rothbart. „Außerdem hockt er ständig mit seinem Kumpan Wels aus der Diätküche zusammen. Sie schlucken dort sicherlich nicht den Haferschleim für die Scheißer, sondern brauen sich dort ihr politisches Süppchen.“



Während Kuhnke zustimmend nickte und sich wieder Notizen machte, meinte er zu Börn: „Jahnke hat von Cornelius für seine Mithilfe schon zweimal einen Wochenurlaub erhalten. Bald wird er frei sein. Die Sicherheitsverwahrung ist für ihn aufgehoben. Das könnten wir auch haben“, reizte er Börn. „Nur müssen wir etwas dafür tun, und viel Zeit haben wir nicht. Ich brauche schnellstens die Namen der Politischen, die dir verdächtig sind und die mit Rothbart unter einer Decke stecken.“

Börn versprach es, dann ging Kuhnke. Die Unterredung mit Börn hatte ihn in Hochstimmung versetzt. Morgen gehe ich zu Volck ins Russenlager. Der muß mich über den Blockältesten Zollikofer aufklären. Er soll für die Rußkis zusätzlich Essen organisiert haben in Kumpanei mit dem Eickemeier, dem Kapo der Häftlingsküche. Davon muß Volck wissen. Auch mit Beier muß ich sprechen, wie man die Politischen aus der Schreibstube hebeln kann. Ich kenne Beiers Abneigung gegen Bartsch. Sie ist lagerbekannt, und ich werde seine Eitelkeit kitzeln und versprechen, ihn zum 1. Lagerältestenzu machen, sobald Bartsch entthront ist. Kuhnke aber dachte gar nicht daran, diesem Dummling den Gefallen zu tun. Diese Funktion gehörte ihm allein.

Kuhnke war im Begriff, Nägel mit Köpfen zu machen. Ein weiteres Eisen im Feuer war für ihn Jahnke, der seit Tagen mit Bartsch verkracht war. Es ging um die Frage, ob er nach dem zweiten Abklingeln den Block der Strafkompagnie verlassen darf. Bartsch verweigerte ihm das unklugerweise. Er wußte, daß Jahnke im Block der Bver Geschäfte betrieb, allerdings keine Goldgeschäfte, so klug war Jahnke, der Bartschs Verweigerung in eine andere Richtung drehte und ihn belastete, die Aufklärung der Golddiebstähle zu behindern. Bisher aber war Cornelius, der auch seine Pappenheimer kannte, darauf nicht eingegangen.

Hab ich alles, dachte Kuhnke, dann wird es das „Aus“ für Bartsch und seine Genossen sein. Er hatte seinen Block erreicht, hielt sich aber nicht mehr im Tagesraum auf, der ihm zu vermietet war, und ging gleich in den Schlafsaal, schlug die Decke seines Bettes auf, zog sich aus und legte sich mit einem zufriedenen Lächeln auf den Strohsack.



**K**riminalrat Brandis war mit dem Verlauf der Dinge nicht so recht zufrieden. Die beiden Lagermaurer waren in ihrer Aussage strenggenommen fragwürdig geworden, und Rhider behauptete ihm gegenüber, daß er Kolbs Informant gewesen sei, was Kolb allerdings bestritt. Was sollte er machen? Er ließ Rhider nochmals über den Bock gehen. Das Geständnis der beiden behielt seine Gültigkeit. Büker verneinte bisher hartnäckig, daß die beiden von seiner Tätigkeit gewußt hätten und seine Flugblattherstellung nichts anderes als eine Angstaussage der Lagermaurer sei. Um sie aber als Beweis gelten zu lassen, mußte er sich noch was einfallen lassen. Die beiden „Kronzeugen“ rückzuführen, das wollte er aber auch nicht.

Irgendwie gehören sie alle in einen Topf. Vielleicht werden sie als Schuhläufer gesprächiger.

Dagegen versicherten Ostmann und Borach ihrem Chef, mit der Festsetzung von Grübsch und Hornig Mitwisser in der Angelegenheit Büker entdeckt zu haben. Aber ihre Verdachtsgründe stützten sich lediglich auf ihre Duz-Gemeinschaft mit dem Lagerelektriker. Selbst der Bock hatte zum Verdruß Brandis' keine neuen Erkenntnisse gebracht.

Für Brandis war das bisherige spärliche Ergebnis nicht ausreichend, von einer kommunistischen Verschwörung zu sprechen. Doch ohne sie wollte er Sachsenhausen nicht verlassen. Aber seinen von Cornelius übernommenen Spitzeln fehlten die Fähigkeiten, politisch zu denken. Er war darum heilfroh, daß sich Kuhnke erneut bei ihn meldete mit dem dringenden Hinweis, er habe Wichtiges zu vermelden.

Kuhnke mußte sich wieder beim I. Lagerführer melden, da er nicht befugt war, allein den Industriebetrieb zu betreten. Doch nicht Kolb, sondern Höhne empfing ihn. Er wußte nicht, wie er sich zu Kuhnke verhalten sollte, und wollte ihn wieder zurückschicken. Doch Kuhnke beharrte darauf, er habe Kriminalrat Brandis Wichtiges zu berichten.

Höhne, der nicht die Rolle seines Ersten übernehmen wollte, nichts zu sagen zu haben, war begierig zu erfahren, was Kuhnke denn so Wichtiges zu berichten habe.

Doch Kuhnke weigerte sich und erwiderte patzig: „Das geht nur den Kriminalrat etwas an.“

In Höhne kochte es, und er hätte ihm wegen seiner Aufmüpfigkeit die Faust ins Gesicht stoßen mögen, dachte aber: Warte nur, wenn deine Zeit vorbei ist und Brandis nicht mehr hier sein wird, dann habe ich auch dir was Wichtiges mitzuteilen, aber nicht in Worten allein. Er konnte sich nicht damit abfinden, daß Brandis auch ihn in seiner Entmündigung schmoren ließ. Er griff zum Hörer, wählte die Nummer des Krematoriums und ließ sich mit Brandis verbinden, der erst herangeholt werden mußte. Sein „Arbeitsraum“ brauchte kein Telefon.

„Hier Kriminalrat Brandis“, meldete er sich.

„Bei mir ist der Aso Kuhnke, er habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen. Geht das in Ordnung?“ wollte Höhne wissen und dehnte das Aso absichtlich in die Länge.

Brandis verlangte Kuhnke ans Telefon.

Höhne reichte ihm den Hörer mit sichtlichem Unbehagen. Wütend dachte er: Nun haben schon ihre Drecksfinger meinen Hörer in der Hand. Vielleicht wälzen sie demnächst ihre fläzigen Ärscher auf unseren Sesseln.

Höhe konnte mithören, was Brandis sagte: „Kuhnke, gehen Sie auf Ihren Arbeitsplatz zurück, bis Kriminalkommissar Ostmann Sie abholt.“

Kuhnke gab den Hörer an Höhne zurück, der ihn mit dem Ärmel abwischte. „Ich soll ins Lager zurück.“

„Und da bist du noch nicht weg!“ konnte Höhne zu sagen sich nicht verkneifen.

Kuhnkes kräftige Gestalt verschwand sofort aus dem Arbeitszimmer des II. Lagerführers. Von einem Wachposten in Empfang genommen, bewegte er sich aber nicht befehlsgemäß im Dauerlauf über den Appellplatz. So sehr mit sich beschäftigt, vergaß er den Befehl. Höhne sah vom Fenster aus dessen langsame Gangart, riß es auf und rief Kuhnke nach: „Im Laufschrift marsch! Hinlegen! Auf! Im Laufschrift!“ Noch am Eingang zur Effektenkammer lag Kuhnke auf dem Bauch, ehe er in ihr verschwinden konnte.

Höhne schloß grinsend das Fenster und freute sich, dem hochmütigen Aso eins ausgewischt zu haben.

Kuhnke wurde noch vor dem Abendappell von Ostmann zu Brandis gebracht, der ihn mit den Worten empfing: „Was haben Sie mir so Wichtiges zu bringen?“ Er siezte ihn, um ihn gewissermaßen als Volksgenossen zu animieren, gleichberechtigt behandelt zu sein. Daß er sich jetzt auch beweisen müßte, welchen Stellenwert er als V-Mann einnehmen wird.

Kuhnke legte dem Kriminalrat eine Skizze vor, an der er festzustellen glaubte, wie weit die marxistische Verschwörung im Lager fortgeschritten sei. Er hatte dabei Börns Bericht um die Variante bereichert, daß von Rothbart aus dem Krankenbau die Fäden zu Bartsch in die Schreibstube gingen, der seiner Meinung nach die Schlüsselfigur des Komplottes sei. Von ihm gingen die Fäden zu Zollikofer ins Russenlager.

Brandis schaute auf die Skizze, winkte Ostmann und Borach heran und wies auf die beigegefügte Namensliste hin. „Ich glaube, wir fassen sie jetzt.“

Auch von Jahnke legte Kuhnke einen Bericht vor, der aber mehr Cornelius' ausgelauene Arbeit betraf, jedoch Bartsch belasten sollte.

„Gute Arbeit, Kuhnke!“ lobte Brandis. „Halten Sie weiter die Augen auf.“ Dann gab er Ostmann den Wink, seinen V-Mann ins Lager zurückzubringen, während er mit Borach die neue Lage besprach. Er war sicher, daß er

nun seinem Ziele bedeutend näherkommen wurde. Zufrieden mit dem Tag, der ihm anfangs zu unproduktiv erschien, stellte er eine Verhaftungsliste auf und bereitete sich auf eine lange Nacht vor.



Wenn ich in aller Frühe zur Schreibstube ging, empfing mich meist mein 1. Lagerältester vor der Tür. Das war für mich immer ein beruhigendes Gefühl, daß die Schreibstubenwelt noch in Ordnung war.

Doch dieses Mal empfing Bartsch mich nicht. Ich schaute auf Walter Engemann, der schon auf seinem Arbeitsplatz saß, noch waren wir ohne Sorge. Doch als die beiden anderen Lagerältesten die Schreibstube betraten, ergriff mich doch die Unruhe. Auch auf Walters Gesicht sah ich eine Unruhe. Er rief Schimmel, den Läufer, heran. „Schau im Block nach, was mit Bartsch los ist. Vielleicht ist er krank.“

Schimmel kam ohne Bartsch zurück. „Er war nicht in seinem Block“, sagte er zu Engemann. „Die ganze Nacht nicht“, ergänzte er.

Nun war wohl die Unruhe berechtigt, die uns ergriffen hatte. Nur Beier machte ein grinsendes Gesicht. Da schrillte das Telefon. Kolb verlangte nach dem 2. Lagerältesten.

Bender lief schnell nach vorn und war durch die Torengel einer kleinen Tür verschwunden. Es dauerte nicht lange, bis er wieder zurückkam. Sein Gesicht war überschattet, als er zu Engemann ging. „Ruf die Schreibstube zusammen“, verlangte er von seinem Vorarbeiter.

Wir alle kamen aus den Buchten nach vorn und stellten uns vorschriftsmäßig auf. Ich brauchte auf die Hiobsbotschaft nicht lange zu warten.

„Lagerführer Kolb hat mich mit der Funktion des 1. Lagerältesten betraut. Bartsch sowie Rothbart, Wels und Leuschner aus dem Krankenaufbau, Zollikofer aus dem Russenlager wurden heute Nacht dem Zellenbau überstellt.“ Man sah es ihm an, wie schwer es ihm geworden war, uns diese Nachricht mitzuteilen. „Geht wieder an eure Arbeit“, fügte er hinzu.

Beier wußte von Kuhnke, daß bald eine Bombe hochgehen würde, aber daß sie so schnell gezündet hatte, darüber war er selber erstaunt. Man sah es seinem Gesicht an.

Ich war bestürzt. Die Pranke der Gestapo hatte zugeschlagen. Was ich an diesem Morgen nicht wußte, war, daß Ostmann und Borach nach dem zweiten Abklingeln in den Block zu Bartsch gingen, ihn aber dort nicht antra-

fen. Dann erinnerten sie sich, daß er um diese Zeit seinen obligatorischen Lagerrundgang machte. In der Höhe des Blocks 64 hatten sie ihn dann ausgemacht. Später holten sie die anderen.

Ich machte in gedrückter Stimmung meine Arbeit. Nur Beiers Grinsen lag wie eine giftige Wolke über uns.

Die Vorbereitung des Frühappells ging wie gewöhnlich vor sich, geräuschvoll, bis das „Stillgestanden!“ des Rapportführers die Häftlinge erstarren ließ und sich sekundenlang eine Lautlosigkeit über das Lager legte.

Anstelle von Bartsch stand jetzt Bender neben dem Rapportsschreiber. Als Rapportführer stellte sich ein neues Gesicht vor, Oberscharführer Böhm, eine mittelgroße füllige Gestalt. Alles an ihm war ausgeprägt, selbst seine Stimme, aus der ich heraushörte, daß der „Eiserne Gustav“ nun doch abgelöst war, und wie ich später erfuhr, in Lichterfelde den Lagerführer machte sozusagen unter der Nase des Reichsführers SS.

Als im rhythmischen Gleichklang die Arbeitskommandos das Lager nach draußen verlassen hatten, die Körperschwachen sich in die übelriechende Schälküche verließen, der Appellplatz sich wie eine sandige Wüste zeigte, ich noch wie untätig in meiner Buchte saß, klingelte das Telefon. Engemann wurde zum Lagerführer Kolb befohlen. Walter sah uns mit Augen an, als ob er nach Bartsch der Nächste sei, der den Weg zum Zellenbau antreten mußte. Nach einer für mich unendlich langen Zeit kam Engemann zurück. Auch er machte ein unwölktes Gesicht, schwieg sich aber aus. Erst später erfuhr ich, was Kolb ihm gesagt hatte. Er brauchte es auch nicht zu erzählen. Im Laufe des Vormittags kam Kolb mit dem Aso Kuhnke und führte ihn als 1. Lagerältesten ein.

Auch ihm schien es nicht leicht geworden zu sein, einen Aso gegen einen Politischen auszutauschen. Sichtlich erfüllte er nur eine Anweisung des Kriminalrats Brandis. Ich erkannte es an seinem geröteten Gesicht, an seinen wulstigen Lippen, die, wie mir schien, leicht zitterten. Er hatte bestimmt mit Benders Einsetzung Brandis zuvorkommen wollen.

Kuhnke spreizte sich wie ein Pfau, während sein Kumpan Beier ein betroffenes Gesicht machte. Er fühlte sich betrogen und vor Kuhnkes Karren gespannt, zumal er dachte, daß ihm dieser Posten zustünde. Bender nahm die Ankündigung seiner Absetzung in gewohnter ruhiger Art auf, an der er nichts ändern konnte und es auch nicht wollte. In der Geschichte des Lagers war er die kürzeste Zeit der Lagerälteste gewesen, nicht einen ganzen Tag. Sein Verbleiben in der Schreibstube wird nicht von langer Dauer sein.

Kolb hatte es eilig, die Schreibstube zu verlassen, um nicht seine Ohnmacht allzudeutlich vor den Häftlingen sichtbar werden zu lassen. Er wünschte jetzt Kaindls Vogel-Strauß-Politik, der nicht sehen wollte, was nun doch auf ihn und die Lagerführung zukommen konnte. Es war offensichtlich geworden, daß Brandis auch sie nicht schonen würde, gäbe es Anhaltspunkte einer sträflichen Vernachlässigung ihrer Pflichten im Kampfe gegen den Kommunismus. Kaindl aber war gar nicht so dumm, wie Kolb ihn einschätzte. Er ging auf Urlaub, in der Hoffnung, daß dann Brandis' Mission zu Ende sei, und wenn feurige Kohlen auf die Köpfe der Lagerführung zu schütten seien, dann wäre er nicht da und Kolbs Kopf stünde dafür zur Verfügung. Weil Kolb das selber fürchtete, suchte er bei Cornelius, der die beleidigte Leberwurst spielte und immer noch zum Ärger Brandis' beim Abwickeln war, einen Bundesgenossen zu finden. In seiner Ohnmacht versuchte er, selbst den Rapportschreiber Engemann für sich zu gewinnen, indem er ihm in versteckter Form Vorwürfen zukommen ließ.

Jetzt ging Kuhnke in die Ecke der Schreibstube, in der sich sonst Bartsch aufhielt, blickte sich um, und als er nicht fand, wonach er suchte, schrie er: „Wo ist die Binde des Lagerältesten abgeblieben?“

Er verstummte aber sofort, da er sich erinnerte, daß man sie Bartsch bei seiner Verhaftung nicht abgenommen hatte. Der Zellenbau wird sie ihm nicht herausrücken. Er schoß jetzt wie die Kugel aus dem Lauf aus der Schreibstube, um die Schneiderwerkstatt aufzusuchen. Der Vorarbeiter sah ihn mißtrauisch an: „Was willst du?“

„Ich brauche sofort eine Lagerältestenbinde!“

Der Vorarbeiter, ein Bver, grientete: „Wenn ich nicht wüßte, daß du einen schwarzen Winkel trägst, müßte ich annehmen, du gehörst zu den Amtsanmaßern. Weißt du, wie es ihnen ergangen ist?“

„Natürlich weiß ich es. Sie sind dort hingekommen, wo sie hingehören, ins Hafenbecken des Klinkerwerkes. Wenn du auch so draufgehen willst, brauchst du es mir nur zu sagen. Ich bin heute zum 1. Lagerältesten durch Kolb eingesetzt worden. Genügt dir das?“

Jetzt bekam der Vorarbeiter doch einen Schreck. „Nimm es nicht so, wie es gesagt“, entschuldigte er sich. „Ich laß dir die Binde sofort anfertigen.“

Es dauerte nicht lange, und der Vorarbeiter brachte ihm die Binde. Sie war vorschriftsmäßig rot. Hastig streifte Kuhnke sie über seinen rechten Arm, obwohl sie links getragen wurde. Er hatte nicht darauf geachtet, daß ihm der

Vorarbeiter ungewollt einen Streich gespielt hatte, denn es fehlte weiß aufgenäht sein Titel: „1. LÄ“. Demonstrativ zeigte er sich in der Schreibstube und erntete nur ein spöttisches Grinsen. Auch Beier konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Du bist zwar ein Rechter, die Binde aber eine linke.“

Kuhnke schaute ihn blöd an. Er wußte mit Beiers Bemerkung, der sich erstaunlicherweise intelligent ausgedrückt hatte, nichts anzufangen.

„Auf deiner Binde fehlt die Bezeichnung `1. Lagerältester`, siehst sonst wie ein Roter aus“, klärte ihn Beier auf.

Jetzt erst begriff Kuhnke, was Beier gemeint hatte. Sofort streifte er die Binde ab und verlangte von ihm, sich um die Aufschrift zu kümmern. Dann versuchte er, sich kundig zu machen über die Arbeit in der Schreibstube. Er tat es in arroganter Art. Für meine Tätigkeit interessierte er sich eingehend, verlangte, die Formulare zu sehen, die ich zu verwenden hatte, machte aber keine Bemerkungen. Wahrscheinlich waren sie ihm noch böhmische Dörfer, oder er dachte: Hinter deine Schliche komme ich noch. Dann wird es mit deiner Fettstraße aus sein. Doch was die Fettstraße anbetraf, wäre es wohl sein erster Irrtum. Die gab es an meinem Arbeitsplatz nicht. In seiner neuen Funktion stünde ihm wohl das angereicherte Essen aus der Häftlingsküche zur Verfügung, von dem Bartsch, ich glaube, gar keinen Gebrauch gemacht hatte. Er wollte nicht besser leben als die anderen Kameraden.

Mit Bender unterhielt sich Kuhnke überhaupt nicht. Er war für ihn schon nicht mehr da. Ich war mir klar, Brandis ging nun zur Offensive über. Alles andere war nur ein Vorgeplänkel gewesen.



Der wetterwendische April hatte endgültig die Segel gestrichen, und der 1. Mai erschien mit leuchtender Sonne. Der von den Nazis mißbrauchte internationale Kampftag, der uns sonst in kleinen Gruppen zusammenfinden ließ, hatte dieses Mal nur wenig solche Begegnungen. Es schien nicht ratsam zu sein, in der für uns so gefährlichen Situation Öl ins Feuer zu gießen. Inzwischen wurden vier weitere Kameraden aus dem Krankenbau heraus verhaftet. Rothbart war aus dem Zellenbau der Strafkompagnie des Klinkerwerkes überstellt worden. Außer Bartsch und Zollikofer, die im Zellenbau verblieben, wurden die anderen Jahnke überantwortet, der sie auf die Vernehmung im Krematorium vorbereitete. Tage später erfolgte eine Massenverhaftung. Zehn Blockälteste und dreißig Vorarbeiter aus den verschiedenen Arbeitskomman-

dos wurden der Strafkompagnie des Lagers überstellt. Viele von ihnen sah ich später als Schuhläufer mit dem üblichen Doppelgepäck auf den Schultern. Sie sollten offensichtlich müde gemacht werden.

An einem Maiabend rief mich Ludwig zu sich. „Kuhnke und Beier haben heute nachmittag deinen Spind durchsucht. Natürlich fanden sie nichts und waren sichtlich enttäuscht, daß selbst kein Stück Brot drin war“, sagte Ludwig.

„Dann bin ich wohl jetzt ins Visier des Herrn Brandis geraten?“

„Es sieht so aus“, erwiderte Ludwig besorgt.

Wenige Tage später wurde Bender nach einer Vernehmung durch Brandis von seiner Funktion als 2. Lagerältester abgesetzt und dem Außenkommando Lichtenfelde überstellt, um sicherlich nicht vom Eisernen Gustav übersehen zu werden. An seine Stelle kam Volck aus dem Russenlager. Wieder mußte Kolb den Canossagang antreten und ihm Engemann als 2. Lagerältesten offerieren. Um diese Zeit hatte sich Kuhnke nicht aus der Schreibstube bewegt. Er wartete auf dieses Ereignis und schäumte innerlich vor Wut, als Kolb ihn einfach ignorierte.

Wieder befahl Kolb Engemann zu sich. Als er vor ihm in dessen Arbeitszimmer stand, fragte er: „Wer ist bei Ihnen in der Schreibstube der Häftling Alois Gerber und was macht er?“

„Herr I. Lagerführer!“, erwiderte Engemann, „dieser Häftling ist für den Verpflegungsrapport verantwortlich.“

„Ist das eine wichtige Funktion?“

„Herr I. Lagerführer! Geht der Verpflegungsrapport nicht in Ordnung, dann gibt SS-Obersturmführer Lauer keinen Krumen Brot für die Häftlinge heraus.“

Kolb entsann sich der Schwierigkeiten, die Lauer ihm schon des öfteren gemacht hatte. „Aber was soll ich tun?“ erwiderte Kolb vergrämt. „Kriminalrat Brandis verlangt, daß er abgelöst wird. Er will ihn vernehmen.“

„Herr I. Lagerführer! Wenn dieser Häftling abgelöst wird, dann kann ich als Vorarbeiter der Schreibstube für eine ordnungsgemäße Verpflegung des Lagers nicht mehr garantieren.“

„Ist es so kompliziert?“

„Überzeugen Sie sich selbst, Herr I. Lagerführer!“

„Nun gut! Ich will sehen, daß ich ihn halten kann.“ Kolb machte ein verlegenes Gesicht.

Damit war Engemann entlassen. Als er wieder in der Schreibstube war, wollte Kuhnke von ihm wissen, was Kolb mit ihm besprochen hatte. Engemann sah ihn spöttisch an: „Er lobte mich als Vorarbeiter für die gute Zusammenarbeit mit den zwei neuen Lagerältesten“, log Engemann.

Kuhnke schien entgeistert zu sein. Doch man sah es ihm nicht an, ob er sich von Engemann veralbert fühlte oder ihm Glauben schenken sollte. Als alle drei sich im Lager herumtrieben, kam Walter auf mich zu: „Alois, du solltest der Nächste sein. Doch ich hab’ dich Kolb als unentbehrlich geschildert. Habe aber die Vermutung, daß er sich deswegen mit Kriminalrat Brandis herumschlagen wird. Nicht deinetwegen, aber er scheint Angst zu haben, daß nach der kriminellen Walze jetzt die politische ihn überrollen könnte. Richte dich trotzdem auf alles ein.“

Mir wurde es recht mulmig zumute. Das war ein deutlicher Wink. In Gedanken stellte ich mich ganz darauf ein, bald vor Brandis stehen zu müssen.

Es hatte zwischen Kolb und Brandis eine heftige Auseinandersetzung gegeben. Ich war zum Zankapfel zweier hoher SS-Funktionäre geworden.

„Der Häftling Gerber wird sofort von seiner Funktion abgelöst, damit ich ihn jederzeit vernehmen kann“, verlangte Brandis.

„Ich kann Ihrem Anliegen leider nicht Folge leisten, wenn es nicht zu einem Durcheinander im Lager kommen soll“, erwiderte Kolb mit hochrotem Gesicht. Er war allergisch gegen Brandis’ kategorischen Imperativ.

„Wenn diese Funktion so wichtig ist, warum haben Sie dann nur den einen? Er könnte ja krank werden, was dann?“ höhnte Brandis.

Kolb wurde für einen Augenblick unsicher. In der Tat, warum gibt es keinen zweiten für diese Funktion? Er fand dann doch die glückliche Idee zu kontern: „Aber Kriminalrat Brandis, das hatten wir einmal. Sie wissen es doch selbst, daß nach dem Sauckelbefehl auch der letzte arbeitsfähige Häftling in die Rüstung gesteckt werden muß. Wie darf ich mir da erlauben, nur einen der Häftlinge seiner Tätigkeit zu entziehen?“

Brandis machte zuerst ein erstauntes Gesicht, donnerte dann aber los: „Mir scheint, Sie wollen meine Untersuchungen hintertreiben?“

„Keineswegs, Kriminalrat! Aber ich muß Sie nochmals auf die Folgen, die im Lager eintreten könnten, aufmerksam machen. Die Verantwortung liegt bei Ihnen.“

Es war eine Pattsituation zwischen den beiden entstanden, in die ich, in der Rolle des Sergeanten Grischa, hineinzugeraten schien. Kolb hatte dann doch Angst vor seiner eigenen Courage bekommen. Doch ehe er etwas unternahm, um Brandis zufriedenzustellen, hatte Kuhnke kraft seiner vom Kriminalrat erhaltenen Vollmachten selbst das Heft in die Hand genommen und schleppte noch am selben Tag einen Kümmerling von Aso in die Schreibstube und befahl mir, ihn anzulernen.

Sichtbarer konnte kein Zeichen sein. Meine persönliche Katastrophe war im Kommen. Ich dachte an Bartsch, warum er mich in die Schreibstube geholt hatte. Ich muß mich als Verpflegungsrapportschreiber so lange halten, wie es nur möglich ist. Ich habe den Auftrag, in der Fürsorge für die Körperschwachen nicht nachzulassen, wenn auch durch die Verhaftung mehrerer Blockältester mein Versorgungsbereich, die Kuhlen der Toten zu verteilen, merklich eingeschränkt wurde. Ich muß mich mit Walter aussprechen. Eine neue Strategie muß entwickelt werden, zu helfen und gleichzeitig Zeit gewinnen, um die Pläne Brandis' ein wenig ins Stottern zu bringen.

Was meinen Lehrling betraf, so tat er mir leid. Er war keine Aso-Persönlichkeit, deren Trachten darauf gerichtet blieb, selbst ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Wahrscheinlich wollte es auch Kuhnke nicht. Er würde keinen neben sich dulden, der mehr wollte, als das, was er ihm zubilligte.

Mein Lehrling sah wie ein zerzauster Köter aus, der vorher in den Tranktonnen herumgewühlt hatte und der Kuhnke irgendwie zugelaufen war. Ich blieb freundlich zu ihm und fragte, wie er hieße:

„Ich heiße Kurt“, erwiderte er.

„Und ich Alois.“ Ich sah ein flüchtiges Lächeln auf seinem Gesicht. Ich war es gewohnt, es galt meinem Vornamen.

„Also, Kurt“, eröffnete ich die erste Aussprache mit ihm. „Da du ja jetzt mein Lehrling bist und ich dich zum Meister entwickeln soll, mußt du vor allen Dingen wissen, daß es hier keine Freßstelle ist. Wir vermitteln zwar Brot, haben aber selber kein Stück davon als unsere Kuhle, die wir im Block erhalten.“

Ich sah, wie Kurt ein enttäuschtes Gesicht machte. Sicherlich hatte Kuhnke ihm die Sache schmackhafter gemacht, als sie war. Und nun die kulinarische Pleite. Ich hatte ihm alle seine Illusionen geraubt, und wie es aussah, auch die Lust, Meister zu werden. Meine Absicht schien, ohne ihn belogen zu haben, aufzugehen.

Kuhnke indessen schielte ständig zu uns herüber. Da es aber in meinem Bereich nur einen Schemel gab, der unweigerlich mir gehörte, besaß mein Lehrling keine Gelegenheit, sein Handwerk sitzend zu erlernen, obwohl er schon lange einsaß. Zwischendurch fragte ich ihn: „Aus welchem Arbeitskommando kommst du?“

„Ich war bei den Strumpfstopfern“, erwiderte er.

Da wußte ich, daß der Arbeitseinsatzführer Rehn der Schreibstube keinen Häftling zuweisen wollte, der in der Rüstung beschäftigt ist. Er hatte also den Aso aus dem Bestand der Muselmänner genommen, der nun mit sichtbar wackligen Füßen neben mir stand. „Geh zum Lagerältesten und laß dir einen Schemel geben“, ermunterte ich ihn.

Kuhnke mußte ihm vorher ganz schön zugesetzt und vielleicht auch mit Repressalien gedroht haben, denn Kurt wollte nicht zum Lagerältesten gehen. Ich rief deshalb über die Barriere hinweg Kuhnke zu: „Mein Lehrling braucht einen Schemel, sonst kippt er um!“

In der Schreibstube gab es kein überflüssiges Mobiliar. Auf seinen Schemel wollte Kuhnke nicht verzichten. Er rief ihm zu: „Hol ihn dir aus deinem Block.“

Doch in seinem Block saß Kurt nur auf einer Holzbank. So kam er ohne Ergebnis zu mir zurück. Es war viel Zeit verlorengegangen, ohne daß ich ihm einen Einblick in die Geheimnisse des Verpflegungsrapportes hatte geben können. Doch als wir alle uns zum Abendrapport zu den Stellplätzen begeben mußten, da kamen mir doch wieder alte Ängste auf. Ich sah mich schon mit einem Sandsack auf dem Tornister in der langen Schlange der Schuhläufer. Nein, ich fühlte mich nicht wohl.



Nach dem Abendappell saß ich in meinem Block 47 auf der Bank am Tisch eins, der längs des Tagesraumes von der Blockältestenecke bis zum Ausgang reichte. Hans Spill, der Tischälteste, residierte wie ein Präsident an der Schmalseite der Tafel, vor ihm eine Blechschüssel mit Marmelade, in der sein Löffel versuchte, das richtige Quantum Marmelade herauszuholen, das uns zustand, um sie als Klacks auf unser Brot zu knallen. Er hätte vorher schon die Marmelade strecken und sich den Mehrwert einheimen können. Doch das tat er nicht. So trug er seinen Namen zurecht, denn er sah spillerich aus, brauchte aber seine Kalorien nicht durch schwere Arbeit abzuschwitzen, denn die Brie-

fe, die er in der Poststelle zu bewegen hatte, fielen nicht ins Gewicht. Mir hatte er bisher keinen Brief auszuhändigen brauchen, denn ich empfang keinen, weil ich auch keinen schrieb. Jeder Brief, der das Lager verließ, ging vorher durch die Politische Abteilung, die die Akte des Schreibers zog. Meine war wie ein Kontinent mit unerforschten weißen Flecken. Ich wollte nicht, daß man auf sie stieß, um das Weiß in Rot zu färben. Ich verschwand damals aus dem Ruhrgebiet, weil die Gestapo dort einen jungen Mann im schwarzen Lederolmantel suchte.

Dieser Mann war ich, mit dem Decknamen „John“.

Von meinem Tisch aus bemerkte ich eine ungewohnte Tätigkeit meines Blockältesten. Er packte seine Rapeiken. „Was machst du da?“ fragte ich erstaunt, erschrak aber zugleich. Sollte Ludwig jetzt auch auf der Verhaftungsliste stehen? Doch das konnte nicht sein. Bisher wurden keine Verhaftungen angekündigt, denn hier herrschte die „Nacht-und-Nebel-Praxis“. Man verschwand, um entweder gar nicht mehr aufzutauchen oder sich im Zellenbau wiederzufinden.

Ludwig schien mein Erschrecken bemerkt zu haben. „Ich reise“, sagte er, „aber noch nicht dorthin, wo Kuhnke mich gerne haben will. Ich übernehme den Block 48, also gleich nebenan.“

„Und warum?“

„Das wissen die Götter!“

„Und wer kommt?“

„Sliwka von der 48. Es ist nur ein Tausch.“

„Die Pflaume?“

Ludwig sah mich strafend an. Sliwka gehörte zu uns, war aber sehr ängstlich geworden, seitdem sich in seinem Block ein Häftling erhängte, der viele Morde an seinen Kameraden begangen hatte.

Und nun sollte Sliwka mit seinem lauten Gebaren mein Blockältester werden. Ich hatte Ludwig in seiner ruhigen, oft behäbigen Art immer gern gehabt. Ihm verdankte ich viel. Zu Sliwka werde ich ein solches Verhältnis nicht haben können.

Neben mir am Tisch saß Aljoscha, ein vierzehnjähriger Junge. Er gehörte zu den sechshundert Kindern, die eines Morgens als Zugänge am Tor standen. Ein Haufen Kinderelend hatte sich da ins Lager gequält. Müde vom langen Transport, frierend vor Kälte, hungrig und durstig. Ich mußte ihn von

der Entlausung in meinen Block tragen, so geschwächt war er. Ludwig flüster-  
te mir zu: „Hast ihn schon auf den Armen, also kümmer dich weiter um ihn.“

So war ich über Tag zum Patenonkel geworden und Aljoscha mein Pa-  
tenkind. Ich wollte alles tun, damit der Junge überlebte. Er sollte seiner Hei-  
mat wiedergegeben werden. Ob es mir gelingen würde? Das lag alles außer-  
halb meiner Kraft, dennoch, wie ein Fuchs seine Welpen lehrt, wie sie sich im  
Gelände zu bewegen haben, so lehrte ich den Jungen, wie er sich im Lager zu  
verhalten hatte, wie er den Appellplatz nach Möglichkeit meiden sollte und  
anderes mehr ...

Das war überstandene Zeit. Aljoscha sah merklich runder im Gesicht  
aus. Oft lag eine doppelte Kuhle in seinem Spind, über die niemand sprach,  
wer sie hineingelegt hatte. Sie war einfach da. Jetzt machte ich mir Sorgen um  
ihn. Es lag auf der Hand, daß meine Tage in diesem Block gezählt sein wer-  
den, und ich vertraute mich daher meinem Tischgenossen Alex Krapp an und  
bat ihn, sollte mir etwas passieren, daß er den Jungen in seine Obhut nehmen  
möchte. Er versprach es mir, obwohl dann keine Kuhle mehr im Spind des  
Jungen liegen würde. Und keiner es ihm sagen konnte, warum es so ist.

Alex war nicht der Mutigste. Er hatte lange Zeit meines Zuspruchs be-  
darft, ehe er sich im Lager zurecht fand. Aber ich vertraute ihm.



**D**er Morgen weckte mich mit einem Paukenschlag. Man hatte Hans  
Spill, Sliwka und im Block 48 Ludwig Schuster aus den Betten gerissen und  
sie in die Strafkompagnie eingewiesen. Ich war längst schon aus dem Block  
heraus, eine Stunde vor dem Wecken sah ich sie, eskortiert von Ostmann,  
Kuhnke und Beier. Nun ahnte ich, warum Sliwka und Schuster den Block  
hatten wechseln müssen. Die plötzliche Verlegung der beiden sollte ihnen die  
Möglichkeit nehmen, irgendwelches Material verschwinden zu lassen, indem  
man sie in Sicherheit wog.

Engemann war diesmal schon vor mir in der Schreibstube. Er machte  
ein besorgtes Gesicht und sagte mir: „Sie haben auch Schneller, Thesen, Mül-  
ler und Baumgarten geholt.“ Er verschwieg mir aber, daß er gestern, während  
ich mich in meinem Block aufhielt, zu Höhne gerufen wurde. Höhne mußte  
sich mit Kolb kurzgeschlossen haben. „Engemann“, sagte Höhne nach länge-  
rem Zögern zu ihm: „Es stehen neue Verhaftungen bevor, die Ihnen den Rap-

port erschweren oder unmöglich machen können. Stellen Sie sich darauf ein“, und nach weiterem Zögern, „Sie verstehen mich doch?“

Dann konnte Engemann gehen. Höhnes letzte Worte quälten ihn. Will er mich hereinlegen oder seine Position durch mich festigen? Was will er wirklich? Es läuft doch alles darauf hinaus, daß ich den Zählappell nicht zustande bringen soll?

Die Verhaftungen in der Nacht und am frühen Morgen hatten Höhnes Bemerkungen zu Engemann eigentlich nicht bedurft, da man in manchem Block nicht nur die Blockältesten, sondern auch die Stubenältesten mit verhaftet hatte. Nun war niemand da, der die Blockstärke mit ihren Verästelungen der Außenkommandos, der Kranken- und Todesfälle anzugeben vermochte.

Die Blockführer tobten, und da sie auch keine großen Leuchten vor dem Herrn waren, verwirrten sie noch die eingetretene Situation.

Engemann bekam dadurch seinen Rapport nicht zustande, und analog mußte er sich noch verheerender auf meinen Verpflegungsrapport auswirken. Es trat nun das ein, was Höhne gemeint haben mochte. So brauchte Engemann keine eigene Entscheidung treffen, das Zahlenchaos konnte nicht größer sein, als es schon war. Im nachhinein der Sabotage zu bezichtigen, würde wohl nicht möglich sein. Die Lagerführung aber hatte den Beweis, daß die Ursache des Debakels die willkürlichen Verhaftungen der Nacht gewesen waren.

Während Engemann und ich uns vergeblich bemühten Übereinstimmung zu finden, hörten wir schon die mahlenden Schritte der herannahenden Häftlingskolonnen, das laute Abzählen und das wiederholte Durchkämmen der Fünferreihen.

Die Blockführer radierten auf ihren Tafeln herum, ohne klare Ergebnisse zu erzielen. Rapportführer Böhm kaute auf seiner Unterlippe, verglich selber die Zahlen mit Engemann, schüttelte den Kopf und jagte einige Blockführer zur erneuten Überprüfung fort.

Die Schritte des Lagerführers waren jetzt zu vernehmen, der wie gewöhnlich die Gesamtstärke des Lagers entgegennahm und sie mit seiner Unterschrift zu bestätigen hatte. Er durchschritt jetzt das Tor. Böhm schrie: „Das Lager stillgestanden!“, drehte seine füllige Gestalt um und stand nun mit hochrotem Gesicht vor Kolb, der Böhms Bericht erwartete. Doch Böhm stotterte etwas von Ungereimtem in der Lagerstärke. Ratlos sah er auf seine Block-

führer und auf Engemann. Doch sie konnten ihn nicht aus seiner Kalamität befreien.

Die drei Lagerältesten standen mit verlegenen Gesichtern neben Böhm. Ihnen schien klar geworden zu sein, daß ihre nächtliche Strafexpedition noch Folgen haben würde. Sie sahen sich erschrocken an.

Lagerführer Kolbs Gesicht verzog sich. Seine violette Nase schien zu glühen. Er steigerte sich wie ein Schauspieler in die gewollte Wut hinein, durchbohrte mit seinen Augen Rapportführer Böhm, der wie erstarrt vor ihm stand. Kolb richtete wütende Worte an Böhm, der „Zu Befehl!“ sagte, sich umdrehte und den Blockführern befahl, nochmals durchzuzählen.

Eine Stunde über die übliche Zeit des Reports war vergangen. Arbeitseinsatzführer Rehn trippelte hin und her und machte Böhm noch nervöser. Die Arbeitskommandos hätten längst schon draußen sein müssen. Indessen, drang aus Kolbs Arbeitszimmer das schrille Klingeln des Telefons. Kolb hörte das Klingeln, doch er ging nicht nach oben. Er wollte die Klagen der Betriebsdirektoren nicht hören, deren Maschinen noch stillstanden, die Rüstungsgut produzieren sollten.

Während Kriminalrat Brandis und seine beiden Gehilfen sich noch in ihren Betten sielten, da sie ja meist wie die Nachtvögel auf Raub gingen, hatte Kolb nun doch das Lager verlassen und war in sein Arbeitszimmer gegangen. Er griff zum Telefonhörer, wählte die Nummer des SS-Gruppenführers Glücks, dem Inspekteur aller Konzentrationslager. Er war persönlich am Apparat.

„Gruppenführer! Ich muß Ihnen melden, daß durch willkürliche Verhaftungen seitens der Lagerältesten Kuhnke und Beier die Lagerstärke nicht zu ermitteln ist, die Arbeitskommandos daher nicht ausrücken können und die Betriebsdirektoren Alarm schlagen.“

„Ich nehme es zur Kenntnis, Obersturmführer!“ erwiderte Glücks und hängte auf. Er war beim Frühstück und ließ sich ungerne dabei stören.

Ob Glücks was zu unternehmen gedachte, interessierte Kolb nicht. Er wollte ihn nur wissen lassen, daß es nicht die Lagerführung war, die dieses Chaos verursacht hatte. Die Schuld lag eindeutig beim Kriminalrat Brandis, der jetzt schon die Lagerältesten bestimmen ließ, was Sache der Lagerführung war.

Als Kolb das Lager wieder betrat, sichtlich zufrieden mit seiner Rücken- deckung, war das Zählergebnis das gleiche geblieben. Wütend rief er jetzt die Lagerältesten heran, tobte und brüllte sie an, was ihre nächtliche Tour ange-

richtet hätte, verdächtigte sie der Sabotage an der Kriegswirtschaft und verlangte von ihnen, ihre Eskapade mit dem Rapportführer nochmals zu rekapitulieren.

Erst nach einer weiteren Stunde konnten die Differenzen behoben werden. Kolb unterschrieb, und die Arbeitskommandos rückten wieder aus. Nur, den Zahlensalat zu bereinigen, der sich in meinem Verpflegungsrapport befand, blieb mir vorbehalten.

Ich opferte dafür meinen erlaubten Mittagsschlaf. Arbeitseinsatzführer Rehn wurde von Kolb beauftragt, die Ausfallstunden, die der Rüstung verlorengewonnen waren, zu registrieren und sie ihm sofort zu melden.

Es war ganz offensichtlich geworden, daß die Pattsituation zwischen Kolb und Brandis beendet war und der alte Kriegszustand wieder aufflammen würde.

In der angestammten Ecke der Schreibstube saßen die drei Lagerältesten mit verlegenen Gesichtern, gewannen aber bald wieder ihre bornierte Frechheit. Für mich stand es nun eins zu null, denn Kuhnke kümmerte sich nicht um mich und meinen Lehrling, was er in den letzten Tagen mit besonderem Eifer betrieben hatte. Er zog sich mit Beier und Volck ins Russenlager zurück, um ihre Situation zu beraten. Ich aber beschäftigte indessen meinen Lehrling mit unwichtigen Dingen, die nur am Rande mit meiner Arbeit zu tun hatten.

Engemann hatte das Gefühl, daß er gegen diese drei nicht mehr untätig sein dürfte, wollte er nicht das nächste Opfer ihrer Machtgelüste werden. Er hatte festgestellt, daß von den dreien Volck perfekt die Schreibmaschine bedienen konnte. Er schrieb deswegen auch die Berichte, die für Kriminalrat Brandis gedacht waren. Walter sah auch, daß er Durchschläge machte und altes Kohlepapier benutzte. Es mußte möglich sein, dachte er, ihm noch nicht benutztes Kohlepapier unterzujubeln. Vielleicht erfahre ich dann, was dieses Dreigestirn nach oben berichtet.

Er wollte es jedenfalls versuchen.

Auch hatte er bemerkt, daß Jahnke sich von Kuhnke hintergangen fühlte. Seinem Wochenendurlaub, noch von Cornelius befürwortet, wurde von Brandis nicht stattgegeben. Während sich Cornelius weiter in Opposition zu Brandis befand, weil er mit dessen Schlußfolgerung in seinem nun endlich fertiggestellten Abschlußbericht nicht einverstanden war und eine Neufassung von ihm erwartete, zerriß er dessen Befürwortung. Jahnke aber glaubte,

daß hinter seinem Urlaubsverbot nur Kuhnke stecken würde, dem eine solche Vergünstigung bisher versagt wurde.

Kam Jahnke in die Schreibstube, um Engemann und mir seine Blockstärke durchzugehen, übersah er Kuhnke und Volck. Engemann suchte den Schlüssel zu finden, um Jahnke für sich zu gewinnen. Einige Tage später hatte er ihn gefunden.



Der verzögerte Frührapport warf in vielfacher Hinsicht seinen Schatten voraus. Arbeitseinsatzführer Rehn hatte die Aufstellung über die Fehlstunden in der Industrie errechnet und sie dem I. Lagerführer übergeben. Es kamen mehr als 6000 Stunden zusammen, für die die Amtsgruppe D beim Wirtschaftshauptamt keine Vergütung erhalten würde, geschweige denn, daß der Tagesauswurf von Rüstungsgut erfüllt werden konnte.

Zwischen Kolb und Brandis - Kaindl befand sich noch in Urlaub - kam es daher zu der vorprogrammierten Auseinandersetzung, in der die Rollen der ersten Unterredung vertauscht waren. Kolb warf Brandis Rüstungsabotage vor und schob ihm dabei die Rehnsche Rechnung unter die Nase.

Brandis, hochmütig-abweisend wie fast alle aus der Prinz-Albrecht-Straße, schob das Papier zur Seite, ohne einen Blick darauf zu werfen. Er war gewohnt, andere Rechnungen aufzumachen, die in der Addition oft das Himmlersche „Ist zu exekutieren“ aufwiesen. Was hier galt, war seine Rechnung und keine andere, die er mit den Kommunisten im Lager begleichen wollte. Wenn es dann doch im Laufe der stürmisch verlaufenen Unterredung zu einem Vergleich kam, dann deswegen, weil beide das Gefühl hatten, etwas zurückstecken zu müssen. Es ging aber nicht um die Bezahlung der Fehlstunden, sondern um wieder Ordnung ins Lager zu bringen.

Brandis mußte sich eingestehen, daß er seinem Hauptspitzel zuviel Freiraum eingeräumt hatte.

Man vereinbarte, die Verhafteten der Nacht mit wenigen Ausnahmen dem Klinkerwerk zu überstellen, da der Zellenbau und der Strafblock eine solche Invasion nicht verkraften könnten.

Als man auseinanderging, war äußerlich der Friede wieder hergestellt. Die innerlichen Vorbehalte blieben, und der Drang, daß jeder das richtige As zum Ausspielen in den Händen behalten wollte, blieb.

Cornelius, dessen Entlarvungseifer längst schon ein Riegel vorgeschoben war, fand tatsächlich ein entspanntes Verhältnis zu Kolb, das zu festigen sie sich sogar Gedanken machten. Die kriminelle Woge hatte vor Kolbs Wohnung halt gemacht, und auch Kaindls Panzerschrank blieb unberührt. Jetzt mußte die politische Woge, die der Lagerführung zur Gefahr werden könnte, eingedämmt werden. Hilfe erwartete Kolb von seinem Vorgesetzten Kaindl nicht. Vom Urlaub zurück wird der sich nur um die Belange der Kommandantur kümmern und die heißen Kastanien ihm in die Tasche stecken. Wenn alles vorbei ist, wird er nicht auf die Verdienste, die Sache im Block 28 ins Rollen gebracht zu haben, verzichten wollen.

Die schwarz-grün-rote Spitzelkoalition hatte ihre Verlegenheit längst überwunden. Es ging ihr jetzt darum, ihre angekratzte Position neu zu festigen und ihre Autorität der Lagerführung wieder sichtbar zu machen. Darum hatten sie in ihrer Geheimberatung beschlossen, Brandis ein Schreiben zu übergeben, in dem sie ihn glauben machen wollte, daß die Lagerführung sie hindere, die kommunistischen Elemente zu entlarven. Als Beispiele führte sie an, daß dem 1. Lagerältesten durch Jahnke der Zugang zu dem Strafblock verwehrt, der mißglückte Frührapport von der Lagerführung mit Hilfe des Rapportschreibers Engemann provoziert wurde, um die V-Männer der Sonderkommission ins schlechte Licht zu setzen. Dem Schreiben legte sie eine Liste weiterer Verdächtiger hinzu.

Volck oblag es, den Bericht zu Papier zu bringen, bei Verwendung des von Engemann gelieferten Kohlepapiers. Genüßlich schaute Beier über Volcks Schulter, während Kuhnke darauf wartete, dies Schreiben zur Weiterleitung an Brandis in Empfang zu nehmen.

Ich hatte indessen meinen Lehrling befragt, ob er auch das Schreiben auf der Maschine beherrsche. Er schaute mich mit dummen Augen an und antwortete: „Muß ich das auch können?“

„Und ob“, erwiderte ich, „denn jede Zahl und jede Veränderung muß mit der Schreibmaschine getippt werden. Außerdem fehlerfrei, denn wenn Sturmbannführer Lauer, der Wirtschaftsoffizier, auch nur einen Fehler entdeckt, bist du dran. Für jeden Fehler empfängst du dann von ihm ein Paar Maulschellen, die dich auf die Bretter werfen. Willst du wissen, warum? Er war früher Deutschlehrer gewesen.“

Meine Lüge hatte ihn ängstlich gemacht. Dann gab ich ihm eine Veränderungsmeldung zum Abschreiben, ließ ihm sogar meinen Schemel und

setzte ihn vor die Schreibmaschine. „Nun hau darauf los!“ ermunterte ich ihn. „Du hast Zeit zum Üben, ich muß noch draußen einiges erledigen.“ Mit einem freundlichen Klaps auf seine Schulter verließ ich die Schreibstube.

Als ich nach einer Stunde wieder meinen Verschlag betrat, fand ich einen völlig verzweifelten Lehrling vor. Was er dort mit einem Finger gehämert hatte, war ein mit vielen Fehlern behafteter Abklatsch des vor ihm liegenden Originals. Ich zählte die Fehler und meinte zu ihm: „Hast du aber Glück gehabt, Kurt. Wäre es wirklich schon ein Schreiben für Lauer gewesen, hättest du die Ohrwatscheln gar nicht mehr zählen können.“ „Aber“, ich versuchte ihn zu trösten, „Du wirst es noch lernen. Erst einen Finger, dann den zweiten und schließlich alle zehn, und du bist perfekt. Es wird aber so viele Tage dauern, wie du Finger hast. Was die Fehler anbetrifft, sag es, wenn du nicht weißt, wie ein Wort geschrieben wird.“ Er tat mir im Grunde leid, aber mir war in meiner gegenwärtigen Lage mein Hemd näher als die Hose.

Mir war klar, daß er es nie schaffen würde. Aber es lag mir viel daran, ihn so lange wie möglich zu halten. Dann widmete ich mich wieder meiner Arbeit. Es waren Zugänge gekommen. Sie waren diesmal nicht für die Gaskammer, sondern fürs Lager bestimmt. Ich mußte mich um ihr Mittagessen kümmern. Sie kamen fünf vor zwölf. Sechs Minuten später, und es wäre für mich schon ein Risiko gewesen, ihnen das Mittagessen zu sichern.

Schlag zwölf begann die Hungergrenze.

Inzwischen waren die schönen Maitage vergangen, von deren Wärme ich wenig verspürte, denn sie waren überschattet von Nachtfrosten der Sonderkommission. Davon merkte mein Lehrling kaum etwas, der die gespannte Atmosphäre in der Schreibstube gar nicht wahrnahm. Zugelernt hatte er kaum etwas. Kuhnke, der aus der Erfahrung des mißglückten Frührapports zu lernen hatte, zeigte gegenüber seinem „Aso-Kumpel“ ungewöhnliche Geduld. Eines Tages - ich hatte wieder einige Tage gewonnen - schi er doch die arme Aso-Kreatur so zusammen, daß sie kapitulierte und ihn bat, wieder in das Strumpfstopfer-Arbeits-Kommando zurückgehen zu dürfen ...

Kuhnke wußte, daß er mir gegenüber eine Niederlage erlitten hatte, und entzog mir schließlich den Lehrling. Unverhohlen sagte er zu mir: „Freu dich nicht zu früh. Von deinem Schemel rei ich dich doch noch herunter.“

Damit waren die Fronten sichtbar geklärt. Aber eine andere Front war auch geklärt worden. Jahnke schwenkte auf Engemanns Linie ein, der sich in Besitz des Kohlepapiers hatte setzen können, mit dem Volck die Durchschrif-

ten seines Berichtes fertigte. Engemann konnte Jahnke überzeugen, daß Kuhnke ihn mit in die politische Affäre hineinzuziehen beabsichtigte. Jahnke war geladen wie eine Sprengbombe und willig, Engemanns Vorschlag anzunehmen. „Die meisten Berichte“, so meinte er zu Jahnke, „hat Volck in seiner Schlafkoje. Man müßte da mal nachsehen.“

„Ist geritzt!“ erwiderte Jahnke, der sich seiner damaligen Einbruchserfahrungen wieder bewußt wurde. „Dem Schwein zieh ich die Fleppen aus der Kojе.“

Am anderen Tag, als Engemann Volck in ein längeres Gespräch über den Rapport verwickelte, brach Jahnke in Volcks Domizil ein und entwendete ihm alles Schriftliche. Es waren hand- und maschinengeschriebene Spitzelberichte, Namenslisten, Verdächtigungen gegen die Lagerführung, ein schriftliches Gesuch an Brandis um Sonderurlaub. „Eine Fundgrube“, wie Walter es anderntags zu mir sagte.

Zu Jahnke aber meinte er: „Bring das Zeug zum Lagerführer Kolb, wenn du nicht mit in den Sog der Untersuchungen hineingeraten willst. Und mach das sofort.“

Jahnke meldete sich noch am selben Tag dringend zum I. Lagerführer. Die Blockführerstube telefonierte erst nach oben. Kolb war erstaunt. Sollte er ihn anhören, der ihm den Zugang zum Strafblock bisher verwehrt? Der muß was wissen, und es wäre dumm, ihn nicht heraufkommen zu lassen, dachte er.

„Bring ihn mir!“ befahl er dem anrufenden Blockführer. Als Jahnke vor ihm stand, fragte er ihn: „Was willst du, Zerberus?“ Seine Stimme klang unfreundlich.

„Herr I. Lagerführer! Diese Papiere hat der 2. Lagerälteste Volck verloren.“ Jahnke grinste und legte sie auf Geheiß dem Lagerführer auf seinen Schreibtisch.

Kolbs Gesicht verfärbte sich, als er ein Blatt nach dem anderen ansah - Engemann hatte das Kohlepapier nebst einer Abschrift beigefügt-. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, blickte dann auf und sah Jahnke, den er der interessanten Lektüre wegen vergessen hatte, und sagte: „Du kannst gehen. Aber schweig über die Dinge hier“ - er klatschte mit der Hand auf die Papiere - „und sag auch Cornelius und Brandis nichts. Du weißt, mehreren Herren kann man nicht dienen.“

Als Jahnke wieder auf seinem Block war, kratzte er sich am Kopf. Er war sich nicht mehr sicher, ob Engemanns Ratschlag für ihn gut war. Doch dann gewann die Wut über seine Widersacher erneut Gewalt über ihn.

Volck, der erst nach einigen Tagen den Verlust seiner Unterlagen entdeckte, lief wie versengt herum, ehe er sich Kuhnke offenbarte. Aber Kuhnke hatte gegenwärtig seine eigenen Sorgen, weil ihn Brandis wegen seiner Eigenmächtigkeit gehörig abgekanzelt hatte und ihn wissen ließ, daß er unter Umständen auch auf ihn verzichten könnte. Dazu kam, daß er den Bericht nur Ostmann hatte übergeben können und Brandis von ihm noch keine Kenntnis haben konnte. Er war zu seiner großen Firma in der Prinz-Albrecht-Straße, die schon einem Trümmerhaufen glich, befohlen worden, und anschließend hatte er zwei Tage Urlaub, da das Berliner Haus, in dem er sonst wohnte, durch eine Bombe zum Teil zerstört wurde.

Kuhnkes andere Schwierigkeit lag darin, daß er für mich noch keinen neuen Mann finden konnte und Brandis auf mich wartete.

Inzwischen kam der Juni, und ich war noch immer ohne einen Lehrling. Zwar war meine Hilfe für die Körperschwachen nicht mehr so effektiv. Und manchen Tag konnte ich gar nichts tun, so daß auch mein Patenkind oftmals auf die zweite Kuhle verzichten mußte. Das tat weh. Ich stand so sehr unter der Bewachung meiner drei Lagerältesten und Walter riet mir deswegen: „Tritt kürzer!“ Um diese Zeit war man bemüht, den Block 58 freizumachen, die Insassen auf andere Blöcke zu verlegen. Am anderen Tag trennte Arbeitseinsatzführer Rehn die zwei hintersten Reihen des Baukommandos während des Ausmarsches ab und dirigierte sie zum Block 58. Unter Leitung eines Blockführers mußten sie rings um den Block einen Maschenzaun ziehen, um ihn von den übrigen Blocks zu isolieren.

Was sollte da hineinkommen? Ich wollte mir bei Walter Gewißheit holen, doch er wußte auch nichts. Nur die Lagerältesten, die grinsend herumliefen, wußten es, so daß ich mir daraus einen Reim machen konnte. Schließlich war auch Gewißheit da. Der Block 58 wurde zum Sondergefängnis für die bisher Verhafteten. Schwerbel, ein Homo, der den rosaroten Winkel trug, wurde von Kuhnke als Blockältester eingesetzt. Als „Abartiger“ versuchte er, sich die Aktie zum Überleben zu sichern, während seine Leidensgenossen im Hafenbecken des Klinkerwerkes ihr Leben lassen mußten.

Das merkten die ersten Zugänge, die aus dem Strafblock und vom Klinkerwerk kamen und deren Vernehmungen wohl abgeschlossen waren. Nur

Ludwig aus der 48 drückte noch der Sandsack auf dem Tornister der Schuhläufer. Ich sah, wie es ihm immer schwerer wurde, durchzuhalten. Schlimm war es für mich, ihm helfen zu wollen und nicht helfen zu können. Es quälte mich sehr.

Und dieser Block ist auch für mich freigemacht worden. Wie lange werde ich noch mein Verbleiben in der Schreibstube hinauszögern können? Wann werde ich vor Brandis stehen? Was wird er mit mir machen wollen? Ich konnte Scheil nicht vergessen, der urplötzlich aus der Schreibstube gezerzt wurde. Jetzt liegt er im Krankenzimmer in einem Wasserbad mit völlig zerschlagenem Körper. Die Kalfaktoren aus dem Krematorium hatten ihn nach der Vernehmung dorthin schleppen müssen. Er war nicht imstande, selbst zu laufen. Ich froh.

Wer da alles den Gang nach Canossa gegangen war, wußte ich nicht. Ich konnte nur vermuten. Wer die Station „Z“ ohne Prügel verlassen hat, mußte der Gestapo wohl gefällige Aussagen gemacht haben. Etwas anderes ließ mich hoffen, daß der Geist über den Körper gesiegt haben mußte, denn es kam eine lange Pause, in der weitere Verhaftungen ausblieben.

Dann hatte ich auf einmal zwei Lehrlinge. Wie es Kuhnke fertiggebracht hatte, Rehn diese beiden abzutrotzen, wird mir wohl ein Rätsel bleiben. Zwei Bver, nicht alle von ihnen waren miese Gestalten. Doch bald hatte ich es heraus, sie waren es. Erst wußte ich nicht, wie ich mich ihnen gegenüber verhalten sollte. Dann fand ich den richtigen Ton, nicht zu ihrem Herzen, aber zu ihrer Habsucht. Ich versuchte sie abzutasten. Ich wollte wissen, was sich in ihren Köpfen bewegte? Worin eigentlich der Unterschied zwischen ihnen und mir bestand? Die Winkel konnten es allein nicht aussagen. Jeder von uns wollte überleben. Aber um welchen Preis? Hier unterschieden wir uns. Sie waren Individualisten, ich ein Gemeinschaftsmensch. Sie dachten zuerst an sich, und ich dachte aus meiner politischen Einstellung heraus erst an die anderen. Aber ich wurde mit meiner Selbstbeweiheung nicht ganz froh und einig.

Ich ging zu Engemann. Er sagte mir nur einen Satz: „Würdest du Heinz Bartschs Leben und Handeln mit dem von denen gleichsetzen wollen? Und unseres mit ihrem?“

Für Bartsch würde ich einstehen, sollte jemals eine Bürgschaft für ihn notwendig sein, ich gäbe sie ihm bedenkenlos. Aber für die neben mir Stehenden wohl kaum. Schon bei ihrer Einweisung durch Kuhnke offenbarten sie ihr gleiches Wesen.

Sie ängstlich zu machen, wie ich es mit meinem ersten Lehrling gemacht hatte, würde bei ihnen nicht ziehen, dazu waren sie zu ausgebufft. Ihnen aber gleichzeitig zu sagen, daß hier nichts zu organisieren ist, wäre auch nicht klug. Sie würden es nicht glauben. Aber ich hatte einen Einfall, der mir ganz plötzlich kam. Ich werde einen von ihnen bevorzugen. Das wird Rivalität erzeugen, und sie werden dann mehr mit sich zu tun haben als mit mir. Ich fing sogleich damit an. „Ich weiß nicht, was sich der Lagerälteste gedacht hat, mir zwei zu geben. Hier wird nur einer satt.“ Ich schüttelte den Kopf, ließ aber noch keinen an den Verpflegungsrapport heran. Vorerst mußten sie wie Kurt zuvor sich mit ihrer Sitzgelegenheit befassen. Schließlich konnten doch nicht drei auf einem Schemel sitzen. Aber als gewiefte Bver lösten sie dieses Problem noch am selben Tag, obwohl es auf ihrem Block auch nur Sitzbänke gab. Ich ließ sie als nächste Aufgabe kleine Zettel schneiden. Sie weigerten sich erst, dieses zu tun, da es nicht zu ihrer Aufgabe gehöre. Ich sagte dann zu dem einen, der sich Anton nannte: „Na, dann komm mal mit!“ Ich zog ihn am Ärmel und führte ihn zu dem Regal, in dem jeder Block sein Fach besaß. „Nun hol mal den Zettel aus dem Block 4 heraus.“ Anton griff hinein. „Und was steht auf dem Zettel, den du in der Hand hast?“

Anton las ihn mir vor: „Block 4 bringt seine zuviel erhaltene Brot- und Fettportion nach Block 63.“

„Siehst du“, sagte ich ironisch, „das gehört auch zu deiner Aufgabe. Mach das deinem Kumpel klar.“ Dann gingen wir wieder zurück.

„Was habt ihr da gemacht?“ fragte der andere mißtrauisch seinen Komplizen.

„Daß wir doch die Zettel schneiden müssen.“

„Und das war alles?“ fragte er mißtrauisch.

„Ja, das war alles“, erwiderte Anton. Er fühlte, daß ich ihn bevorzugen wollte.

Dann setzte er sich an den Tisch, um die Zettel zu schneiden. Widerwillig setzte sich sein Kumpan neben ihn.

Ich wußte nicht, warum ich Anton an das vierte Fach herangeführt hatte. Sicherlich war es auch nicht klug, es getan zu haben. Dort waren Norweger. Sie bekamen jetzt vom Internationalen Roten Kreuz Lebensmittelpakete. Hier deponierte ich im Einverständnis mit dem Blockältesten manch überschüssige Kuhle, die ich nicht sofort unterzubringen vermochte. Davon brauchte auch Anton nichts zu wissen ...

Wir hatten die Hoffnung schon aufgegeben, daß Lagerführer Kolb gewillt war, aus den ihm zugespielten Unterlagen, das Trumpf-As gegen Brandis auszuspielen. Doch plötzlich schrillte das Telefon. Als Engemann den Hörer abnahm und meldete: „Häftlingschreibstube ...!“ wurde das Weitere von Kolbs Stimme übertönt. „Sofort Volck ans Tor!“

Volck aber war nicht in der Schreibstube. Der Läufer erwischte ihn in seinem Block, wo er geruhte, den Arbeitstag mit einem Schläfchen zu würzen, aber durch den Läufer die bittere Nachricht empfing, daß er ans Tor mußte.

Mit zwiespältigem Gefühl eilte er über den Appellplatz zum Tor. Kolb hätte ihn sofort zu sich rufen können. Aber ihm lag noch der Bericht im Magen, und es machte ihm Spaß, Volck vor der Blockführerstube bei 30 Grad im Schatten von der glühenden Sonne braten zu lassen. Erst nach dem Abendappell befahl er ihn zu sich herauf. Pistolen-Schubert war eingeweiht über das anrollende Schicksal des 2. Lagerältesten. Er stieß und buffte ihn die steile Treppe hinauf bis in Kolbs Arbeitszimmer hinein.

Kolb besah sich Volck wie es schien mit genüßlicher Miene, stand dann auf und gab ihm mehrere Fausthiebe ins Gesicht, ehe er ihm den Befehl gab: „Ab sofort gehst du auf deinen Block und verläßt ihn nur auf meinen Befehl, verstanden!“

Volck hatte verstanden. Ihm schoß eine heiße Welle ins Gesicht. Er hat meine Unterlagen, konnte er noch denken und wußte, daß es keiner Erläuterung mehr bedurfte und es Kolb auch nicht notwendig hielt, sie ihm zu geben. Mit gesenktem Kopf ging Volck ins Russenlager zurück, ohne noch die Schreibstube zu betreten. Was auf ihn zukommen würde, konnte er sich ausrechnen. Er verfluchte seinen Leichtsin, sich nach alter Bürokratenweise eine Ablage angelegt zu haben. An Brandis kam er nicht heran. Da war Funkstille angesagt.

Es hatte also geklappt. In der Schreibstube konnte die Genugtuung schlecht verborgen werden. Engemann aber dachte: Warum nicht auch die beiden anderen? Jedenfalls war es ein Erfolg. Es erfreute ihn diebisch, Kuhnke mitzuteilen, daß Volck auf Befehl des Lagerführers Kolb den Russenblock nicht verlassen darf.

Kuhnke verbarg seinen Schreck. Es war seine zweite Niederlage. Obwohl er Näheres von Volck erfahren hätte, hielt er es nicht für gut, ihn im Russenblock zu besuchen. Volck war für ihn verloren, er konnte seiner Sache

nicht mehr nutzen. Nicht eine Sekunde lang empfand er Mitleid mit ihm. Es ging ihm um seine Belange, die er mit allen Mitteln ausfechten würde.

Ohne daß es uns sichtbar geworden war, hatte es eine erneute Auseinandersetzung zwischen Kolb und Brandis gegeben. Kolb konnte ihm an Hand der Unterlagen beweisen, daß Kuhnke, Volck und Beier ihm, Brandis, verlogene Berichte über die Umtriebe der Kommunisten untergejubelt hatten. „Sie aufzudecken, Kriminalrat, haben Sie auch meine Unterstützung. Aber der Lagerführung Motive unterzuschieben, liegt doch nicht in Ihrem Interesse. Wir wollen doch beide dasselbe. Ich verlange die sofortige Ablösung des Häftlings Volck.“

Brandis konnte zum ersten Male nicht dagegenhalten. Würde er nicht nachgeben, könnte ihm der Vorwurf gemacht werden, einen Kampf gegen die Lagerführung geführt zu haben. Er opferte Volck, um Kuhnke zu halten, und gab Kolb freie Hand, nach seinem Ermessen über Volck zu verfügen. Er grübelte nur, wie Kolb zu solch umfassendem Material seiner V-Männer gekommen war.

Ihn zu fragen, hielt er nicht für ratsam. Am besten den Mantel des Schweigens darüber legen, ehe seine Firma in Berlin etwas davon erfährt. So schluckte er Kolbs Triumph wie eine bittere Pille herunter.

Es dauerte nicht lange, dann ging Volck auf Transport. In Buchenwald ging er erst gar nicht durch die Lagerkartei. Er wurde erschossen. Das erfahren wir später von Überstellungen aus Buchenwald. Auch Böhm, der geschwätzige Rapportführer, ließ durchblicken, daß es nie gut sei, gegen den Stachel der Lagerführung zu löcken.

Die Allianz Engemann-Jahnke war nur eine vorübergehende Episode gewesen. Sie endete mit Volcks Verschickung.



Es war mein Schicksal, mich mit zwei Lehrlingen herumzuschlagen. Ich jagte sie von einem Block in den anderen, um Zahlen zu holen, die ich längst auf meinen Formularen festgehalten hatte, um weitere Zeit herauszuschlagen. Ließ sie abwechselnd auf der Schreibmaschine hämmern, bis sie einen leidlichen Schrieb zustande brachten. Ich verhehlte ihnen aber nicht, was ihrem Vorgänger den Schweiß aus den Poren trieb. „Der Wirtschaftsoffizier Lauer hat einen Schreibfehlertick“, erklärte ich ihnen. „Achtet darauf, daß ihr keine

macht.“ Ich lobte Anton, daß er fast fehlerfrei geschrieben hatte. „Bei dir“, ich sprach den anderen an, „fehlt noch das gewisse Etwas. Du mußt noch üben.“

Der Juli hatte sich fast unbemerkt eingeschlichen, und Kuhnke drängte die beiden, sich mir gegenüber bald selbständig zu machen. Er brauchte für sein angeschlagenes Image ein Erfolgserlebnis. Das konnte er nur haben, wenn es ihm gelang, mich entbehrlich zu machen. Um die Sache für mich zu entschärfen, mußte ich eine neue Taktik entwickeln. Ich schob ihnen aus dem Brotbereich der Toten einige Kuhlen zu. Aber immer nur eine, und jedesmal gab ich sie Anton. Er sollte sie mit seinem Kumpel teilen, dem es längst auffiel, daß ich Anton bevorzugte. Drei Tage machte ich es, dann bekamen sie nichts mehr. Sie sollten selber darauf kommen, daß hier nur einer profitieren kann. Ich kam mir selber schlecht vor, registrierte aber mit innerer Genugtuung, wie ihre Rivalität immer sichtbarer wurde. Ich wartete nur noch einige Tage, dann hielt ich Anton eine Veränderungsmeldung vor die Nase. „Bring sie zum Küchenchef. Ich glaube, da fällt etwas für dich ab“, sagte ich zu ihm.

„Warum nur immer Anton?“ Wütend sagte es der andere, der sich Franz nannte, und grapschte nach dem Zettel.

Ich zog ihn wieder zurück. „Nur einer“, sagte ich und wollte ihn nochmals Anton geben, da riß mir Franz den Zettel aus der Hand. Im Nu war ein Handgemenge im Gange. Sie schlugen sich und warfen mir schließlich den Tisch um, die alte klapprige Schreibmaschine polterte zu Boden und hatte ihre Schreibfähigkeit eingebüßt, denn ihr Schlitten hatte sich selbständig gemacht. Das störte die Kampfahne nicht. Der dabei entstandene Lärm lockte Lagerführer Kolb heran, der auf dem Wege zur Gärtnerei war und deswegen an der Schreibstube vorbei mußte. Neugierig blieb er stehen, horchte und stürzte dann in die Schreibstube hinein.

Bald hatte er die Urheber des Lärms erblickt. Sein Raufbold-Charakter brach sofort durch, und seine Bauernfäuste beendeten den Streit der beiden. Ich hatte mich zuvor mit einem Sprung über die Barriere in Sicherheit gebracht.

Kolb fragte nicht nach der Ursache des Streites, faßte die beiden am Genick und stieß sie aus der Schreibstube, die gerade Kuhnke betreten wollte. „Das paßt sich gut“, meinte er im grimmigen Zorn zu ihm. „Bring die Stinktiere in den Strafblock und sofort!“

Kuhnke, der einen unerlaubten Eingriff des Lagerführers in die Belange der Sonderkommission vermutete, wollte sich erst weigern, dann besann er

sich und stieß ebenso wütend die beiden in Richtung des Strafblocks, wo er sie nach wenigen Minuten Jahnke übergab, der im Glauben, daß es Brandis' Delinquenten seien, standesgemäß empfing.

Ich selber war überrascht von der schnellen Ablösung meiner Ablöser. Mit innerem Schmunzeln sammelte ich die verstreuten Formulare auf, stellte den Tisch wieder auf seine vier Beine und hob die Schreibmaschine auf. Ich sah sofort, die Maschine hatte ihren Dienst quittiert. Während dieser Feststellung stand plötzlich Kuhnke vor mir.

„Was war hier los?“ wollte er wissen.

Ich grinste und antwortete: „Die beiden haben ohne die Erlaubnis des Lagerführers einen Tanz aufgeführt. Dabei haben sie mir hier alles durcheinander gewirbelt und die Schreibmaschine gebrauchsunfähig gemacht.“

„Und warum?“

Ich sah nicht ein, ihm die Beweggründe zu sagen, meinte nur: „Da ist es besser, du fragst den Lagerführer.“

Kuhnke spürte, daß er aus mir nichts herausbekommen würde. Einen giftigen Blick auf mich werfend, wandte er sich ab und wollte gehen. Ich aber sagte: „Die Schreibmaschine ist im Eimer. Ich brauche eine andere. Würde man mich fragen, warum, würde eine böse Sache aufgerollt werden. Den beiden - ich wollte es nicht - könnte man Sabotage anhängen. Du weißt doch, was das hier zu bedeuten hat?“

Kuhnke stieg das Blut in den Kopf. Er wollte nicht, daß sein erneutes Fiasko auf Brandis' Tisch landen könnte. Nach einem Zögern sagte er: „Dann nimm dir meine und stell deine mir auf den Tisch.“

So wurde mir der Transport von einer Ecke der Schreibstube zur anderen eine Demonstration meines Sieges, der von dem beifälligen Augenzwinkern meiner Freunde begleitet war.

Ich hatte wieder Luft. Es würde wohl etwas dauern, ehe mir Kuhnke einen neuen Lehrling bringen wird. Er wird seine Auswahl jetzt vorsichtiger treffen. Eine weitere Panne wird er sich wohl nicht mehr leisten können. Auf einmal kam mir der tollkühne Gedanke, daß die Sonderkommission auch einmal müde werden und auf mich verzichten könnte. Mein aufreibender Kampf hatte mich auch müde und ängstlich gemacht. Würde ich durchhalten?

Ich sah mich selbst als ein Rätsel. Doch die Gestapo wird nicht auf halbem Wege stehenbleiben wollen. Sie wird ihren Rachen aufreißen, um mich zu verschlingen.

Verhaftungen setzten wieder ein. Aus der Schreibstube wurden der Luxemburger Gregoriere und der Norweger Johannsen dem Strafblock 58 zugeführt, nachdem man sie vernommen hatte. Sie werden dort dem Hungertod näher sein als dem Leben.

Es dauerte nur eine Woche, und mein neuer Ablöser stand mir gegenüber. Gewarnt von den Mißgeschicken seiner Kumpanen aus der schwarzgrünen Gilde - das Rot war mit Volck gelöscht worden - verzichtete Kuhnke auf seinen Stand und hatte mir einen Rotwinkel herangeschleppt. Er war ein Widerstandskämpfer auf seine Art. Als Astrologe hatte er hohen Nazis himmlischen Ausschuß geliefert. In Sachsenhausen sollte er die Möglichkeit bekommen, die Gestirne besser zu befragen. Er sprach nur andeutungsweise über seine astrologische Panne. Doch ehe ich mich ihm widmen konnte, trat ein anderes Ereignis ein, das mir eine weitere Galgenfrist schenkte, das Attentat auf Hitler. Es hielt uns alle in Spannung. Daß es mißglückt war, stellte man an dem tagelangen Schießen in der Station „Z“ fest. Auch Brandis hatte eine vorübergehende Pause einlegen müssen. Das Hauptquartier verlangte ihn, um eigene Reihen zu säubern, die dann als „Gäste“ des Industriebhofes für genügend Qualm des Krematoriums sorgen sollten.

Dann schleppte man wenige Tage nach dem Attentat hunderte ehemalige Partei- und Staatsfunktionäre der verblichenen Weimarer Republik als Vorbeugungshäftlinge ins Lager. Erneut mußte ein Block geräumt werden, damit die Ankömmlinge ein „würdiges Heim“ vorfinden sollten. Da sie vor zwölf kamen, mußte ich ihnen das Mittagessen sichern. Dazu mußte ich in ihren Block. Als ich ihn betrat, kam mir von ihnen einer entgegen, der Rotz und Blasen weinte.

„Warum hat man mich hierher gebracht? Ich hab doch nichts getan“, jammerte er.

„Eben deswegen bist du hier“, erwiderte ich nicht gerade freundlich und ließ den Jämmerling stehen. Ob er mich verstanden hat? Ich bezweifelte es. Ich fand aber auch andere im Block, die wußten, warum sie hier waren. Ich versuchte ein Gespräch mit ihnen, doch man blieb mir gegenüber verschlossen. Es waren Genossen, ich fühlte es, die sich nicht zu erkennen gaben, ehe sie nicht wußten, wer ich war.

Dann kam noch einer. Er gehörte dem unmittelbaren Kreis um Stauffenberg an und wurde sofort in den Krankenbau gebracht. Hardenberg hieß er, also von hohem Adel. Er wollte sich das Leben nehmen, um dem

Fleisnerschen Fleischer-Haken zu entgehen. Doch er war ein schlechter Schütze. Nun wartete die Gestapo auf seine Gesundung, um ihn doch noch dem Fleischer-Haken zu überantworten. Häftlingsärzte waren es, die ihn vorsorglich pflegten.

Doch sie besaßen eine andere Auffassung, als der SS-Arzt, der hin und wieder an sein Krankenbett kam. Er fand ihn dann immer noch als nicht transportfähig vor, und, was unwahrscheinlich klingt, die Gestapo hatte ihn aufgegeben, weil er für sie schon ein Toter war. Sie vergaßen ihn dank der Hilfe der kommunistischen Häftlinge im Krankenbau, er verblieb im Lager, versehen mit einer Häftlingsnummer.

Im nachhinein dachte ich: Deutsche Generale waren in der Vorbereitung des Krieges wahrlich Riesen gewesen, ihn zu beenden, nur Zwerge geblieben.



Ich hatte nie nach dem Namen des Astrologen gefragt. Er war ein verworrener, aber anständiger Kerl. Ihn konnte ich nicht so angehen, wie ich es mit seinen Vorgängern getan hatte. Ihm offenbarte ich die ganze Wahrheit. „Wenn du den Verpflegungs-Rapport beherrschst, werde ich wohl bald ein toter Mann sein. „

Ich zeigte auf Kuhnke: „Der will es so.“

Der Astrologe erschrak. „Dann mach' ich ihn nicht!“

Anständig, dachte ich. Aber ich wollte ihm gegenüber nicht weniger anständig bleiben. „Wenn du dich weigerst“, erwiderte ich, „kannst auch du ein toter Mann sein. Das alles wird hier wie üblich als Sabotage abgehandelt, und danach kommt meist der Strick.“ Ich hätte ihm auch sagen können: „Stell dich dumm, vielleicht rettest du mir das Leben,“ doch ich sagte es nicht. Die Flamme des Widerstands in mir hatte an Kraft verloren.

Ich erkannte sehr schnell, daß der Astrologe außer seinen Sternen nicht sehr erdverbunden war, ihm schien jede Eigenschaft zu fehlen, sich in dem robusten Klima des Lagers zurechtzufinden. Er wird es schwer haben, die blutige Zeit zu überstehen. Die Nachwehen des 20. Juli ließen auch Kuhnke nicht die gewünschte Zeit, sich um seinen Protegé zu kümmern. Um mich brauchte er es nicht. Wie Brandis, so hatte auch er mich, zwar noch ohne

Ablösung und Vernehmung. Aber beide hatten ihren Astrologen auch noch nicht. Es stellte sich heraus, daß er viel schwerer anlernbar war als alle seine Vorgänger. Er war klug, doch von meiner Offenheit so geschockt, daß ihn die Vorstellung quälte, er könne an meinem Schicksal mit Schuld haben. Das bewegte ihn wahrscheinlich so sehr, daß meine Einweisung in die Materie des Rapports bei ihm nicht ankam. Es verging eine Woche, und immer, wenn er neben mir saß, verspürte ich sein inneres Zittern. Und es wurde stärker, als Brandis seine Untersuchungen wieder aufnahm und Ernst Hartung, Engemanns Vize, in den Block 58 gebracht wurde.

Meine innere Krise wurde vorerst eingedämmt durch einen einmaligen Triumph, den ich in meinem Lagerleben verzeichnen konnte, und von dem kaum jemand Kenntnis nahm noch nehmen brauchte, als meine Tatgenossen. So massenhaft wie die aus Präventivgründen hierhergekommenen ehemaligen Politiker, so massenhaft wurden sie außer den Altkommunisten wieder entlassen. Ich konnte die meisten von ihnen bewegen, auf ihre Brotrationen zu verzichten, die dann von den Pflegern des Krankenbaus eingesammelt wurden. Das war die größte Brotschlacht, die ich auf legalem Wege je gewonnen hatte.

Mit der Aktivität der Sonderkommission wurde auch Kuhnke wieder aktiv. Jetzt widmete er sich über den Astrologen ganz meiner Person und entwickelte eine teuflische Taktik. Täglich erschien er jetzt vor dem Verschlag, hinter dem mein Astrologe und ich saßen, stützte seine Arme auf die Barriere und verwendete viel Zeit zum Zuschauen. Schließlich fragte er: „Na, Astrologe! Wie ich sehe, hast du es bald geschafft und kannst danach deinen Lehrmeister auf dem Appellplatz bewundern, wie er mit einem Strick um den Hals am Galgen hängen wird.“ Dabei funkelten seine Augen mich boshaft an, und er übersah, wie der Astrologe zu zittern begann.

Ich wollte mich an Kuhnkes variantenreiche Fragestellung gewöhnen, mich hart machen, aber es gelang mir nicht. Statt dessen steigerte ich mich in eine Wut hinein und hätte ihn erwürgen können. Aber ich verspürte in mir immer mehr die nervliche Belastung. Als Kuhnke erneut eine seiner zynischen Bemerkungen machte, explodierte mein Nervenkostüm, und ich schrie in einer Art Hysterie nicht Kuhnke, sondern meinen Astrologen an: „Natürlich kannst du den Rapport machen! Sag es doch dem Scheißkerl von Lagerältesten!“

Als mich der Astrologe mit waidwunden Augen ansah, schrie ich erneut: „Du kannst es! Du kannst es! Und ich will es nicht mehr!“

Wie ausgepumpt setzte ich mich und hüllte mich in Schweigen. Ich hatte mir mein eigenes Urteil gesprochen. Sah wohl, wie Engemann und die anderen erschreckt und dann, wie ich annahm, auch strafend auf mich schauten. Doch der Stein war ins Rollen geraten, und niemand konnte ihn mehr aufhalten. Was ich im Augenblick nicht wahrnahm, blieb mein Verstoß gegen den Beschluß zu versuchen, meine Funktion mit allen Mitteln zu halten. Aber ich war auch nur ein Mensch mit seinen Stärken und Schwächen. Nun hatte die Schwäche gesiegt.

Alles ging dann seinen Gang. Kuhnke grinste breit, klopfte über die Barriere hinweg dem Astrologen auf die Schultern und sagte aufmunternd zu ihm: „Du wirst es auch ohne den Zwerg schaffen.“

Kuhnke verließ unter den beifälligen Blicken des 3. Lagerältesten Beier die Schreibstube und meldete sich über Kolb beim Kriminalrat Brandis an. Am Telefon sagte Brandis: „Warten Sie unten in der Blockführerstube. Ich lasse Sie sofort abholen.“

Eine Stunde später, wie bei einem Schnellverfahren, wurde ich zum Lagerführer Kolb befohlen. Ich verabschiedete mich mit einem langen Blick von meinen Kumpeln. Fast zwei Jahre hatte ich mit den meisten von ihnen zusammengearbeitet, und ich hatte mich wohl in ihrer Gemeinschaft gefühlt. Die Ängste mit ihnen getragen und gemeinsam die Freude, wenn wir der Lagerführung ein Schnippchen hatten schlagen können. Nun war alles für mich aus, und doch konnte ich mit Genugtuung registrieren, daß in der Zeit meiner „Amtshaltung“ Legionen an Brotportionen in die Mäuler der Körperschwachen gelangen konnten. Also war nichts umsonst gewesen.

Nun, auf dem Wege zum Lagerführer überwog die wehmütige Stimmung des Abschieds in mir. Doch ich hatte mich wieder gefaßt und sah der Realität ruhig ins Auge. Ich wunderte mich nur, daß ich nicht sofort von Kuhnke, der längst von der Audienz bei Brandis zurückgekehrt war, zum Block 58 gebracht wurde. Seltsam, allein sollte ich gehen, ohne eine Begleitung, der, auf den die Gestapo wochenlang schon wartete, um ihn endlich zu haben. Kolb hatte um mich gekämpft, und Brandis wollte ihm sicherlich nur beweisen, daß er gesiegt hatte. Kolb sollte dies spüren. Hier gab die Gestapo den erhaltenen Schlag von der Lagerführung einfach zurück.

Wer würde wohl nach mir in den Block 58 müssen? Engemann? Just? Müller? Walter war mir immer ein guter Berater gewesen. Zu den anderen waren die Kontakte weniger intensiv. Es hing mit ihrer Tätigkeit zusammen

und der uns auferlegten Konspiration. Trotzdem, ich werde nicht allein sein. Ich gehe von guten Menschen und komme zu guten Menschen.

Ich war nicht böse auf meinen Sternenkieker, der mehr auf mein hysterisches Drängen als auf Kuhnkes Fragen schließlich doch sein „Ja“ gesagt hatte. Ich gab meinem Abschied eine zuversichtliche Geste, als ich am Schreibtubenausgang meine Hand hob und ihnen „Macht es gut, Kameraden!“ zurief. Dann ging ich über den Appellplatz im Schrittempo, ohne daß die Blockführerstube meine Subordination beachten wollte.

Unten erwartete mich wie auf Bestellung der bucklige Hempel, der mich zu Kolb brachte. Als ich vor ihm stand, machte er ein enttäuschtes Gesicht. „Ach, du bist es!“ sagte er nur.

Er mußte sich wohl der beiden Ohrfeigen erinnert haben, die er mir wegen des aus der Art geschlagenen Telefongesprächs gegeben hatte.

Vielleicht hatte er sich mich ganz anders vorgestellt und fühlte sich von Engemann hintergangen. So was Unterentwickeltes kann doch nicht unentbehrlich gewesen sein. Möglicherweise dachte er auch etwas anderes, als er nur den einen Satz sagte und mich lange anschaute und dachte: Der Kleine hat sich bravourös auch für mich geschlagen. Komplizenschaft? Nein! Das war sie nicht. Ich war ihm nur Objekt seiner eigenen Ängste gewesen, mehr nicht. Er klingelte seinen Schreiber Hempel heran und gab ihm den Befehl, mich in den Block 58 zu bringen. Daß es Astewitsch war und nicht Kuhnke, empfand ich wie eine Erleichterung.



Unterscharführer Hempel, wegen seines Buckels selbst von seinen SS-Kumpanen nicht rasserein empfunden, verspritzte seinen Galleninhalte deswegen bei jeder Gelegenheit, kam er mit Häftlingen zusammen. Er glaubte immer auf ihren ausgemergelten Gesichtern ein spöttisches Lächeln zu entdecken, das seine körperliche Verunstaltung betraf. Ich machte mich darauf gefaßt, daß er mich mit Schlägen und mit Tritten zum Block 58 jagen würde. Eine lange Strecke bis dorthin, und es konnte passieren, daß man gar nicht dort ankam.

Erstaunlicherweise schlug und trat mich Astewitsch nicht.

Er versuchte sogar, ein Gespräch mit mir zu führen, das aber an meiner Schweigsamkeit scheiterte. Sicherlich war Astewitsch-Hempel ebenso in der Abneigung gegen die Sonderkommission eingeschworen wie die Lagerfüh-

rung, zu der er sich als Schreiber zählte, die einfach nicht ihre Entmachtung verdauen konnte.

Wir waren am Tor angelangt, ein viereckiges Balkensystem mit Stacheldraht bespannt, verschlossen mit einem Schloß und bewacht von zwei aus Schwerbels Schlägermannschaft.

Was Astewitsch-Hempel an mir nicht tat, versuchte Schwerbel zu tun. „Den Vorgriff an mir, den wird dir Brandis noch übelnehmen. Er will mich unlädiert vernehmen“, klärte ich ihn auf, und in der Tat ließ er die schon erhobene Hand fallen. Dafür versuchte es der angeheuerte Stubendienst, der mich in den Schlafsaal des B-Flügels stieß und mir boshafterweise den obersten Bettverschlag zuwies, obwohl die unteren noch unbelegt waren. Diese grüne Gesellschaft verriet nichts Gutes. Wichtig war gegenwärtig für mich, daß ich wieder unter meinesgleichen war. Die an den Tischen im Tagesraum saßen, plinkerten mir zu. Erst als der Stubendienst sich entfernt hatte, kamen sie auf mich zu, begrüßten mich aber leise, immer den Blick auf die Außentür gerichtet. Das Sprechen schien hier unter Verbot zu stehen. Seltsamerweise antwortete ich ebenso leise. Was ging in uns vor? Daß wir in die Fänge der Gestapo geraten waren, das wußten wir. Aber sollten wir uns auch noch in die Fänge dieser kriminellen Schlägertypen begeben? Es war nicht mein Verdienst, daß dann doch laut gesprochen wurde und wer damit angefangen hatte, seiner Stimme den natürlichen Klang zu geben. Wir waren schließlich mehr als das halbe Dutzend Bver. Der Versuch, uns weiter das Schweigen aufzuzwingen, scheiterte an unserer Phalanx. Ich war aus dem oberen Bettverschlag in den unteren gezogen, ohne Widerspruch des Stubendienstes. Unser Recht hatte sich hier durchgesetzt, während die im A-Flügel von vorneherein sich das Sprechen nicht verbieten ließen.

Ich suchte Ernst Hartung, fand ihn aber nicht. Er lag im A-Flügel. Nur zweimal am Tag durften wir in den Waschraum und auf die Toilette. Immer war dann der eine oder andere Tagesraum abgeschlossen. Das Essen empfangen wir vor dem Block. Wir waren auf halbe Ration gesetzt. So konnte ich Ernst Hartung nicht sprechen. Ich wollte von ihm erfahren, was Brandis ihn gefragt hatte. So mußte ich versuchen, die Auskunft mir im eigenen Flügel zu holen. Doch es gab kein einheitliches Bild für mich. Einige erzählten mir ihre Begegnung mit Brandis. Andere schwiegen sich aus. Sie standen noch wie unter einem Schock, oder sie schwiegen sich, eingeschüchtert, mir gegenüber

aus. Vielleicht hat mancher mehr ausgesagt, als er wollte, und litt jetzt unter Gewissensbissen.

Mehrere wiesen mich ab. Sie waren erst von Brandis' Gehilfen zusammengeschlagen und fanden sich noch nicht zurecht. Ich ließ sie in Ruhe, doch ihr Schweigen machte mich betroffen.

Da ich annahm, daß Kriminalrat Brandis brennend meine Gegenwart wünschte, überließ ich mich in der ersten Nacht ganz der Frage: Wie verhalte ich mich während der Vernehmung? Welche Taktik habe ich einzuschlagen? Deshalb fand mich der Morgen nicht ausgeschlafen vor, als ich zur gewohnten Zeit vor den Block treten mußte, um, wie üblich, ohne diesmal kommandiert zu sein, gezählt zu werden. Es war kein Blockführer zu sehen, dessen Aufgabe es war, festzustellen, wieviel wir waren. Hier war Schwerbel Blockältester wie auch Blockführer in ein und derselben Person, der vorn am Tor dem Rapportführer sein Zählergebnis zu melden hatte. Rapportführer Böhm verzog dann immer sauer sein Gesicht.

Es war für mich was Einmaliges im Lager, daß ein Homo solche Machtbefugnisse besaß, der das SS-Reglement auf den Kopf zu stellen vermochte, während seine Artgenossen auf Klinker zugrunde gingen. Ich besaß weder in der Freiheit noch im Lager eine Verbindung zu ihnen, und sie wurden nie in Gruppen dem Lager überstellt. Sie kamen einzeln, oder sie wurden sofort zum Klinkerwerk gebracht, und ihr Leben zählte nur nach Stunden.

Ich glaube, ihre Ausrottung hatte, jedenfalls in den ersten Jahren nach der Machtergreifung, nicht die Ursache in ihrer Abart. Sie hatte auch einen politischen Hintergrund. Nach der Röhmrevolte begann man mit der „Reinigung“ der SA. Bekanntlich wurde der Stahlhelm, dessen Führer zumeist Offiziere waren, in die SA überführt. Sie blieben der politische Fremdkörper in ihr. Ich saß in Plötzensee kurze Zeit mit dem Bruder des Reichspostministers Ohnesorge zusammen. Er war als unliebsam empfunden, aus der SA ausgestoßen worden. Als Grund wurde ihm der Paragraph 175 angehängt, und er wurde deswegen zu zwei Jahren Haft verurteilt.

Hier spielte eine Gruppe die andere aus. Schwerbel gehörte sicherlich zu keiner dieser Gruppen. Er hatte dafür eine zu hohe Häftlingsnummer und wollte sich bei der Sonderkommission nur anbiedern.

Ich war froh, daß Schwerbel von seinem Rapport noch nicht zurück war, denn jetzt sah ich meinen Schreibstubenkumpel Hartung wieder. Er stand ganz vorn. Wir lächelten uns zu, dann erkannte ich auch den luxemburgi-

schen und norwegischen Kameraden. Sie sahen sehr ramponiert aus. Aber das traf fast für jeden anderen auch zu.

Draußen auf dem Appellplatz schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Über eine Stunde war schon vergangen, und wir standen immer noch. Was war die Ursache? Sie zu erfahren blieb mir vorbehalten, denn ich ahnte wohl, was geschehen war. Als wir in den Block zurück mußten, eine weitere Stunde war vergangen, kam Schwerbel in den B-Flügel und rief nach mir. „Komm mit!“ sagte er und führte mich nach draußen. Vor dem Tor stand Astewitsch-Hempel und empfing mich mit einem wohlwollenden Grinsen, während Schwerbel einen Wisch in den Händen hielt, der wohl Brandis' Unterschrift trug, denn Schwerbel schloß das Tor auf und übergab mich Hempel. Aber warum? Es ging an den Barackenwänden entlang. Wenige Minuten später hatte ich die Lösung, denn Hempel blieb vor der Schreibstube stehen, öffnete die Tür und schob mich geradezu Walter Engemann in die Arme, während Hempel grinsend uns verließ.

„Was ist?“ fragte ich erstaunt. Es schien, als ob alle in der Schreibstube grinsen würden, als mich Walter zu meinem ehemaligen Arbeitsplatz führte. „Wo ist der Astrologe?“

„Du wirst wieder den Verpflegungsrapport machen müssen, dein Astrologe hat ihn nicht fertiggebracht. Du wirst es heute morgen gemerkt haben. Wir haben lange deswegen gestanden.“

„Und wo ist er jetzt? Ich seh ihn nicht.“

„Er liegt mit hohem Nervenfieber im Krankenbau.“

Armer Hund, dachte ich. Aber Walter ließ mir keine Zeit, weiter an ihn zu denken.

„Also an die Arbeit! Lauer braucht die Verpflegungsangaben. Und noch eines: Befehl von oben, tagsüber in der Schreibstube, am Abend wieder im Block 58.“ Obwohl mein Erscheinen ihn freute, lag eine Falte auf seiner Stirn. Er konnte mir meine Kurzschluß-Reaktion nicht verzeihen.

Die Lagerältesten waren nicht anwesend, sie konnten meinen erneuten Einzug in die Schreibstube nicht verkraften. Während ich wieder vor meinem Tisch saß, Walter noch nicht gegangen war, sagte er mir: „Er war völlig verwirrt, dein Astrologe, als er mir am Morgen den Verpflegungsrapport abgab. Er stimmte vorn und hinten nicht. Ich konnte ihm wegen der Kürze der Zeit auch nicht helfen. Als er deswegen vom Rapportführer nach vorn gerufen wurde

und Böhm ihn deswegen schlug, brach er zusammen. Wir konnten ihn erst später in den Krankenbau bringen.“

So hatte auch mein vierter Lehrling versagt, dachte ich. Versagt wegen seiner Sensibilität und Nervenschwäche. Vielleicht hätte ich das verhindern können, wenn ich selber die Nerven behalten hätte. In meine Gedanken hinein fragte mich Walter: „Wie geht es den anderen im Block 58?“

„Die meisten haben, wie ich es feststellen konnte, ihren Kopf oben behalten.“

„Versuch zu erfahren, nach wem sie gefragt wurden. Es kann für uns hier draußen von Wichtigkeit sein“, meinte Engemann. „Ich will versuchen, es zu erfahren“, erwiderte ich.

Wir mußten das Gespräch abbrechen, Kuhnke wurde vom Läufer signalisiert. Ich machte mich an die Arbeit, um den verkorksten Verpflegungsrapport in Ordnung zu bringen. Das ging aber nicht ohne die Blockältesten. Sie aber zu mir zu bestellen, konnte ich mangels Vollmacht nicht tun, sie mußten vom Lagerältesten ausgerufen werden. Kuhnke, der gerade die Schreibstube betrat und schräg zu mir herüberschielte, kam mir gerade zupaß. „Es müssen die Blockältesten mit ihren Rapporttafeln her! Ohne ihre Angaben kann ich den Verpflegungsrapport nicht gradrücken.“

Kuhnke, so von mir überfallen, wollte sich sträuben, doch da hingte sich Engemann ein: „Dann muß wohl der Lagerälteste den Rapport selber machen.“

„Dann ruf die Blockältesten herbei, wenn es sein muß.“ Er sagte es, zwar widerwillig, zu Engemann, da er wohl zu Recht, aber nicht nachweisbar düpiert zu werden glaubte, was ich ja mit innerem Schmunzeln bestätigen konnte. Minutenlang schallte es durch das Lager: „Blockälteste! Sofort zur Schreibstube!“

Sie staunten nicht schlecht, als sie mich wieder am vertrauten Platz sitzen sahen. Ich genoß ihr Staunen. Langsam entwirrte sich der Verpflegungsrapport des Tages. Der Läufer mußte ihn Rapportführer Böhm bringen, ehe Lauer ihn bekam. Die Verpflegung des Tages war gerettet.

Erst am späten Abend, ich war tief über den kommenden Rapport gebeugt, lieferte mich Kuhnke, der sein verlorenes Image aufpolieren wollte, an Schwerbel ab. Aber das machte er nur am ersten Tag. Die anderen Tage ging ich allein zum Block 58 zurück. Als ich zuvor die Schublade meines Arbeitstisches öffnete, um meine Formulare hineinzulegen, lag in ihr eine Kuhle Brot.

Mir wurde ganz seltsam zumute. Der Verteiler wurde zum Empfänger. Noch war ich nicht so ausgehungert wie meine Kameraden aus der 58. Ich teilte sie nicht, sondern verteilte sie.

Zehn Tage waren inzwischen vergangen. Brandis hatte mich noch nicht geholt. Er wollte mich ganz, ohne Einspruch der Lagerführung. Engemann nützte die Abwesenheit des Lagerältesten, mir mitzuteilen, daß er ein Gespräch mit Höhne, dem II. Lagerführer gehabt habe. „Höhne hat mich lange angeschaut, ehe er mich ansprach. Was ich Ihnen jetzt sage, Engemann, darüber müssen Sie schweigen, wenn ich nicht dort hinkommen soll, wo Ihre Genossen sich befinden. Sie werden in den nächsten Tagen von Kriminalrat Brandis vernommen werden. Sie wissen, was Sie ihm zu sagen haben? Bleiben Sie bei der Wahrheit und schützen Sie Ihre Genossen. Dann zauderte er wieder, ehe er weitersprach. Nach der Vernehmung machen Sie keinen Rapport. Verstehen Sie mich?“ Damit war das Gespräch beendet, und ich konnte wieder einmal rätseln, was das alles bedeuten sollte“, schloß Engemann.

Zwei Tage später, nach dem Gespräch mit Walter, schleppte Kuhnke den fünften Lehrling für mich heran. Hohgräfe hieß er und war ein Zahnklempner aus Hamburg. Er hatte eine Schmarre im Gesicht, und er wirkte daher recht faunisch auf mich. Er erklärte sich sofort zum Meister des Rapports, nachdem er sich meine Formulare angesehen hatte, nahm keinen Ratsschlag an und schob mich einfach zur Seite. „Ich komme ohne dich aus“, meinte er arrogant.

„Du mußt es ja wissen“, sagte Engemann, der herangekommen war und unser Geplänkel beobachtet hatte. „Aber ich warne dich! Ein neues Debakel können wir uns in der Schreibstube nicht mehr leisten.“ Er kannte die Kompliziertheit des Verpflegungsrapports, und er war auch darauf bedacht, mich so lange wie möglich zu halten. Er brachte mich jetzt als Nachrichtenvermittler aus dem Block 58 zu ihm. Doch Hohgräfe, borniert, schlug Engemanns Warnung in den Wind. Na, dann nicht. Mein Höhenflug war ohnehin beendet. Ich war im Grunde genommen doch amtsmüde geworden und wollte nicht mehr Aushilfe sein. Ich ging zu Kuhnke. „Deine Errungenschaft braucht mich nicht. Er hat sich schon jetzt zum Meister gekürt“, sagte ich. „Aber laß es dir von ihm selber sagen und so laut, daß es jeder in der Schreibstube hört.“

Mit dieser öffentlichen Erklärung des Zahnklempners war meine Mission endgültig beendet. Doch Kuhnke wollte mein Finale noch einmal genießen. Mit einem triumphierenden Grinsen im Gesicht brachte er mich zum

letzten Mal in den Block 58. Die Schreibstube war für mich abgeschrieben. Aber ich konnte es mir nicht verkneifen, ihn anzupflaumen, wobei ich mich recht ordinär auszudrücken versuchte. „Du asozialer Freßsack glaubst wohl, dich mit deiner verlogenen Spitzlei aus dem Lager freizukaufen. Aber Irrtum, Dir wird es so ergehen, wie es mir ergehen wird. Man wird dir zum Dank deinen fetten Arsch polieren. Danach wirst du mit uns zermahlen werden.“

Kuhnke wollte mir darauf ins Gesicht schlagen, aber ich wich aus. Am Block 58 angekommen, stieß er mich Schwerbel in die Arme. Drinnen widmete ich mich zum zweiten Mal ganz konzentriert der kommenden Vernehmung, die wohl nun bald stattfinden würde.



Es war Mitte August, die Zeit der Klaräpfel, der reifen Beeren und der herbe riechenden Pilze. Der Monat, in dem ich meinen vierunddreißigsten Geburtstag hätte feiern können. Das Geschenk wird mir wohl Brandis geben wollen. Ich dachte ein wenig zurück und konnte mich nicht mehr erinnern, ob ich an solchen Tagen groß beschenkt wurde.

Die Eltern rackerten sich zur Genüge ab, ihre acht Küken einigermaßen satt zu bekommen, und wenn es um Geschenke ging, waren es billige Kekse zum Knabbern. Aber jedesmal bekam das Geburtstagskind außer der Reihe die Ranfte eines Brotes, die etwas gewichtiger war als die Scheibe selbst. Mit welchem großem Genuß wurde dann das Brotende verputzt, von den begehrenden Blicken der Geschwister begleitet.

Seltsam, dachte ich, hier haben die Ranften die gleiche Bedeutung erhalten, die zwar nicht zu Geburtstagen an meinem Tisch verteilt wurden, sondern der Reihe nach. Doch ich löste mich schnell von diesen Gedanken. Man sollte nicht ans Brot denken, wenn keines da ist, es führt zur Rebellion des Magens. Konzentration ist gefragt, denn Kriminalrat Brandis hat mich zur Audienz befohlen.

Nein, es war kein Sommernachtstraum, als mich Ostmann und Borach aus dem Block 58 holten. Sie führten mich schweigend durchs Tor. Es verband das Häftlingslager mit dem Industriebhof. Dort lagen die Werkstätten des SS-Wirtschaftshauptamtes. Ich wußte, es ging zum Krematorium.

Ich war noch nie dort gewesen. Dahinein geht man nur, um nicht mehr herauszukommen, verbrannt zu Asche, als Staub im Wind. Und dennoch war ich eine Bezugsperson zu dieser Stätte gewesen. Sie lieferte mir ja die Tagesra-

tionen, als letzten, unausgesprochenen Gruß der Ermordeten an die Lebenden, damit sie nicht auch noch zu Toten würden.

Sie mußten sich wohl abgesprochen haben, denn beide, Ostmann und Borach, analysierten fleißig meinen Gesichtsausdruck, um Merkmale herauszufiltern, wie man mich am besten ausquetschen könnte, was, zugegeben, in der Dunkelheit sich als nicht ganz so einfach herausstellte. Hin und wieder ein Lichtstrahl aus der Stablampe sollte diesem Übel abhelfen. Doch ich machte mehr ein erstauntes als erschrecktes Gesicht, denn ich wollte mir alles einprägen. Ob es mir je nutzen wird, ich weiß es nicht. Daß bisher alle Kumpel aus dem Block 58 diesen Weg vor mir gegangen und auch wieder zurückgekommen waren, ließ mich hoffen. Aber mein Gesichtsausdruck war bisweilen nur die Maske, die meine Angst sich übergestülpt hatte. Angst vor dem Unbekannten und doch Bekannten, denn ich habe genügend zerschlagene Gesäße in meinem Gefängnisblock gesehen.

In wenigen Minuten werde ich im Krematorium, in dem es nach Chlor, Verwesung und verbranntem Fleisch riechen wird, Brandis gegenüberstehen. Werden mir die Erfahrungen und Erkenntnisse meiner ersten Begegnung mit der Gestapo nützen?

Dann stand ich vor ihm, dem Reisenden in Sachen „Tod“, mittelgroß, in einem grauen Sakko verpackt und mit einem gepflegten Gesicht, dem man nicht ansah, was sich hinter seiner Stirn verbarg. Der starke Geruch von Juchten, der von ihm ausströmte, sollte wohl den süßlichen aus den Nebenräumen verdrängen. Dann bemerkte ich doch ein bösesartiges Funkeln seiner Augen, sicherlich deswegen, weil ich Monate für ihn nicht faßbar gewesen war.

Gewiß hatte er sich wie Kolb von mir ein anderes Bild gemacht, und nun stand vor ihm einer im Mini-Format. So etwas könnte zornigen Gedanken Vorschub leisten, von solch einer Kleinigkeit groß an der Nase herumgeführt und betrogen worden zu sein.

Brandis hatte noch immer seine Augen auf mich gerichtet, während seine rechte Hand auf einer Akte lag, die er sich bestimmt von Erdmann aus der PA entliehen hatte. Nun aber löste er seinen Blick von mir und richtete ihn auf seine beiden Gehilfen Ostmann und Borach. Er sagte nichts, hob nur seine beiden Hände und spreizte seine Finger.

Eine Zeichensprache, die er sich dem Vokabular der Gehörlosen und Taubstummen entliehen haben könnte, war sicherlich eine einstudierte Geste, die eine Aktion einleiten sollte und die ich blitzartig begriff und bald darauf

handgreiflich verspüren würde. Kaum ausgedacht, griffen vier geübte Hände zu und stießen mich in einen Nebenraum. Ich versuchte mich zu wehren, doch da wurde ich schon bäuchlings auf einen Bock geworfen, niedergedrückt und mit Riemen auf die lattenähnliche abgerundete Unterlage festgeschnallt. Damit meine Füße nicht ausschlagen konnten, wurden sie ebenfalls an dem Gestänge des Bocks festgebunden. So vertäut lag ich eine ganze Weile da, ehe mir die Hose heruntergerissen und mein Gesäß bloßgelegt wurde.

Da ich mich der Auspeitschung des jungen Ukrainers erinnerte, wußte ich, welcher Gegenstand meine Zunge lösen sollte. Lange Überlegungen konnte ich nicht anstellen, denn ich hörte jetzt die pfeifenden Geräusche, die die Luft durchschnitten. Dann war die Einübung beendet, und ich fühlte schmerzhaft den ersten Schlag. Jetzt hatte ich das Gefühl, als ob man mir mit einem Knüppel die Beckenknochen brechen wollte. Ich schrie, nein, ich brüllte, wenn in gemessenen Abständen, die die Lust der Schlagenden erhöhen sollte, der dumpf aufklatschende Gegenstand auf mein Gesäß niedersauste.

Tatsächlich lenkte mich das Schreien ein wenig vom Schmerz ab. Ich brauchte die Schläge nicht laut mitzählen, wie es im Lager üblich war, weil man sich zum Gaudium der Schlagenden und verursacht durch den Schmerz meist verzählte und deswegen mehr Schläge bekam, als das befohlene Strafmaß vorsah. Ich war ja noch nicht verurteilt, und was mit mir gemacht wurde, schien nur eine Overtüre, die der Vernehmung vorangeht, und die zehn Finger des Kriminalrats hatten die Zahl der Schläge bestimmt.

Als man mich vom Block losschnallte und ich von hinten auf die Beine gestellt wurde, durfte ich die Hose über mein Gesäß ziehen. Es brannte und war blutunterlaufen. Wer mir die Schläge gegeben hatte, wußte ich nicht, ich sah nur in zwei grinsende Gesichter, denen man keine Anstrengungen ansah, aber deren Anstrengungen ich noch immer verspürte, als ihre großen Hände mich wieder in den ersten Raum hineinstießen und ich mit beiden Händen mein Gesäß hielt.

Brandis empfand ich jetzt wie einen Buddha hinter seinem Holztisch. Meine Akte hatte er zur Seite gelegt, aus ihr konnte er nur erfahren, daß meine Tätigkeit im Ruhrgebiet nicht der Aufklärung zugeführt werden konnte, weil ich darüber keine Auskunft gegeben hatte und jetzt nach zehn Jahren nicht mehr aufklärungswürdig sein würde, da das Ruhrgebiet sich in einem wüsten Kriegszustand befand, durch einen Umstand, den Göring-Meier nicht vorausgesehen hatte.

Brandis mußte inzwischen der Akte einen beschriebenen Bogen entnommen haben, der, wie ich vermutete, ein Fragespiegel zu meiner Person war. Angesichts dieser wahrscheinlichen Fragen rief ich mich zur inneren Ruhe auf und trug von vorneherein eine naive Pose zur Schau, weil ich aus Erfahrung wußte, daß echtes Heldentum die beamtete Gestaposeele nur unnötig reizen und meine Lage verschlechtern würde.

Der Kriminalrat schob jetzt den Fragespiegel Kommissar Ostmann zu, der ihn an sich heranzog, bis er an der Tischkante lag, damit auch Borach ihn einsehen konnte. Ich geriet ein wenig ins Staunen, weil ich annahm, daß in meinem Falle Brandis die Vernehmung führen würde und die beiden Kommissare nur für die gröbere Arbeit zuständig sein würden. Aber Irren ist menschlich. Sicherlich befindet sich die Sonderkommission in ihrem Endstadium, denn nach mir waren keine Verhaftungen mehr erfolgt, und ich fühlte mich auch als Endnummer, die man zur Abrundung brauchte, die aber nicht mehr für das Ergebnis ausschlaggebend sein würde. Das fehlende Mosaiksteinchen werde ich wohl nicht mehr sein, das Aufwiegelei oder Meuterei heißen würde.

Ich hatte erwartet, daß die erste Frage lauten würde: „Bist du noch Kommunist?“ Sie war immer noch eine Standardfrage. Aber sie kam nicht, weil sie an Hand meiner Akte wohl als geklärt gelten konnte. Doch die erste hieß: „Durch wen bist du in die Schreibstube gekommen?“ Mir war klar, man wollte durch mich Punkte sammeln, die Bartsch belasten sollten. Da Ostmann mir diese Frage gestellt hatte, beantwortete ich sie ihm. „Herr Kommissar! Durch Rapportführer Horn.“

Diese Antwort verblüffte selbst Brandis und erzeugte sofort eine Unterfrage, die auch eine Antwort war: „Du lügst!“ Es war Borach, der momentan das Wort nahm. „Du willst Bartsch nur decken.“

„Es ist die Wahrheit“, erwiderte ich. „Darf ich es Ihnen erklären, Herr Kommissar?“

„Mach schon das Maul auf!“

Ostmann war es, der das forderte, während Borach seine Hände einmal schloß und wieder aufmachte. Ich kannte diese Bewegung, die meist mit einem Faustschlag endete. Während ich mich darauf vorbereitete, erklärte ich: „Auf Klinker hatte ich mich wundgelaufen und wurde hier im Krankenbau behandelt. Vitaminmangel, wissen Sie“, fügte ich hinzu.

Eigentlich hätte ich jetzt den Faustschlag bekommen sollen, aber ich bekam ihn nicht, denn Brandis hatte warnend seine Blicke auf ihn gerichtet, vielmehr knurrte Borach: „Das wollen wir nicht wissen!“

„Da besuchte“, fuhr ich fort, „Herr Rapportführer Horn das Krankenrevier, und als er in meiner Nähe war, stand ich auf, ging auf ihn zu und bat ihn um Arbeit. Erst wollte er mir eine runterhauen, doch dann fragte er, was ich von Beruf sei? `Herr Rapportführer, Schriftsetzer von Beruf. Der Herr Rapportführer fragte darauf: `Setzer oder Buchulke?’ Ich antwortete: `Schriftsetzer’ und wußte, daß Herr Rapportführer auch Schriftsetzer gewesen war, denn nur ein Schriftsetzer kennt das Wort Buchulke, das soviel wie Versager bedeutet.“

Ich konnte das sagen, weil es zum Teil stimmte und Horn für mich längst hinter allen Bergen war und nicht mehr befragt werden konnte.

„Und dann?“ Ostmann wollte es genau wissen.

„Am nächsten Tag kam der Lagerälteste Bartsch zu mir und sagte, daß ich auf Befehl des Rapportführers Horn sofort in der Schreibstube beschäftigt werde. Ich bin Herrn Rapportführer dankbar dafür“, fügte ich naiv hinzu.

Damit schien die erste Frage mit der Unterfrage abgehakt zu sein, denn man kam nicht mehr auf sie zurück, weil sie sicher wußten, daß sie nichts anderes mehr zur Frage von mir erfahren würden.

Die zweite Frage barg mehr Risiken in sich, auch durfte sie nicht klug beantwortet werden.

„Was ist mit dem Verpflegungsrapport? Warum begreifst du ihn und die anderen nicht?“

„Erlauben Sie, Herr Kommissar, daß ich es Ihnen erklären darf?“ Ich wandte mich wieder an Ostmann, der mir diese Frage gestellt hatte.

„Quatsch nicht so geschwollen“, schaltete sich Borach wieder ein, der etwas in sich zu bändigen hatte, was bei Ostmann nicht so ganz ausgeprägt war und was nur Brandis zu besitzen schien, die Beherrschung, denn er blickte nicht einmal auf.

Ich ließ mich nicht beirren, wenn jemand den Faden verlieren sollte, dann nicht ich. „Wenn Sie den Aso meinen, Herr Kommissar“, übernahm ich jetzt das Gespräch. „Der konnte nicht rechnen und hat allein aufgegeben. Mich können Sie dafür nicht verantwortlich machen. Ein bißchen rechnen muß man schon können, und Herr Kommissar: Pflichtbewußtsein ...“

Ich wurde von Borach unterbrochen. „Du Arschloch!“ Er wollte mir die Faust ins Gesicht schlagen, aber Ostmann stellte sich vor ihn. Er hatte nichts gegen das Schlagen, aber wenn Borach zuschlug, konnte der Fragespiegel nicht abgehakt werden, weil ich wahrscheinlich danach nicht vernehmungsfähig gewesen wäre.

Für ihn sollte das die letzte Vernehmung sein, der Urlaubstermin für ihn rückte immer näher.

Auch Brandis hob unerwartet für mich die Hand, aber so müde wie seine Augen gegenwärtig waren, dachte ich. Aber es war ein Irrtum, denn es schoß plötzlich ganz giftig aus seinem Mund: „Und dein Hochverrat, war das auch Pflichtbewußtsein?“

„Aber Herr Kriminalrat! Das ist doch Vergangenheit“, erwiderte ich von seiner Eruption ein wenig erschrocken. „Ich meine das Pflichtbewußtsein hier im Lager. Denn ein ordnungsgemäßer Verpflegungsrapport ist doch die Garantie dafür, daß die Häftlinge rechtzeitig an ihren Arbeitsplatz kommen. Fragen Sie den Herrn Lagerführer oder den Herrn Wirtschaftsoffizier. Beide werden es Ihnen bestätigen.“

Bei der Erwähnung des Lagerführers verzog Kriminalrat Brandis sein Gesicht, als habe er Zahnschmerzen. Dann zog er sich wieder in sich zurück.

„Und die beiden anderen, die du anlernen solltest, konnten sie auch nicht rechnen?“ Es war Ostmann, der mich ansprach und dabei seinen Zeigefinger wohl auf die Nummer drei des Fragespiegels hielt.

„Herr Kommissar, meinen Sie die beiden Bver?“

„Wen denn sonst?“

„Herr Kommissar! Ich habe schon zu erklären versucht, daß meine Tätigkeit Pflichtbewußtsein voraussetzt. Die beiden aber hatten nur daran gedacht, sich eine Freßstelle zu beschaffen, und als ich einen von ihnen bat, der Küche eine Veränderungsmeldung zu bringen, schlugen sich beide. Jeder von ihnen glaubte, dort etwas organisieren zu können. Ihr Unglück bestand darin, daß zufällig der I. Lagerführer vorbeikam und die beiden Streithähne wegen der Prügelei und der Beschädigung einer Schreibmaschine in die Strafkompanie steckte. Lagerältester Kuhnke hatte die beiden dorthin bringen müssen.“

Diesen Triumph, Kuhnke zu erwähnen, konnte ich mir nicht verkneifen, obwohl ich mich keineswegs wohl in meiner Haut fühlte. Die beiden Kommissare sahen sich betroffen an. Brandis hatte, wie es schien, seine Lider noch

fester geschlossen. Ich glaubte zu spüren, daß ihm etwas sauer aufstieß. Zu diesem Punkt gab es keine Einwände.

„Und der Politische?“ Etwas Hinterhältiges lag jetzt in Ostmanns Stimme.

Vorsichtig, Alois, dachte ich, obwohl diese Frage von mir am leichtesten zu beantworten wäre. „Herr Kommissar! Das war eine Tragödie gewesen. Aber diese hatte der Lagerälteste Kuhnke selber heraufbeschworen gehabt. Dieser Häftling war ein kluger, aber feinfühligler Mensch gewesen. Ich habe ihm auftragsgemäß mein Wissen vermittelt, und er hatte auch alles begriffen gehabt. Aber weil Kuhnke es nicht lassen konnte, jede Stunde zu uns beiden zu kommen und ihn zu fragen: Na, kannst du den Rapport, wenn Alois, das bin ich, auf dem Appellplatz hängen wird, dann wären auch Ihnen, Herr Kommissar, wenn sie dort gewesen wären, die Nerven durchgegangen. Um diese häßliche Angelegenheit zu beenden, habe ich meinem Ablöser Mut gemacht und gesagt: ‘Natürlich kannst du ihn’. Daß es dann doch nicht geklappt hat, lag einfach daran, daß Kuhnke ihn völlig verwirrt hat. Als Beweis kann ich anführen, daß der danach mir zugeteilte Häftling Hohgräfe den Rapport sofort zu machen verstand.“

Für einige Zeit blieb es still im Raum. Jedenfalls blieben meine Vernehmer für Sekunden sprachlos. Nur wußte ich nicht, ob meine Begründung dieses Phänomen hervorgerufen hatte oder Kuhnkes Frechheit, der Kommission vorzugreifen, wer wen hängt.

Wegen dieser Pause konnte ich wieder ein wenig Atem schöpfen, um zu überlegen, ob meine Beweisführung mich nicht in die verdächtige Nähe des Schwejks aus Budweis bringen würde und meine Vernehmer sich veralbert fühlen könnten?

Ostmann, der durch intensives Blicken auf den Fragespiegel die Sprache wiedergewann, donnerte jetzt mich an: „Wir wissen, daß du zur kommunistischen Zelle in der Schreibstube gehörst, die mit Büker aus dem Block 28 in Verbindung stand. Ihr habt politische Lagebesprechungen abgehalten und einen Aufstand vorbereitet.“

„Dafür haben wir Beweise“, schaltete sich Borach ein, als er mein erstauntes Gesicht sah. „Leugne nicht, das schadet deinem Teint.“ Er knetete wieder seine Hände.

„Nun erzähl“, knuffte mich Ostmann. „Das verschlägt dir wohl die Sprache?“

„Herr Kommissar!“ erwiderte ich. „Wenn Sie die täglichen Arbeitseinsweisungen des Vorarbeiters der Schreibstube als Zellenbildung und politische Lagebesprechungen bezeichnen, dann vermag ich darauf keine Antwort zu geben.“

„Und daß die Russen siegen werden?“ warf Borach ein. Er schien die vorangegangene Frage schon abgestrichen zu haben. Mir war das recht, und ich wandte mich jetzt dem Kriminalrat zu: „Ihr Herr Kommissar beliebt zu scherzen. Wenn hier im Lager schon Kinder sind, dann ist es doch klar, daß die Russen keinen Nachschub mehr haben. Wie sollten sie da noch siegen können?“

Anscheinend wollte niemand meiner Argumentation etwas entgegenzusetzen, denn sonst wären sie mit der eigenen Propaganda in Widerspruch geraten, die beweisen wollte, daß die Russen sowieso aus dem letzten Loch pfeifen würden. Dann übernahm Ostmann wieder die Stabführung, während Kriminalrat Brandis sich schließlich doch in Positur setzte und hellwach schien.

„Ihr habt hier im Lager die ‘Rote Hilfe’ organisiert.“

Jetzt will er in mein Metier hinein, dachte ich, antwortete aber: „Wenn Sie damit die ordnungsgemäße Verteilung der Tagesrationen meinen, dann befolgten wir nur den Befehl der Lagerführung, die verlangte, daß der Häftling das bekommt, was ihm zustand. Was die Rote Hilfe angeht, so war sie eine Organisation der zwanziger Jahre, die die Angehörigen der politischen Gefangenen während der Weimarer Zeit betreute ...“

Hier unterbrach mich Kriminalrat Brandis: „Wir brauchen deine Belehrungen nicht. Wir wollen wissen, was ist und nicht was gewesen ist. Die Wahrheit wollen wir von dir. Ist das so schwer zu begreifen?“

„Ich kann nur wiederholen, Herr Kriminalrat, was ich gesagt habe. Ich weiß von keiner Roten Hilfe im Lager.“

Wenn Brandis sprach, enthielten sich seine Gehilfen der Stimme und warteten ab, was ihr Chef zu dieser Frage noch zu sagen hatte, aber er schwieg wieder, vielleicht weil er in der Geschichte nicht genügend bewandert war oder weil er annahm, daß ich ihm mein Wissen nicht offenbaren konnte, noch wollte.

Danach kamen noch viele Fragen, teils von Ostmann, teils von Borach, laut des bewußten Fragespiegels. Aber es kamen jetzt auch Schläge und Fußtritte in Begleitung von Ausdrücken, die sich schlecht wiederholen lassen, denn Kriminalrat Brandis hatte vorübergehend den Raum verlassen, um den ge-

stauten Gefühlen seiner Gehilfen freien Raum zu gewähren und einem Bedürfnis Rechnung zu tragen.

Ich wollte andererseits, trotz des üblen Zustandes, in dem ich mich befand, klarstellen, daß, wenn es das alles im Lager gegeben haben sollte und ich dafür die Verantwortung trage, ich von alledem nichts wissen konnte, da mein Arbeitsablauf zeitlich so gestaffelt war, daß ich immer dann tätig sein mußte, wenn das Lager von den Häftlingen leer war oder wenn sie schliefen, mit Ausnahme der Blockältesten, die mir vor dem Frühappell ihre Blockstärke angeben mußten. Das kann selbst Kuhnke bestätigen, wenn er nicht lügen will.

Das war natürlich nur die halbe Wahrheit, und Borach mußte es wohl spüren, denn er wollte wie ein wildgewordener Eber über mich herfallen, da aber klingelte das Telefon nebenan. Es war elf Uhr abends. Ein Himmelfahrtskommando war angekündigt worden. Das wollten sie sich nicht entgehen lassen. Aber es blieb ihnen noch Zeit. Sie mußte natürlich noch ausgefüllt werden, und sie füllten sie aus. Jetzt prasselte es aus einem menschlichen Dreieck - Brandis war wieder zurückgekehrt- auf mich ein, um mich in Widersprüche zu verwickeln. Ich mußte wie ein Schießhund aufpassen und hätte gern gewußt, was der Inhalt der Notizen sein könnte, die er hin und wieder gemacht hatte. Ich würde das wohl nie erfahren oder doch?

Dann trat wieder Stille ein. Ostmann und Borach schauten auf ihren Chef. Sie wußten, was jetzt kommen würde, das Finale. Brandis hob beide Hände. Zweimal zehn Finger. Ich erschrak, und Kälte durchströmte meinen Körper. Das waren fünf Schläge über normal.

Während Brandis sich erhob und Anstalten machte, sozusagen nach Hause zu gehen, in der Gewißheit, daß ich bei seinen Gehilfen gut aufgehoben sein werde, packten sie mich und zerrten mich wieder in den Nebenraum.

Es war Borach, der bisher nicht so ganz auf seine Kosten gekommen war, der mich zum Prügelbock stieß, aber der Mitarbeit seines Kumpans bedurfte, um mich Sichsträubenden festzuschmallen. Danach riß er mir die Hose herunter und trommelte wie wild auf mich los. Ich schrie und brüllte und hatte wieder das Gefühl, als zerschlug er mir die Beckenknochen. Und zwischendurch die Angst, Borach könnte sich verzählen, weil Brandis' Aufsicht fehlte. Ich hatte auch nicht die Kraft, in Gedanken die Schläge zu zählen. Ich merkte nicht, wie meine Schließmuskeln versagten und den Inhalt meines Darmes preisgaben. Der einsetzende Geruch wurde mein Retter. Borach hörte

auf zu schlagen. „Du Stinktief“, hörte ich ihn schimpfen. Mit spitzen Fingern löste man mir die Riemen. Mühselig mußte ich mir die Fessel um die Beine lösen. Sie war bekleckert.

Als ich der Fessel ledig und die Hose voll war, führten beide mich hinaus. Sie stießen mich abwechselnd nach vorn durch das Industriegelände. Ich sah eine dunkle Masse von Menschen an mir vorüberziehen, die industriell verarbeitet werden sollten.

Ich stolperte nur so durch die Gegend. Meine Knie waren weich geworden. Das Gesäß brannte wie Feuer und mir war es ganz und gar nicht heldenhaft zumute, und doch keimte in mir die Genugtuung, weil meine Variante, und nicht die des Kriminalrats aufgegangen war. Ich war der Sieger. Aber was wird der Preis sein? Mein Kopf? Die Macht dazu besaß er.



Der August war vergangen, der September hatte sich die Macht erschlichen. Mit Ausnahme der Tagesappelle durften wir den Block 58 nicht mehr verlassen. Es war die Zeit, daß man in der Prinz-Albrecht-Straße auf den Bericht der Sonderkommission wartete, über dem Brandis unter Ausschluß seiner beiden Gehilfen schwitzte, denn für das Endprodukt fühlte nur er sich prädestiniert. Die Sonne brannte wie in den heißen Julitagen auf das Pappdach des Blocks 58. Ich kam vor Hitze fast um und fürchtete, daß meine Hautkrankheit, die nie ganz ausgeheilt war, erneut ausbrechen könnte. Es war unerträglich, im Tagesraum zu sitzen. Die Fenster durften nicht geöffnet werden. An solchem heißen Tag wurde ich zum zweiten Mal aus dem Block herausgerufen und von Schwerbel vorn ans Tor gebracht.

Zwei Blockführer empfingen mich. Ich mußte vor ihnen gehen und spürte ihr Grinsen hinter mir. Entlang der Betonstraße, die vorbei zum Krankenbau führte, sah ich auf dem Appellplatz das ganze Lager stehen. Am Tor riefen plötzlich die Blockführer wie aus einem Munde: „Rechts um!“ Ich drehte mich wie befohlen rechts um. Jetzt erriet ich das Grinsen der beiden, während ein Schauer durch meinen Körper ging. Vorn sah ich den Galgen aufgebaut. Sollte Brandis meinen Tod gefordert und Himmler sein: „Ist zu exekutieren!“ gesprochen haben? Aber dann würde vorn am Tor einer der beiden Lagerführer stehen, der Rapportführer die Häftlinge stillstehen lassen wie einst bei dem Ukrainer: „Wegen kommunistischer Umtriebe wird auf Befehl des Reichsführers der SS, Heinrich Himmler, der Häftling Alois Gerber zum Tode durch

Erhängen verurteilt. Das Urteil ist sofort zu vollstrecken.“ Kolb wird dann nach dem Verlesen des Urteils das Papier in den Ärmelaufschlag der Uniform stecken, die Hand heben und die beiden Blockführer würden mich ergreifen und unter den Galgen stellen. Die Kalfaktoren aus dem Krematorium würden mich dann auf den Schemel heben und die Schlinge mir um den Hals legen. Baumkötter, der SS-Arzt, wird dann nur noch darauf warten, nach der Exekution meinen Tod festzustellen.

Doch kein Lagerführer war da, unterzog er sich dieser Prozedur nicht mehr? Was mach ich? So habe ich mir den Tod nicht vorgestellt. In der Phantasie, ritterlich durch Erschießen.

Ich sah die Augen der Häftlinge erschreckt auf mich gerichtet. Viele von ihnen kannten mich. Meine Gedanken suchten einen Ausweg, den es nicht geben würde. Schließlich rang ich mich zu der Erkenntnis durch, daß hier nichts mehr zu ändern wäre und mir nur noch die Aufgabe oblag, würdig für mich und meine Partei aus dem Leben zu gehen. Wie dumm von der Lagerführung, alle Häftlinge antreten zu lassen. Vierzigtausend werden es sein, die meinen Tod und den vieler anderer rächen werden. Dann erfaßte mich der Gedanke: Wie wird er sein, der Tod? Wirst du ersticken, wenn unter dir der Schemel weggestoßen wird und du in der Schlinge hängst? Oder wird der Fall dir den Halswirbel auseinanderreißen und du wirst schon nicht mehr leben, ehe dich der Luftmangel erfassen kann?

Die beiden Blockführer ließen mich lange stehen. Offensichtlich wollten sie ihr Vergnügen verlängern, waren aber enttäuscht, weil ihr Mann ergriffen war von einer fast feierlichen Ruhe.

Der Befehl „Kehrt Marsch!“, einer der Blockführer riß mich aus ihr heraus. Ich drehte mich um und schritt wie befohlen durch das geöffnete Tor. Ich mußte die bekannte Treppe hinaufsteigen, an die sich der Gang anschloß. Sie haben Angst, mir das Urteil unten zu verkünden. Kolb wird aus Sicherheitsgründen es nun oben tun wollen, dachte ich. Inzwischen klopfte einer der Blockführer an die Tür des Lagerführers.

Ein nuschliges „Herein“ ertönte. Die Tür wurde geöffnet, und ich wurde in Kolbs Heiligtum hineingeschoben, blieb aber an der Tür stehen. Eigentlich hätte ich mich melden müssen, wie es die Vorschrift mir abverlangte. Doch ich tat es nicht. Mir war es egal, ob vor dem Strick zwei Ohrfeigen dazukamen. Ich sah nur auf den Schreibtisch des Lagerführers, dessen Kopf über einen

Schrieb gebeugt war. Das Todesurteil. Ich versuchte zu denken, daß es wohl nicht auf Bütteln geschrieben sein wird.

Kolb übersah meine laxen Haltung, oder er nahm sie nicht wahr, weil ihn nur allein das Geschriebene interessierte. Als er mich ansah, winkte er: „Komm mal näher!“

Ich trat vor seinen Schreibtisch, sah die beiden Papiere, die mir unheimlich bekannt vorkamen, und richtig, es waren meine Verpflegungsformulare. Doch ehe ich mich versichern konnte, daß sie es wirklich waren, hörte ich Kolbs Stimme mehr vergrämt als forsch: „Wie geht es denn hier mit deinem Rapport? Es kann doch kein Rätsel sein, daß sich nicht lösen läßt?“

In mir sträubte sich etwas, nochmals Lehrmeister zu spielen, wenn auch vor einem hochrangigen Lehrling. Nein, ich verspürte keine Lust. Warum holt er sich nicht Hohgräfe? Der wollte es ja aus dem FF können? Ich konnte nicht darauf verzichten, den Lagerführer darauf aufmerksam zu machen.

Kolb, der gar nicht meine Subordination verspürte, grollte: „Der Kerl hat uns beschissen!“

Er ließ sich nicht weiter darüber aus. Warum auch sollte er das tun, wenn sein Gegenüber sowieso gehängt werden sollte. Ich glaubte stark daran, daß der Galgen und der Aufmarsch der Häftlinge mir galten, daß das mit dem Verpflegungsrapport die letzte Chance des Lagerführers wäre, von einem Delinquenten noch etwas gelernt zu haben. Später wußte ich mehr, wie Hohgräfe die Lagerführung hinter das Licht geführt hatte und daß seitdem kein ordentlicher Verpflegungsrapport mehr zustande gekommen war, und Lauer, der Wirtschaftszar, sich endgültig dieser Misere hatte beugen müssen, sonst hätte kein Arbeitskommando mehr ausrücken können.

„Willst du mir endlich erklären, wie das hier geht?“ sprach Kolb, unwirsch geworden. Ich wachte aus meinen Gedanken auf, schaute auf die Formulare, aber es kam in mir keine Genugtuung auf, daß ich nach wie vor der ungeschlagene, nein, der geschlagene Verpflegungsrapportschreiber geblieben war. Das beeinflusste meine Erklärung. „Herr I. Lagerführer, diese Zahlengruppe, sie setzt sich aus den verschiedenen Blockstärken zusammen, müssen Sie addieren, die unter dem Strich müssen Sie subtrahieren und die Zahlenkolonne erneut addieren.“

Ich flog dabei mit meinem Finger über die Zahlenkolonnen, als hätte ich einen Rösselsprung zu lösen.

Es trat eine Pause ein. Kolbs Dickschädel schien sie nötig zu haben. Dann legte er seine fleischigen Hände flach auf den Schreibtisch, stemmte sich schwerfällig hoch, hob seinen Kopf und mich anblickend sagte er: „Du mußt nicht glauben, daß ich blöd bin, aber erkläre es mir noch einmal.“

Ich durfte jetzt meine Lehrmethode nicht mehr ändern, dann hätte Kolb wahrscheinlich den Rapport begriffen, so wiederholte ich nur langsamer das Vorhergesagte. Kolb hatte es auch jetzt nicht begriffen, die angewandten Fremdwörter waren ihm fremd geblieben. Er tat so, als wäre alles für ihn klar geworden. Er klingelte. Astewitsch-Hempel trat ein.

„I. Lagerführer befehlen?“

„Unterscharführer, bringen Sie ihn wieder in den Block 58 zurück.“

„Zu Befehl, I. Lagerführer!“

Hempel faßte mich am Arm und sagte: „Komm!“

Fast war ich enttäuscht. Als ich das Lager betrat, war der Appellplatz leer, der Galgen verschwunden. Mir kam es jetzt vor, als hätte mich ein wüster Traum genarrt. Wer der arme Teufel war, der an diesem Abend erhängt wurde, habe ich nie erfahren. Als ich wieder im Block war, bestürmten mich die Kameraden. Jeder wollte wissen, was gewesen war. Ich winkte ab. Denn jetzt erst stürzte alles chaotisch auf mich ein. Ich wollte in Ruhe gelassen werden.



Die Verschwörung der Prinz-Albrecht-Straße gegen uns schien in die Endphase eingetreten zu sein. Die Dezentralisation wurde aufgehoben, wer noch im Zellenbau, auf Klinker oder in der Strafkompagnie war, sie alle kamen auf Block 58. Es waren jetzt hunderteinundachtzig im Block. Eine fast normale Belegung unter unnormalen Umständen. Wie es schien, war auch die Quarantäne der Lagerführung aufgehoben. Brandis, Ostmann und Borach erschienen nicht mehr, sondern die von der Lagerführung beauftragten Blockführer. Auch Kuhnke, der sonst hin und wieder am Stacheldraht zu sehen war, blieb unsichtbar. Schwerbel hielt sich reserviert. Wir spürten alle, daß seine Zeit vorbei war. Ich konnte zum ersten Mal vom B-Flügel zum A-Flügel, ohne vom kriminellen Stubendienst daran gehindert zu werden. Dann stand ich vor Ernst Hartung. Wir umarmten uns. Ich drückte Peter, dem Luxemburger Christen, dem Norweger die Hände. Sechs hatten sie aus der Schreibstube verhaftet gehabt. Nicht an alle kam die Sonderkommission heran. Ohne Zweifel war die Widerstandskraft der illegalen Front geschwächt, jedoch nicht gebro-





chen. Das ließ hoffen. Von den sechsen fehlte Scheil. Er lag noch im Krankenhausbau. Aber Ludwig Schuster, mein Blockältester, war hier. Alfred Ahrend, der Jüngste unter uns. Das erste Mal traf ich ihn in Amsterdam, dann wurden wir beide in Prag verhaftet. Wir waren auf dem Wege nach Moskau. Er kam hin, ich nicht. Hier im Lager sahen wir uns wieder. Ihn hatte Brandis nochmals ins Lager zurückgeschickt. Er sollte seine eigenen Genossen jagen. Er hätte auch mich jagen können, doch er tat der Gestapo diesen Gefallen nicht.

Ich sah Mathias Thesen, meinen ehemaligen Unterbezirksleiter Niederrhein und meinen Lehrer. Ostmann und Borach hatten ihn aus den Krankentbett gerissen. Nun quälte er sich mit einer nicht verheilten Operationswunde. Als ich ihm die Hand drückte, war sie heiß. Auch er hätte über mich aussagen können. Er tat es nicht. Die große Lücke in meiner Gestapo-Akte blieb.

Da war Ernst Schneller, den ich persönlich nicht kannte, der mir im Lager als ein zu bedeutender Funktionär erschien, um ihm unbefangen die Hand zu drücken. Über mich hätte er nichts aussagen können. Nicht, weil er es nicht wollte, er wußte nichts von mir. Ich aber von ihm. Er war legendär geworden, als die Gestapo ihn, geschlagen und geschunden, dem Reichsgericht überantwortete. Auf Händen und Füßen kroch er in seine Zelle zu zwei sozialdemokratischen Genossen und gab ihnen Kraft und Glaube wieder, die sie in der Haft verloren hatten.

Als ich Heinz Bartsch gegenüberstand, blickten seine Augen auf mich, als wollten sie sagen: „Ich hätte dich nicht in die Schreibstube holen sollen. Vielleicht wäre dieses hier dir erspart geblieben.“ Doch ich blickte ihn zuversichtlich an und brauchte ihm nicht erst zu sagen, daß ich mich bei ihm und hier im Block 58 am rechten Platz fühlte.



Der Himmel war wolkenfrei, Vögel flogen über den Block, die Luft roch nach der Reife des Herbstes. Nur wenn der Wind seine Richtung änderte, trug er in Intervallen den häßlichen Geruch verbrannten Fleisches bis in den Block hinein. Immer wieder die angsterzeugende Realität von der Verwertung und Verbrennung der Menschen im industriell betriebenen Krematorium. Instinktiv verspürte ich den Schmerz meines Gesäßes, dessen Wunden nur langsam verharschten.

Neben mir stand Zollikofer. Er erzählte, wie man ihn auf den Bock spannen wollte und er Brandis entgegenrief: „Ehe ihr mich schlagt, schlage ich zu.“

Man hat es dann aufgegeben. Aber sie werden ihn auf andere Art schlagen, dachte ich. Wenn wir beim Appell draußen vor dem Block standen, gingen meine Augen unwillkürlich zum Tor. Was geschieht mit mir, wenn ich wieder durch dieses Tor muß? Ich müßte am Block 38 vorbei, in dem die jüdischen Kameraden auf den Transport nach Auschwitz warten und damit auf den vorprogrammierten Tod. Dort war die Hoffnung gestorben. Ich hatte sie noch, aber wie lange? Im Rätseln darüber überfiel mich ein freudiger Schreck. Kein anderer als Walter Engemann näherte sich dem Tor. Er hielt einen Zettel in der Hand und rief nach dem Blockältesten. Mißtrauisch kam Schwerbel ans Tor und fragte: „Was willst du?“ Engemann zeigte ihm den Zettel. „Auf Befehl des Lagerführers sind mir die hier verzeichneten Häftlinge zu übergeben. Sie werden ins Lager rückgeführt“, antwortete er. Schwerbel warf nur einen flüchtigen Blick auf den Zettel. Im Augenblick war er sich nicht klar, wie er sich verhalten sollte, sagte dann aber schroff: „Ich habe von Brandis dafür keine Weisung.“ „Das ist ein Befehl des Lagerführers. Siehst du das nicht?“ „Ich bin nicht ihm, sondern Kriminalrat Brandis unterstellt.“

„Dann wirst du es bald erfahren, wem du unterstellt bist“, erwiderte Engemann. „Das wird dir dann schmerzlich ankommen.“

Ich sah, wie Engemann wieder gegangen war. Es freute mich, daß er den Fängen der Gestapo bisher entgangen war. Gerne hätte ich gewußt, was er mit Schwerbel gesprochen hatte. Ich sollte es am anderen Tag erfahren. Nach dem Frühappell erschien Lagerführer Kolb in Begleitung des Rapportschreibers und rief durch die Torwache Schwerbel herbei.

Als Schwerbel, getrennt durch den Stacheldraht, vor ihm stand, schrie Kolb ihn an: „Mach sofort das Tor auf! Danach werde ich es dir geben, sich meinem Befehl zu widersetzen!“ Schwerbel, der jetzt nicht wußte, welchem Herrn er noch zu dienen habe, bekam das Zittern und versuchte, mit fahrigten Händen das Tor aufzuschließen. Brandis hat mich nur benutzt und läßt mich jetzt im Stich. Sein ängstliches Denken wurde von Kolbs wütender Stimme unterbrochen. „Kannst du nicht schneller das Tor aufschließen, du Arschficker!?“ Er stieß mit dem Fuß gegen das Torgestänge.

Schwerbel wollte noch etwas sagen: „Kriminalrat Brandis ...“, doch da stießen Kolbs Bauernfäuste Schwerbel ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

„So, nun holst du die dreißig heraus und übergibst sie dem Rapportschreiber Engemann, verstanden!“. Schwerbel, der sich seine blutende Nase wischte und nicht schnell genug wegkam, mußte sich noch Kolbs Drohung

gefallen lassen: „Ich weiß bestimmt, wir beide werden uns noch unterhalten müssen.“



Nun war es offensichtlich, die Sonderkommission hatte ihre Aufgabe als gelöst betrachtet und der Lagerführung ihre Autoritätsrechte zurückgegeben. Brandis, der längst in der Prinz-Albrecht-Straße saß, war gegenwärtig damit beschäftigt, seine Hausaufgabe zu lösen, die er dann seinem Chef Müller zur Zensur vorzulegen hatte, ehe sie über Kaltenbrunner dem Reichsführer-SS vorliegen würde.

Indessen warteten noch immer seine Zuträger auf ein Zeichen seiner Gnade. Doch Brandis wertete nur ihre Angaben, nicht sie selbst. Sie waren ihm nur Werkzeug gewesen, das sich im Laufe der Untersuchungen abgenutzt und verschlissen hatte. Eine Vergütung war ihnen ja in seiner Amtszeit geblieben. Er hatte ihre Völlerei geduldet. Möglich, daß die Lagerführung verschiedene Hühnchen mit ihnen zu rupfen beabsichtigte. Doch das war nicht mehr sein Bier. Nicht ganz zufrieden war er mit dem Endergebnis seiner Untersuchungen. Er war angetreten zu brechen, wo er nicht biegen konnte. Doch Lorbeeren waren nicht einzuheimsen.

Er wollte die Vorbereitung eines kommunistischen Aufstandes unterbunden wissen. Dafür war die Beweisführung nicht gelungen. Mit der Organisierung der „Roten Hilfe“ ließe sich schon etwas machen in Richtung des Russenlagers. Geheime Verbindung mit dem Hauptfeind, dem Bolschewismus. Das ließe sich weiterspinnen: Solche Verbindungen haben stets einen Zweck, den der Meuterei, die unweigerlich als letztes Glied zum Aufstand führen müßte. Bükler ist das klassische Beispiel der Meuterei, er schlug auf Lauer und Sommer ein. Eigentlich drehe ich mich im Kreise herum, dachte er. Ohne Dichtung werde ich nicht auskommen. Da war aber noch etwas, Gold gegen Waffen. Aber das fiel in Cornelius' Zeit, der abgeschlossen hat und wieder in Köln saß. Die Sache ließ sich nicht klären. Sicherlich war es nur Wichtigtuerei eines Mitarbeiters gewesen. Schade, die Waffengeschichte hätte wie die Faust aufs Auge gepaßt, doch sie ließ sich nicht im nachhinein erschwindeln. Es wäre ihm auch peinlich gewesen, etwas zu erwähnen, was nicht auf seinem Mist gewachsen war.

Im klaren war er sich auch nicht, wo er den Rapportschreiber Engemann eingliedern sollte. Wenn es nach ihm ginge, gehörte er neben Bartsch zu ste-

hen. Aber konnte er die verkorksten Appelle ignorieren, an denen er ja einen gehörigen Anteil besaß? Sie gingen in die zehntausende Fehlstunden, und die Industrie reagierte darauf nur mehr als allergisch.

Ein Gespräch mit Müller, seinem Chef, war eine Abkanzelung gewesen. Nehme ich der Lagerführung Engemann oder nicht? Brandis nahm sich noch einmal das Protokoll seiner Vernehmung zur Hand, die er selber geführt hatte.

„Wie erklären Sie Ihr Vertrauensverhältnis zu den Ausländern im Lager?“

„Meine Stellung als Vorarbeiter in der Schreibstube setzt ein gutes Verhältnis zu den Ausländern voraus. Des weiteren entspricht es nicht meiner Mentalität, Gegensätze zu schaffen. Meine Aufgabe besteht darin, das Lager in einem geordneten Zustand zu erhalten, um den Häftlingen das Dasein zu erleichtern.“

„Sie haben anderen Häftlingen gegenüber auf die Frage der Bevorzugung von Russen geäußert, das entspräche Ihrer politischen Auffassung, denn die Russen seien Sowjetbürger.“

„Selbst wenn ich heute noch Kommunist wäre, werden Sie mir wohl so viel Dummheit nicht zutrauen.“

„Warum lehnen Sie das Schlagen nach Schreiben von Meldungen ab?“

„Ich bin Rapportschreiber, diese Aufgabe füllt meine Zeit voll aus. Außerdem ist dies immer die Angelegenheit der Lagerältesten gewesen.“

„Gibt es im Lager Zeitungen und Radios?“

„Ja, es sind dies der „Völkische Beobachter“, der „Angriff“, die hin und wieder in die Bibliothek Eingang fanden. Was die Radios anbetrifft, so sind sie Geräte der Blockführer, die sich zur Reparatur im Lager befinden.“

„In welchem Sinne wird diskutiert?“

„Sicher nur im positiven Sinne.“

Dieser Schweinehund, dachte Brandis, gibt sich keine Blöße.

„Warum gehen die Häftlinge abends gruppenweise spazieren?“

„Das ist immer so gewesen.“ „Wir beobachten, daß die Bver miteinander, die Kommunisten und die Ausländer für sich gehen. Worauf ist das zurückzuführen?“

„Diese Beobachtung ist nicht richtig. Überwiegend finden sich die Häftlinge aus den Lagerbedingungen zueinander. Nach ihrem Zusammenwohnen im Block, als Spindkameraden, nach ihrem Zusammenmarschieren zu den

Arbeitskommandos, durch gemeinsame Arbeit. Aus solchen Bedingungen bilden sich hauptsächlich Kameradschaftsgruppen.“

„Wie denken Sie über den ehemaligen „Lagerältesten Bartsch?“

„Bartsch ist einer meiner besten Freunde!“

Hier kann ich einhaken, dachte Brandis, denn Freundschaft ist Komplizenschaft.

„Ist er es heute noch?“

„Ja!“

„Bartsch ist doch als aktiver Kommunist bekannt.“

„Nein! Keiner hat mehr Feinde im Lager als Bartsch; von allen Seiten kommen Vorwürfe über ihn, weil er kein Gemeinschaftsmensch ist, schwer zugänglich, fast abweisend. Er ist auch als Lagerältester seinen eigenen Weg gegangen, nach Gutdünken, nach seinem eigenen Pflichtgefühl, nach seinen Gedanken und Erfahrungen.“

„Wie konnte ausgerechnet unter Bartsch die Affäre im Block 28 geschehen?“

„Bartsch konnte es nicht wissen. Der in dieser Angelegenheit verhaftete Häftling ist als Individualist bekannt, der nicht ernst zu nehmen ist. Ausnahmen gibt es überall. Für dessen Tun man keinen anderen verantwortlich machen kann.“

Der Halunke sagt das gleiche aus, was mir Bartsch serviert hat, dachte wieder Brandis. Sie scheinen doch gleiche Brüder, gleiche Kappen zu sein?

„Was haben Sie zur ‘Roten Kuhle’ zu sagen? Bartsch hatte doch unter dem Vorwand der Körperschwachenaktion eine ‘Rote Hilfe’ für Kommunisten und Ausländer aufgezogen?“

„Die Anklage der ‘Roten Kuhle’ ist eine abscheuliche Entstellung von Tatsachen, und es ist für mich unverständlich, wie die Gestapo auf diesen Schwindel eingehen kann. Bartsch hat damals dem I. Lagerführer und dem SS-Arzt Baumkötter die Körperschwachenaktion vorgeschlagen, um die unproduktiven Schonblocks allmählich zu entleeren, das überfüllte Krankenrevier zu entlasten und den Arbeitseinsatz sicherzustellen. Bartsch hat in dem Raubbau an Arbeitskräften die größte Sabotage gesehen. Die Aktion ist dann in vorbildlicher Sauberkeit durchgeführt worden, die Hautevolee der Bver, hat sie zur „Roten Kuhle“ verzerrt.

„Warum haben die Kommunisten die Kriegsgefangenen zusätzlich mit Essen versorgt?“

„Unter den Bver- und Aso-Blockältesten im Kriegsgefangenenlager sind die meisten Russen durch die riesigen Betrügereien an Portionen zu arbeitsunfähigen Muselmännern geworden. Die Gefangenen arbeiten 12 bis 15 Stunden täglich, also ist ihr Einsatz notwendig gewesen, also auch ihre Wiederherstellung in eine leidliche körperliche Verfassung, darum das zusätzliche Essen.“

„Welche Haltung nehmen Sie zum Nationalsozialismus ein?“

„Ich bin kein Nationalsozialist. Ich habe durch meine lange Gefangenschaft keine Möglichkeit gehabt, die nationalsozialistische Staatsführung an ihren Wirkungen in Deutschland zu prüfen. Ich bin Deutscher genug, um zu wissen, daß es in diesem Krieg nicht mehr um den Nationalsozialismus, sondern um die Existenz des deutschen Volkes geht.“

Brandis begann zu überlegen: Danach hatte dieser Bursche den Abendappell ausfallen lassen. Nun gut, Arbeitsausfälle gab es nicht, aber wenn das keine Sabotage war? Ich holte ihn mir deswegen noch einmal und glaubte ihn nunmehr fest im Griff zu haben ...

„Ich frage Sie: Wollten Sie gestern Sabotage betreiben?“

„Ich verstehe diese Frage nicht?“

„Warum ließen Sie den Abendappell ausfallen?“

„Nehmen Sie sich Zeit, kommen Sie mit mir ins Lager, und ich erkläre Ihnen an Hand meiner Unterlagen die Vorbereitungen zu einem Rapport. Dann müssen Sie selbst einsehen, daß ich den Rapport nicht mehr fertigmachen konnte.“

„Warum ist nur ein Rapportschreiber vorhanden? Sie können krank werden, sterben?“

„Es gab immer einen zweiten Rapportschreiber, der ich auch einmal gewesen bin. Der zweite Rapportschreiber wurde von Ihnen verhaftet. Einen neuen einzuarbeiten erfordert längere Zeit.“

„Wie beim Verpflegungsrapport?“

„Ja, wie bei diesem Rapport.“

„Ihre Antworten scheinen mir abgesprochen zu sein.“

„Mit wem soll ich sie abgesprochen haben? Mit denen, die Sie verhaftet haben, doch wohl kaum?“

„Mit der Lagerführung!“

„Sie setzen mich in Erstaunen. Welches Interesse könnte die Lagerführung haben, mit denen, die Sie Kommunisten nennen, zu konspirieren?“

„Ich sollte Sie für diese Antwort auf den Bock spannen lassen, dann aber könnten Sie ja nicht mehr sitzen, und der Rapport würde wieder ausfallen.“

Brandis legte die protokollarische Niederschrift aus den Händen. Sie hatte ihn nicht klüger gemacht. Die Lagerführung ins Gespräch zu bringen, war wohl nicht klug gewesen. Er konnte sich über sie noch kein richtiges Urteil bilden. Engemann aber ließ er draußen. Er hatte einen Zusammenstoß mit der Lagerführung vermeiden wollen, und verstand sich selber nicht mehr, Kolb die Möglichkeit gegeben zu haben, von der Gruppe der Todeskandidaten drei zu streichen, so daß ihm nur siebenundzwanzig übrigblieben. Er mußte sich wieder an seinen alten Platz in der Prinz-Albrecht-Straße gewöhnen, zumal er auch noch zusammenrücken mußte, da das Gebäude von den Bombenangriffen nicht verschont geblieben war. Sein Aufenthalt in Oranienburg war ihm oftmals wie im tiefsten Frieden vorgekommen. Jetzt aber ballerte es Tag und Nacht.



Wieder vergingen Tage. Sie waren ausgefüllt mit Vermutungen, mutigen wie auch resignierenden. Der Block 58 war mit den Rückführungen leerer geworden und mit ihnen viele Hoffnungen. Unter denen, die den Block 58 verlassen durften, waren auch Rhider und Scherf. Ein Geschenk von Brandis an Kolb? Es mußte Rhider doch etwas genutzt haben, daß er Kolbs V-Mann gewesen war. Aber er hatte ihn nicht von Brandis zurückgefordert, wie es Rhider erhoffte, denn steckte er wirklich in Bükers Geschichte drin, würde es Brandis Kolb doppelt angekreidet haben. Zu Scherf, seinem Arbeitskumpel, hatte Rhider, obwohl er es mehrfach versuchte, keinen Kontakt finden können. So blieben beide in Sachen Büker unbelastet. Ich aber dachte, daß sich beide gut herausgeschwindelt hatten und Büker dicht gehalten.

Mit Büker war es im A-Flügel des Blocks 58 zu einer erregten Auseinandersetzung gekommen. Es stellte sich heraus, daß Büker von keinem von uns einen Auftrag besaß, das zu tun, was er getan hatte. Obwohl seine Lagerfähigkeit als Elektriker ihn prädestinierte, uns von Nutzen zu sein, wurde er nicht herangezogen, da er als Eigenbrötler bekannt war, seine eigenen Wege zu gehen. Das klärte sich jetzt erst für mich auf. Aber geschehen war geschehen. Auch jetzt nicht belehrbar, hockte er allein in der Ecke. Was die Nachrichten anbetraf, profitierten wir alle von ihm.

Auch ich hatte mich gut herausgeschwindelt. Doch wird Brandis mir die „Verheizung“ meiner Lehrlinge niemals verzeihen. Das, was auf mich zukommen würde, war mir klar geworden. Ich tat gut, auf alles gefaßt zu sein.

Schwerbel, der auf eine falsche Karte gesetzt hatte, kam sich wie aus dem Gleis geworfen vor. Er waltete seines Amtes als Blockältester seltsam human. Die Angst beherrschte ihn wieder, daß er wegen seiner biologischen Fehlentwicklung auf Klinker landen würde, auf eine Lore geladen, um aus ihr in das Hafenbecken gekippt zu werden. Er würde die Laderampe nie als Lebender erreichen, auch wenn er ein Meisterschwimmer gewesen wäre. Sein Kopf wird die Zielscheibe sein.

Nein, anbieten wollte sich Schwerbel nicht an seine Blockinsassen. Er wußte, daß sie ihn haßten, auch wären sie ihm in keiner Weise eine Hilfe, die sie selber wohl brauchten. Aber in demütiger Art versuchte er, der Lagerführung zu Willen zu sein, die, so lange noch der Sonderblock belegt ist, ihn dulden würde. Seine auch an Brandis gerichteten SOS-Rufe landeten alle bei Kolb, der sie grinsend registrierte. Er hielt aber seine Rache noch zurück, da von Himmlers Hauptquartier noch kein sichtbares Zeichen gegeben worden war, das die Lagerführung aus dem Bereich eines möglichen Disziplinarverfahrens bringen würde.

Kuhnke war noch Lagerältester, sozusagen auf Abruf. Die Lagerführung machte sich einen Spaß daraus, ihn von einer Ecke in die andere des Lagers zu jagen, daß ihm die Zunge aus dem Halse hing, und danach wie ein Hund in der Blockführerstube rapportieren zu müssen. Das große Spektakel mit ihm behielt sich Kolb noch vor. So konnte Schwerbel auch ihn nicht erreichen. Hätte er es gekonnt, wäre seine Hoffnung um vieles mehr gesunken. Er sah düstere Zeiten auf sich zukommen.



Die Lagerführung brauchte nicht mehr allzulange warten. Der Oktober hatte seine Ernte eingebracht, und die Gestapo war im Begriff, ihre einzubringen. Am 11. des Monats, es war zehn Uhr vormittags, saß Kommandant Kaindl, noch immer zehrend vom Angsturlaub, doch wieder voll im Streß, wie er zu Wessely, seinem Adju, meinte, einem Kommissar vom Amt IV A I a des RSHA gegenüber, vertieft in einen Befehl des RFSS. Es war nicht der Bericht des Kriminalrats Brandis, jedoch dessen Ergebnis, das dem Lager ein schweres Atmen auferlegte.

Als Kaindl aufblickte und auf sein Gegenüber schaute, sagte er: „Also siebenundzwanzig.“

Der Gestapo-Kommissar, mit einer Hakennase und tiefliegenden Augen, nickte. „Hängen!“ ergänzte er. „Noch heute, vor versammelter Häftlingsmannschaft.“

„Ich weiß, ich weiß!“ erwiderte Kaindl, nicht unzufrieden über die „Brandisschen Forschungen“, weil sie keine Repressalien gegen ihn und die Lagerführung vorsahen, vor denen man - Cornelius' Aktivitäten eingeschlossen - mehr als ein Jahr gezittert hatte. Nun wieder obenauf, dachte Kaindl: In dem Befehl fehlt die Würdigung meiner Person, denn ich hatte ja die Sache im Block 28 angerührt. Doch der Kommissar ließ keine Würdigung erkennen, sondern sagte nur: „Rufen Sie um fünfzehn Uhr Ihre Mannschaft zusammen und bereiten Sie die Exekution der Siebenundzwanzig vor. Ich werde um diese Zeit wieder bei Ihnen erscheinen.“

Kaindl wollte nochmals einen Blick auf den Befehl werfen, doch der Kommissar hatte ihn wieder an sich genommen. Auf der Suche nach einer Mißbilligung, hatte er den Befehl nicht voll in sich aufgenommen. Auch war in ihm kein Hinweis, was mit den anderen geschehen sollte. Darüber hatte Berlin noch nicht befunden. Er wollte den Befehl aber nicht nochmals zurückfordern, da er ja am Nachmittag wieder vorliegen würde. Nur daß die Sache im Beisein des Kommissars vor sich gehen sollte, verdroß ihn, als könne er von den Siebenundzwanzig einen unterschlagen. Es war noch nie der Fall gewesen, daß er einen Aufpasser aus Berlin dabei hatte. Was über den Jordan gebracht werden sollte, wurde über den Jordan gebracht. Nur hoher Besuch besaß das Prä zu einem solchen NS-Vergnügen.

Als der Kommissar gegangen war - er hatte in der Nähe des Lagers einen Bekannten, der einen Metzgerladen besaß, und hoffte, dort etwas abzustauben -, klingelte indes Kaindl nach seinem Adjutanten. Als er erschien, befahl er ihm, Kolb zu benachrichtigen, daß er mit seinem gesamten Stab um 15 Uhr bei ihm anzutreten habe. Es läge ein Befehl des Reichsführers der SS vor.

Als Kaindl wieder allein war, dachte er: Eigentlich sollte ich mich in Feststimmung befinden, aber im nachhinein macht mir dieses Mal das Hängen vor den Häftlingen Sorge. Wenn jede Erhängung einschließlich der ärztlichen Todeserklärung nur fünf Minuten dauern würde - sie dauert aber länger -, macht es summa summarum 5 x 27 gleich 135 Minuten. Das sind 2 Stun-

den und 15 Minuten. Dazu käme noch die Verlesung des Urteils. Kann ich mir das erlauben, in Anbetracht der erkennbaren Unruhe im Lager? Wir sind doch nicht mehr in den Jahren der Blitzkriege, sondern der Rückzüge. Er erschrak auf einmal, denn er hatte laut gedacht. Ich werde auf Erschießen drängen, das ist mir sicherer, und es geht „ruck zuck!“. Das Lager merkt es erst gar nicht. Sie würden auf Transport gegangen sein. Er lachte, natürlich auf Transport.

Er hätte sich diese Addition ersparen können und nachfolgende ängstliche Gedanken, würde er den Befehl in Ruhe gelesen haben. Denn er sah auch die Erschießung der Siebenundzwanzig vor, sollten die Umstände es erfordern.

Kaindl schaute auf die Uhr, es war elf geworden, noch etwas zu früh zum Essen zu gehen. Die Offiziers-Kantine öffnete erst später. Also Zeit genug, sich noch eine genüßliche Stunde zu machen. Der Gedanke an Kochs Schicksal war längst vergessen. Sein Gold am Stecken lag unangetastet in seinem Panzerschrank aufbewahrt. Cornelius' und Brandis' Memoiren waren im Nebel der Geschichte untergetaucht und bei der Vielzahl der Handlungen in seinem Kommandanturbereich bald vergessen. Er stand auf, es war nun doch Essenszeit geworden. Mit trippelnden Schritten ging er ins Kasino. Das Essen schmeckte ihm ausgezeichnet.

Er war dann für einen Sprung in seine Wohnung gegangen, traf aber seine Frau nicht an, der er auch die Ängste nehmen wollte. Wahrscheinlich ist sie wieder bei der Dauerwelle, ihrem zweiten Zuhause, dachte er und legte sich noch ein Stündchen aufs Ohr, um die Überstunden, die es heute noch geben würde, im voraus abzuschlafen. Als er dann um fünfzehn Uhr das Befehlszimmer seiner Kommandanturbaracke betrat, waren Kolb, Höhne, Rapportführer Böhm, Arbeitseinsatzführer Rehn, Lauer und Astewitsch-Hempel schon anwesend und schauten auf Kaindl, der in Begleitung des Gestapo-Kommissars und seines Adjutanten Wessely war.

Alle waren gespannt. Es würde wieder eine Mordsfete geben. Vielleicht ging es um die im Block 58? Als sie ihren Alten sichteten, sprangen sie auf, wobei sich Kolbs füllige Gestalt nur schwerfällig erhob, was von Kaindl mit einem mißbilligen Blick quittiert wurde. Gruppirt um den langen Tisch warteten sie darauf, sich setzen zu dürfen, dabei übersah Kaindl, wie der lange Lauer genau in seinem Blickfeld stand. Es zog sonst ein heftiges „Nun setzen Sie sich doch schon, Lauer“ nach sich, doch Kaindl schwieg dieses Mal.

Als sie dann doch alle saßen, bat Kaindl den Kommissar um die Verlesung des Befehls des RFSS. Der Kommissar entnahm aus seiner Aktentasche, die fülliger geworden war, ein Schreiben, legte es vor sich, suchte nach seiner Brille und als er sie gefunden hatte, begann er in einer fast feierlichen Art vorzulesen, als habe er einen Appell seines Führers ans Volk vorzutragen, wobei er sich mehrmals räusperte:

Befehl des Reichsführers SS Heinrich Himmler

Es werden wegen Aufwiegelei und Meuterei die politischen Häftlinge - hier unterbrach der Kommissar, die Namen können Sie nachher dem Befehl entnehmen - zum Tode durch den Strang verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils ist bei Anwesenheit der Häftlinge des Lagers noch am selben Tag der Verlesung des Befehls zu erfolgen. Unterschrift H H.

Als der Kommissar geendet hatte und sich wieder setzte, richtete Kaindl den Blick auf Kolb und sagte: „Lagerführer! Sie haben den Befehl vernommen. Alles andere fällt jetzt in Ihren Verantwortungsbereich. Ich werde mit dem Herrn aus der Prinz-Albrecht-Straße der Exekution heute abend beiwohnen.“

Kolb, der erst dachte: Dem Alten fällt es schwer „Erster“ zu sagen, stand auf und erwiderte: „Zu Befehl, Kommandant! Aber gestatten Sie mir einen Einwand ...“

Der Kommissar unterbrach ihn entrüstet: „Nach einem Befehl gibt es keine Einwände.“

Kolbs Nase glühte wieder violett. „Ich habe keinen Einwand zum Befehl, der mir eindeutig genug erscheint, Kommissar. Was ich sagen will, betrifft eine technische Frage. Wenn die Vollstreckung der Delinquenten vor den Häftlingen des Lagers erfolgen soll, dann bitte ich zu bedenken, daß die Hinrichtung sich über drei Stunden hinziehen wird, denn wir haben im Lager nur einen Galgen.“

„Na und?“ meinte spitz der Kommissar, dann steht eben das Lager so lange, bis der letzte gehängt ist. Ich denke, Sie haben darin doch genügend Erfahrung gesammelt.“

„Wissen Sie, was das heißt, Kommissar?“ erwiderte Kolb erbost. „Ein Drittel der angetretenen Häftlinge werden vor Erschöpfung umfallen und für längere Zeit für den Arbeitseinsatz in der Rüstung ausfallen. Vergessen Sie nicht, daß wir das Jahr 1944 haben und die Lagerführung interessiert ist, daß die Häftlinge ihre Arbeit tun. Wenn sie umfallen, dann bei der Arbeit.“

Kolb war für grandiose Schauspiele, ähnlich der Gladiatorenspiele des alten Roms mit seiner beifallspendenden Zuschauerkulisse. Diese aber hier könnte wirklich eine Explosion auslösen, die Brandis entdeckt haben wollte und für die ich heute siebenundzwanzig hängen lassen soll, obwohl ich bei ihnen Rückendeckung gesucht habe. Was sind wir doch für Schweinehunde, dachte er, doch schnell verflog diese Regung in ihm, denn was das Töten im Lager betraf, da hatte der Kommissar Recht, da war er kein Waisenknabe mehr, aber wie wir das machen sollen, mußte wohl unsere Sache sein.

Erstaunt aber war Kolb, daß Kaindl ihn zustimmte, der sonst doch keinen Widerspruch duldete. „Ich muß meinem Lagerführer zustimmen, Kommissar. Die Untersuchungen Ihrer Dienststelle in Berlin hat Umstände erzeugt, die uns raten lassen, die Exekution durch Erschießen außerhalb des Lagers durchzuführen. Wozu haben wir die Station „Z“? Wir werden die Verurteilten aus dem Block 58 so herausholen, als gingen sie auf Transport.

Da man gewohnt war, der Stimme ihres Herrn Gehör zu schenken, gab es von den Anwesenden keine Einwände. Wider Erwarten hatte nun auch der Kommissar keine und dachte nur: diese Armleuchter. Er wußte, daß er beim Verlesen des Befehls den Erschießungs-Passus bewußt verschwiegen hatte.

So war man in allen Fragen klar. Kolb bat Kaindl, mit Höflichkeit die Besprechung verlassen zu dürfen, da er die technischen Einzelheiten mit seinem II. Lagerführer vorbereiten wollte. Kaindl hob die Sitzung auf, die noch Anwesenden erwarteten, daß vor solchen Ereignissen ihnen einige „Scharfe“ zustanden, was Kaindl auch wußte. Er gab Wessely einen Wink, der zum Schrank ging, Gläser und eine Flasche Schnaps auf den Tisch stellte. Man war gewohnt, sich selber zu bedienen. Auch der Kommissar kannte wohl diesen „Brauch“ und langte kräftig zu. So durchgerüttelt war man guter Dinge, und mit lüsterner Neugier sah man der abendlichen Schießfete entgegen.



Die letzten Handlungen des Abendrapports waren beendet, die Häftlinge schon bereit, in ihre Blocks zu marschieren, da ertönte nochmals die Stimme des Rapportführers: „Ab sofort Blocksperrre! Niemand verläßt nach dem Einmarsch den Block!“

Das war nicht vorgesehen. Kolb, der den Rapport abgenommen hatte, runzelte die Stirn. Er wollte alles normal ablaufen lassen. Aber Böhm hatte nur das getan, was bei bevorstehenden Aktionen immer getan wurde. Es war

seine Schuld, daß er Böhm vorher nicht darauf hingewiesen hatte. Doch Geschehenes ließ sich nicht rückgängig machen.

Alle im Lager wußten, daß heute abend wieder Menschen ihr Leben verlieren würden, und was ihnen verborgen bleiben sollte, machte sie gerade hellwach. Nur das Grübeln blieb, wer würden sie sein?

Nach Böhms Ruf drängte uns Schwerbel in den Block hinein, um uns eine halbe Stunde später wieder aus dem Block zu jagen. Da wußten wir alle, das zu erwartende abendliche Ereignis galt uns. Wir formierten uns in Fünferreihen, und wie immer stand ich als der Kleinste am Ende der ersten Reihe. Ich war voller innerer Spannung. Um mich ein Schweigen, doch um so beredter waren die Gesichter. Dann hörte ich Schritte, schwere Schritte. Alle richteten die Augen zum Tor. Da sahen wir den II. Lagerführer Höhne, neben ihm ein Ziviler, dahinter Wessely, Kaindls Adju und mehrere SS-Männer mit Hunden.

Schwerbel stürzte zum Tor und öffnete es. Daß sie mit Bluthunden kamen, ließ Schlimmes vermuten. Höhne durchschritt als erster das Tor und stellte sich mit dem Rücken zur Blockwand. Schwerbel nahte sich ihm unterwürfig, doch er verscheuchte ihn mit einer unverkennbaren Handbewegung. Dann nahm er aus dem Ärmelaufschlag seiner Uniform einen Zettel, schaute auf den Zivilen, der sich ihm zugesellt hatte und ihm zunickte. Höhne blickte auf den Zettel und sagte ohne aufzusehen: „Die ich aufrufe, treten heraus!“

Der erste war Alfred Ahrend, nach ihm kam Bartsch. Auf beide stürzten sich sofort die SS-Männer und legten ihnen Handschellen an. Der letzte war Zollikofer. Ich zählte und erschrak. Es waren siebenundzwanzig, jene, von denen Höhne zu Engemann gesagt hatte: „Versuchen Sie Ihre Kameraden zu entlasten.“ Jetzt wird er wohl ihr Henker sein, denn wer so abgeführt wird, der geht nicht in ein anderes Lager, der geht in den Tod.

Ich hätte weinen mögen. „Adieu, Alfred! Adieu, Heinz, Mathias, Du mein väterlicher Freund, Ernst! Ihr alle, die ihr mir so vertraut seid, ihr meine Kameraden, Genossen!“

Ich erschrak noch einmal, als Höhnes Stimme erneut ertönte: „Rechts um und marsch!“ Langsam verhallten die Schritte, bis sie gänzlich verstummt waren. In uns lag eine lähmende Stille.

Erst als wir wieder im Block waren, setzte eine erregte Diskussion ein. Ich sonderte mich ab, verschloß mich ihnen. Um gute Menschen werden wir

ärmer sein, die berufen waren, ein gutes Deutschland zu schaffen, in dem der Mensch nicht mehr des Menschen Feind ist.

Doch stand für mich die Frage: Was geschieht mit uns, die hier geblieben sind? Hundertzwei waren wir noch. Ich ertappte mich bei der makabren Rechnung: Dreißig wurden ins Lager zurückgeführt. Siebenundzwanzig dem Tod überantwortet, und wir warten noch darauf, was mit uns geschieht. Aber daß wir geblieben sind, läßt es nicht hoffen? Vielleicht kommen wir in ein anderes Lager, wie damals Naujoks, Staake, Selbman? Werden sie noch leben? Mir blieb nur die Gleichung mit den Unbekannten. Doch vorerst lebe ich noch. Auch diese Gewißheit nahm mir nicht den Druck von der Brust.



Während wir im Block 58 unserem Schicksal entgegen warteten, hatte Höhne die Verladung der Siebenundzwanzig vor dem Führerhaus beaufsichtigt. Als sie auf einen Mannschaftswagen hinaufgestoßen wurden, sagte mit fast liebenswürdiger Stimme Höhne zu ihnen: „Sie brauchen keine Furcht haben. Sie kommen in ein anderes Lager.“ Er wußte, wie schändlich er sie belog.

Als der Wagen langsam anfuhr, ging er mit dem Gestapo-Kommissar ins Lager zurück und in Richtung Industriebhof. Beide ließen sich Zeit, denn der Kraftfahrer mit den Todeskandidaten auf der Ladefläche besaß den Auftrag, sie zur Irreführung ein wenig durchs Gelände zu fahren und dann erst zum Industriebhof einzubiegen. Doch Höhne und der Kommissar hatten sich in der Zeit geirrt. Als der Wachtposten ihnen das Tor öffnete und sie durch eine Schlucht von Baracken sich dem Krematorium näherten, stand der mit einer Plane versehene Mannschaftswagen schon vor der Station „Z“.

Kaindl und Kolb hatten indessen das Krematorium betreten. Seine Mannschaft, mit Maschinenpistolen bewaffnet, stand schon im Raum. Sie sollte die Siebenundzwanzig vor den Krematoriumsöfen erschießen. Nach Abnahme der Handschellen sollten sie mit ihrer Kleidung verbrannt werden. Kolb hatte vorher die Kalfaktoren, die sonst das Verbrennen der Leichen als ihre Aufgabe besaßen, im Lager gelassen. Die Öfen ließ er durch SS-Männer aus der Truppe anheizen. „Es ist alles bis aufs letzte vorbereitet“, sagte Kolb zu Kaindl. Er schaute auf die Uhr. „Sie müssen gleich kommen.“

In der Tat hörten sie schon das Motorengeräusch des Mannschaftswagens, der vom Stadtausgang in den Industriebhof einbog. Kolbs Skrupel waren längst verflogen. Er wird Bartsch, seinem ehemaligen 1. Lagerältesten, haut-

nah gegenüberstehen. Er war sein Gegner, ein Kommunist, er wußte auch, wenn es ihm um die Ordnung im Lager ging, ging es Bartsch um die Erhaltung des Lebens der Lagerinsassen. Das war sein Vergehen. Sie waren wie Feuer und Wasser. Und dennoch konnte er dieser „Sorte“ von Menschen seine versteckte Hochachtung nicht versagen. Aber das war jetzt für ihn Vergangenheit, die Gegenwart verlangte von ihm was anderes, und er fühlte sich dabei keineswegs beunruhigt. Er hätte auch seinen besten Freund, wenn es sein sollte, an die Wand gestellt. Der Mechanismus seines Gehirns gab ihm keine andere Richtung. Er wird nicht mit melancholischen Gefühlen noch mit verkorkstem Magen nach Hause gehen, und wie immer würde er sich über das Abendessen stürzen, das ihm seine Frau zubereitet hatte, um dann ihren Mann zu tadeln: „Schling nicht alles so herunter. Du weißt wohl nicht, was so ein Essen für Mühe macht.“

Die Siebenundzwanzig kannten das Gelände um das Lager herum, die ungefähre Länge der Straßen, ihre Abzweigungen. Wenn der Transport ins andere Lager ginge, müßten sie längst schon den Bahnhof von Sachsenhausen oder Oranienburg erreicht haben. Sie stießen sich an: „Man hat uns belogen. Wir sind in den Industriebogen eingebogen.“ Nun wußten sie, es ging zum Krematorium. Sie werden sterben, das war ihnen klargeworden. Doch zuvor werden sie sich mit ihren stählernen Handschellen auf ihre Mörder stürzen. Kämpfend werden sie in den Tod gehen. Sie werden schreien, nicht aus Angst, aber damit ihre Schreie ins Lager dringen. Die dort drinnen sollen es wissen: Ein neues Verbrechen der SS wird geschehen!

Dämmerung hatte sich über den Tag gelegt, als der Wagen vor dem Krematorium hielt. Man hatte Eile. Die SS-Begleitung stieß sie von der Plattform und schrie: „Raus! Raus! Raus!“ und schlug mit den Kolben nach. Sie fielen, wurden hochgerissen und ins Krematorium gedrängt. „Mörder! Hunde! Henker!“ schrien sie. Als sie keuchend in den Ofenraum getrieben waren, erstarrten sie ein Augenblick. Sie standen der Lagerführung gegenüber.

Kaindl blickte um sich. Er suchte den Kommissar, der den Befehl verlesen sollte. Aber er war nicht da. Auch Höhne fehlte. Die augenblickliche Ratlosigkeit versuchten die Genossen zu nutzen. Zu zweit stürzten sie nach vorn auf die Lagerführung zu. Eine wilde Schießerei begann. Doch nur wenige Schritte vermochten sie zu tun, dann waren sie von den MPi-Garben dahingerafft.

Als Höhne und der Kommissar erschienen, war die Schießerei beendet, die unplanmäßig vor sich gegangen war, Kolb schaute wütend auf Höhne und

den Kommissar. Gerade wollte er zu Höhne sagen: „Das hat noch ein Nachspiel“, da rief jemand: „Es lebt noch einer! „

Kaindl blickte auf den sich noch Regenden und dann auf Höhne. Als wollte er ihn wegen seines zu späten Erscheinens eine Strafarbeit auferlegen, befahl er ihm: „Höhne! Geben Sie ihm den Fangschuß.“

Höhne zog seine Pistole und schoß dem Verwundeten eine Kugel in den Kopf.

Als sei es der Strafe noch nicht genug, schaltete sich Kolb ein: „Höhne! Sie überwachen die Verbrennung der Toten. Nicht ein Knopf darf von Ihnen übrigbleiben. Und sichern Sie die Handschellen. Daß mir da keine mit in den Ofen gerät.“

Dann verließ er mit Kaindl, seinem Kommandanten, das Krematorium, ohne den Kommissar aus der Prinz-Albrecht-Straße zu beachten. Und dennoch fand man später in der Asche ein Feuerzeug mit den Initialien „HB“ Heinz Bartsch.

So hatte sich hier in der Station „Z“ vollzogen, was Kriminalrat Brandis als Schlußsatz in seinem geschönten Bericht an seine übergeordnete Dienststelle festgeschrieben hatte: Die vorhandenen Gesinnungsgemeinschaften konnten erfaßt und zerschlagen sowie die maßgeblichen kommunistischen Funktionäre unschädlich gemacht werden.



Noch einmal mußten die Kalfaktoren ihren Raum im Krematorium verlassen, da hier die Lagerführung im Vollbesitz ihrer alten Rechte eine makabre Fete zu veranstalten im Begriff war und deswegen unter sich bleiben wollte. Der Raum in seinem tristen Aussehen war bestens dazu geeignet, da in ihm noch das Instrumentarium zur Verfügung stand, das ihre Rache, um eine solche handelte es sich, versüßen sollte.

Die gesamte Lagerführung, außer dem Kommandanten Kaindl, war anwesend, von Kolb über Höhne bis hin zu Astewitsch-Hempel und den Blockführern. Die Stimmung war gut, man hatte sie feucht präpariert, und man wartete nun auf den einen, dem die ganze Aufmerksamkeit an diesem Abend galt. Es war der Aso Samuel Kuhnke, Lagerältester a. D., Brandis' Hauptspitzel, der sich angemahnt hatte, dem Lagerführer Kolb die Entscheidungskompetenz zu nehmen, um sie eine Zeitlang selber auszuüben. Symbolisch

hatte er der gesamten Lagerführung seinen nationalsozialistischen Hintern gezeigt, um ihn jetzt hinhalten zu müssen.

Nun wurde er von zwei Blockführern hineingestoßen, schon ein wenig im Gesicht lädiert, dessen gutgemästeter Körper von dem Inhalt gestohlener Lebensmittelpakete des Internationalen Roten Kreuzes sich so gut erhalten hatte, die nicht für ihn, sondern für die inhaftierten Norweger bestimmt waren. Jetzt mit ängstlichen Augen um sich blickend, gewahrte er den Prügelbock, auf dem durch seine falsche Aussage viele meiner Kumpel und auch ich unmenschlich zusammengeschlagen wurden. Doch nicht deswegen sollte nun die Reihe an ihm sein, dem Amtsanmaßer, geduldet von der Gestapo und von ihr im Stich gelassen, brünstig erwartet von Kolb, dem I. Lagerführer.

Schade, dachte Kolb, daß das Schwein nicht heute Geburtstag hat. Es würde meine Freude besonders würzen. Doch es blieb ihm keine Zeit, dessen Geburtstag abzuwarten, obwohl nur einige Tage dazu fehlten. Kuhnke stand jetzt wie Jesus vor Pilatus, nur mit dem Unterschied, daß ihm keine Gründe einer Unschuld zur Verfügung standen und Kolb nicht in ihr seine sonst besudelten Hände zu waschen versuchte, sondern vielmehr in Kuhnkes Blut hätte tauchen mögen. Doch das war ihm von oben verwehrt worden. Ihm stand nur dessen Gesäß zur Verfügung, und das nach seinem Geschmack zu bearbeiten, hatte er sich vorgenommen.

Da Kolb aus bewährter Praxis wußte, was so ein Gesäß auszuhalten vermochte, wollte er sich keine Einschränkungen auferlegen. Er faßte Kuhnke vorn an der Jacke, während zwei der Blockführer ihn an den Armen festhielten.

„Na, König der Asos! Was hast du dir eigentlich gedacht, als du dich über mich erhobst?“

Kuhnke schluckte, er wußte nicht zu antworten, versuchte sich dann doch zu rechtfertigen: „Ich habe nur auf Befehl des Kriminalrats Brandis gehandelt.“

„So, so!“ Kolbs violette Nase verfärbte sich noch dunkler. „Und wer ist deiner Meinung nach der Befehlshaber dieses Lagers hier?“

Wieder zögerte Kuhnke.

„Na, wer ist es?“ drängte Kolb und buffte ihn mit seiner geballten Hand ans Kinn. Jeder begriff, daß er bald explodieren würde.

Jetzt erst antwortete Kuhnke, der endlich wußte, daß er wie Jesus, der König der Juden, mehr doch als Aschariot allein dastehen wird.“ Das ist der I. Lagerführer!“

„Und wie sprichst du den I. Lagerführer an?“

„SS-Hauptsturmführer.“

„Wie?“

„Herr SS-Hauptsturmführer!“

„Warum weißt du es erst jetzt?“

Kolb schaute genüßlich Kuhnke ins bleiche Gesicht, während die anderen um ihn herum breit grinsten. „Nun gut.“ Es klang wie besänftigt: „Da du nun weißt, wer ich bin und wer hier das Sagen hat, wirst du nun auch wissen, was ich jetzt befehlen werde?“

Kuhnkes Gesicht verfärbte sich. „Sie dürfen mich nicht schlagen. Ich habe doch nur aus nationalsozialistischer Gesinnung gehandelt, Herr I. Lagerführer.“

„Du wirst wieder rückfällig, Aso. Was ich damals durch deine freche Anmaßung nicht tun durfte, darf ich jetzt. Dein gemästeter Arsch reizt mich förmlich dazu. Er hob die Hand, spreizte aber nicht wie Brandis bei mir die Finger, um die Zahl der Schläge zu bestimmen. „Auf den Bock mit ihm!“

Es war etwas schwierig, Kuhnkes massigen Körper auf den Bock zu bekommen. Erst als vier Blockführer zugriffen, gelang es, ihn auf den Bock zu pressen und die Riemen um seinen Leib und Füße so zu befestigen, daß er sich zu bewegen nicht mehr imstande war. Der Bock war nicht für seine Größe gebaut, so ragte sein Kopf weit über ihn hinaus und hing wie verendet herunter.

Kolb ließ es sich nicht nehmen, ihm selber die Hose herunterzureißen, klopfte ihm derb auf sein Gesäß und verlangte den Ochsenziemer, der ihm eilfertig von Astewitsch-Hempel gereicht wurde. Er hieb ihn mehrmals durch die Luft und hielt ihn dann an Kuhnkes Nase: „Na, wie riecht er?“

Kuhnke schwieg, er war vor Angst nicht imstande zu sprechen.

„Wenn du ihn nicht zu riechen verstehst“, höhnte Kolb, „spüren wirst du ihn auf jeden Fall.“ Dann schlug er zu. Kuhnke stöhnte. Kolb schlug weiter, wieviel Schläge? Er hatte sie nicht gezählt und hörte erst auf, als er zu schnaufen begann, und reichte Hohn den Ochsenziemer, der nicht wahllos, sondern gezielt schlug. Kuhnke schrie auf, sein massiger Körper versuchte sich aus der Fessel zu winden, doch die Riemen waren dauerhaft. Astewitsch-Hempel war dran, er schlug kreuz und quer. Dann bedienten sich die Blockführer.

Kuhnke schrie und brüllte. Dann passierte ihm das, was meistens der Fall war, sein Darm entleerte sich.

„So ein Scheißdreck!“ rief der Blockführer, dem gerade der Ochsenziemer gereicht wurde. Er hielt sich die Nase zu.

Damit war die „Fete“ beendet. Sie zu verlängern, hinderte der penetrante Geruch. Kuhnke aber war nicht mehr imstande, irgendwie zu reagieren. Er war in Ohnmacht gefallen. Ein Eimer Wasser, über seinen Kopf geschüttet, brachte ihn wieder zur Besinnung. Er war ein Haufen massigen Elends geworden. Die Entfesselung war beendet, er durfte sich aufrichten, sich die Füße befreien. Mühsam zog er sich die Hose hoch.

„So, das war es“, sagte Kolb, „damit wirst du für die Ewigkeit genug haben, gegen den Stachel zu löcken.“

Zwei Blockführer brachten ihn ins Lager zurück. Er durfte sich noch die Hose und das Gesäß reinigen. Am späten Abend brachten zwei Blockführer ihn zum Bahnhof Sachsenhausen. Er sollte da jene antreffen, deren Schicksal er mitzuverantworten hatte, als er in den stehenden Waggon gestoßen wurde.

Tage danach wütete Kolb wie ein hungriger Wolf in Brandis' Spitzel-Armee und jagte einen nach den anderen durch den Schornstein der Station „Z“.

## Epilog

Die Bombe mußte nicht weit vom Zug die Schienen zerrissen haben. Von der Druckwelle erfaßt, hielt der Zug ganz plötzlich mit kreischenden Bremsen, so daß wir im Güterwagen übereinander fielen. Der SS-Posten vor der Schiebetür, sonst breitbeinig stehend, taumelte, die MPi nach oben reckend, als wollte er sie vor einer Sturzflut retten. Sekundenlang drang durch die Lüftungsklappen ein grelles Licht, das bald darauf von beizenden Quallschwaden erstickt wurde. Ich japste nach Luft, nachdem ich mich aus dem Wirrwarr von Händen und Füßen herauswinden und wieder meinen Platz in der Ecke des Waggons einnehmen konnte.

Einige Dutzend Meter vor dem Zug mußte es eingeschlagen haben. Der Zug stand auf irgendeinem Bahngelände bei Berlin und konnte nicht weiterfahren. Drei Tage und Nächte sollten es werden und über den Waggons das ständige Orgeln der Flugzeuge, das Geblaffe der Flak und das Bersten der Bomben mit ihrer heulenden Begleitmusik.

Vier Tage zuvor wurde ich, Alois Gerber, politischer Häftling mit der Lagernummer 40355 mit hunderteinem meiner Genossen aus dem Hunger- und Sonderblock 58 des Konzentrationslagers Sachsenhausen herausgetrieben, vor dem Tor auf einen Lastwagen gestoßen und zum Bahnhof Sachsenhausen verbracht. Dort in einen Waggon gestoßen, dessen Plattform mühsam zu ersteigen war, begleitet von den brutalen Schlägen der SS. Ich hatte gerade meinen Platz im Inneren des Waggons eingenommen, da öffnete sich die schon geschlossene Schiebetür noch einmal, und im Schein einer Stablampe sah ich, wie noch ein Häftling hineingestoßen wurde. Ich gab Ernst Hartung, der neben mir saß, einen Stoß. „Mensch, Ernst! Das ist doch Samuel Kuhnke!“

Er war es wirklich, dessen Schuldkonto wahrlich nach Rache schrie, und ich konnte nicht vergessen, wie durch ihn die siebenundzwanzig Genossen gefesselt in den Tod gejagt wurden.

„Tatsächlich!“ erwiderte Ernst Hartung erstaunt, dem die Sonderhaft hart zugesetzt hatte und der ständig an Magenkrämpfen litt. Würden wir länger auf den Gleisen stehen, würde es ihn besonders hart treffen.

„Und warum muß er mit uns?“ flüsterte ich zurück, da ein lautes Sprechen Schläge durch den Wachposten zur Folge haben würde. Während ich im Dämmerlicht die noch immer feiste Gestalt Kuhnkes auszumachen versuchte, antwortete Ernst: „Der wird nicht mehr gebraucht, darum schiebt man ihn mit uns ab.“

„Aber er hat ihnen doch die Henkersdienste geleistet, wie soll ich das verstehen?“

„Was soll es“, erwiderte Ernst. „Man liebt den Verrat, aber verachtet den Verräter. Eine altbekannte Weisheit.“

Dieses Gespräch war schon Stunden alt, als wir den angloamerikanischen Salut empfangen hatten. Jetzt fror ich im Winkel des Waggons, denn die Oktobernächte waren schon recht kalt, obwohl draußen durch die Brände eine Höllentemperatur herrschen mußte. Man hatte den Posten herausgerufen, nachdem die Schiebetür ein wenig geöffnet wurde, durch die sich im Grau seine dunkle Gestalt zwängte. Dann hörte ich noch das Zuschieben der Tür und das harte Aufschlagen des eisernen Riegels. Ich wunderte mich, daß keiner der SS-Leute ihn ablöste. Die fühlen sich wohl draußen wohler, als vielleicht mit uns hier drinnen in einer womöglichen Feuersbrunst verbraten zu werden.

Wir waren uns nun allein überlassen. Nur der Brandgeruch, der noch durch die Luken drang, machte das Atmen schwer, und mir brannten die Augen. In diesem Moment stieß mich Ernst an. „Weißt du, warum sie uns Kuhnke in den Waggon geschoben haben?“

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan“, erwiderte ich, „das sagtest du schon oder so ähnlich.“

„Das ist es nicht allein“, sprach Ernst mich an. „Die Lagerführung spekuliert auf unseren Haß und hofft, daß wir ihn fertigmachen werden, dann hätte sie einen Grund, daß auch wir fertiggemacht würden.“

Ich teilte seine Meinung nicht. Hätte er die Möglichkeit gehabt, im Dunkeln das Erstaunen auf meinem Gesicht zu sehen, dann wüßte er, wie sehr ich seine These anzweifelte. Ich kannte Ernst als klug und besonnen und daß er nie etwas sagte, wovon er nicht selber überzeugt ist. Jetzt mußte aber mehr sein Gefühl als sein Verstand gesprochen haben. Ich konterte den Widersinn seiner Worte nicht, aber meiner Veranlagung nach hätte ich es gerne getan. Ich weiß, es ist eine Schwäche von mir, immer das letzte Wort haben zu müssen.

Ich war das sogenannte Schlußlicht in der Verhaftungswelle. Walter Engemann, der Rapportschreiber, wußte über Kolb, daß die Sonderkommission ihre Untersuchungen als beendet betrachtete, es sei denn, es träten durch meine Vernehmung neue Momente auf. Doch ich gab dem Kriminalrat Brandis diese neuen Momente nicht.

Nun war es mir auch klar, warum der Posten für zwei Stunden aus dem Inneren des Waggons verschwand. Er sollte uns an der Vollstreckung eines Todesurteils nicht hindern. Aber wir haben Kuhnke nicht einmal angefaßt. Wir hier, die durch seine Schuld durch die Hölle der Station „Z“ haben gehen müssen, werden ihn nicht zerreißen, wie Kolbs Bluthunde es mit manchen unserer Kameraden getan hatten. Nein, Ernst, so dachte ich weiter, man hat ihn uns nicht zugeschoben, weil sie uns fertigmachen wollten, sondern weil wir nur ihre Arbeit verrichten sollen, die sie nicht machen durften. Wir sollten nur ihr Tabu aufknacken. Aber wir, die wir uns schon verloren glaubten und dennoch leben, wollen es nicht auf andere Art wieder verlieren.

Der Posten mit seinem miesen Gesicht war wieder in den Waggon geklettert und suchte Kuhnke mit seiner Stablampe. Als er ihn fand, verzog sich sein Gesicht. „Lahmärscher“, murrte er, „planten einen Aufstand und haben

nicht einmal den einen zermanscht, den sie hätten zermanschen dürfen. Und die wollen Mumm in den Knochen haben.“

Was mich betraf, ich haßte Kuhnke, mehr vielleicht als die anderen. Ich hätte meine Gründe dafür, ihm die Kehle zuzudrücken, wenn ich nur daran dachte ... Doch auch ich wollte nicht von einer halbwegs überwundenen Angst in eine neue hineingeraten. Ich wollte einmal mir selbst der Nächste sein. Sollte ich mich dieser Regung schämen?

Sliwka, die Pflaume, mein kurzzeitiger Blockältester, versuchte sich Kuhnke anzubiedern, weil er ihn vielleicht noch als V-Mann der Sonderkommission glaubte. Das war mehr Angst, das war schäbig. Ich ließ es ihn auch fühlen. Der Aso wird seinem Schicksal nicht entgehen, dachte ich, weil ich wußte, daß es nach Moosberg ging und er, Kuhnke, mit. Sollten wir dort zugrunde gehen, ging er mit zugrunde.

Moosberg, das war mir bekannt, galt als Lager der Stufe III. Die dort hinkamen, unterlagen alle dem Todesurteil auf Zeit, oder sie wurden „sonderbehandelt“. Wir, das wußte ich erst am Ankunftsort, galten als „Ru“, Rückkehr unerwünscht. Das Lager kannte keine Entlassungen als nur die durch den Schornstein. Das wußte auch der Posten, der seinen Unmut wegen unserer Tatenlosigkeit in Sachen Kuhnke schließlich mit den Worten abtat: „Ihr krepieri sowieso in Moosberg.“

Es hatte bisher keine Bombe den Waggon zerquetscht oder in Stücke gerissen. Aber der Zug stand immer noch auf demselben Gleis. Es war Tag geworden, und es fehlte mir jede Orientierung, wo der Zug sich befand. Der Brandgeruch war nicht mehr so stark, dafür roch es jetzt im Waggon penetrant nach Urin. Die Blasen konnten das Wasser nicht mehr halten, weil die unerwartete Pause vom Dritten Reich nicht eingeplant und für die Notdurft kein Gefäß vorhanden war. Der SS war es egal, wenn wir uns im eigenen Kot sielen würden. Da der Posten mit uns verdammt war, den Geruch zu spüren, versuchte er seinen Unmut mit zoologischen Ausdrücken uns zur Kenntnis zu bringen. Um nicht selbst vom Geruch überwältigt zu werden, versuchte ich mich durch Nachdenken abzulenken und stellte mir die Frage: Was haben wir im Lager falsch gemacht? Hätten wir es anders machen müssen? Oder lag es nur in der Natur der SS-Bestie, wieder einmal tabula rasa zu machen, um ihre Pranke zu wetzen? Wie wir in ihre Mühle geraten waren, das werden wir, wenn wir überleben, dann genau wissen, oder die Nachwelt wird es erforschen wollen.

In meine Gedanken hinein stieß mich Ernst wieder an, nachdem er lange geschwiegen hatte. „Ich bin mir sicher, Alois. Hätten wir Kuhnke getötet, wir hätten uns selbst das Grab geschaufelt.“

Ironisch wollte ich ihm erwidern, daß wohl für keinen von uns ein Grab gedacht sein würde. Das bißchen Asche von uns landet bestimmt auf irgendeiner Müllhalde, sollten wir hier oder in Moosberg zugrunde gehen. Doch ich widersprach ihm auch jetzt nicht. Im Moment war ich abgekämpft und müde und wollte mir neue Kraft anschlafen, die Ängste verdrängen, denn was vor mir liegen würde, brauchte neuen Mut.



Zweites Buch

# Die Hose des Mijner X



Ich, Alois Gerber, war Zugtier am Rollwagen II. Vor und hinter mir trotteten noch fünf andere, zwei Ukrainer und drei Russen. Ein junger Pole war gewissermaßen der Kutscher. Eine Peitsche hatte er nicht, dafür eine Latte, die er aber nur dann schwang, wenn sich die „Totenköpfe“, die Lagerbewachung der SS, dem Rollwagen näherten. Wir mußten Lasten schwerer Granitsteine aus dem Kommandanturbereich ins Häftlingslager transportieren. Am Ende des Lagers sollte ein Krankenbau entstehen, gleich neben der Gaskammer und dem Krematorium.

Ich war der einzige Deutsche und auch der Älteste in diesem Kommando und vermochte mich nur durch den Zuggurt mit den anderen zu verständigen.

Der Pole mißtraute mir und wunderte sich, daß ich seinem Kommando zugeteilt wurde, nachdem zuvor eines seiner Zugtiere abgekratzt war. Er meinte, als Deutscher hätte ich doch einen besseren Posten erhalten können, statt als Schindmähre mit der Zeit an Körperschwäche einzugehen. Da er nicht wußte, woran er bei mir war, behandelte er mich wie ein rohes Ei und erlaubte mir sogar, des öfteren von der Deichsel zu verschwinden, was er keinem anderen seiner Zugtiere zugestand. Ich sah mich dann im Kommandanturbereich ein wenig um, in dem die Versorgungseinrichtungen lagen.

Mir war dieses unklare Verhältnis zwischen ihm und mir sogar recht. Ich bedurfte seiner Unsicherheit, um meine Aufgaben erfüllen zu können. Es galt, an gewissen Stellen Dinge zu entnehmen und sie ins Lager zu schleusen, um sie dort wieder an bestimmten Stellen zu hinterlegen. Meist waren es Lebensmittel: Wurst, Zucker, Fett, alles, was die Genossen aus dem SS-Magazin und der SS-Kantine entwenden konnten, um es Körperschwachen zuzuleiten. Es gab auch andere Dinge, die noch weit gefährlicher waren und ins Militante gingen.

Ich war erst dann von der Angst befreit, wenn ich das Lagertor nach innen passiert hatte, ohne von der Torwache gefilzt worden zu sein. An meinem Körper hätte man nichts gefunden, aber in irgendeinem Zement- oder Kalksack, im Baukies oder Sand untergebuddelt oder unter einem Haufen Wäsche. Solches Stückgut zu verstauen, verstand ich. Meine Zugtierkameraden und auch mein polnischer Kutscher ahnten gewiß nichts von meiner Doppelfunktion, durften nichts ahnen, wobei ich an einen Verrat ihrerseits nicht glauben will, hätten sie es gewußt. Ich hätte dann nur mit ihnen teilen müssen.

An diesem Tage gab es für mich nichts zu „spedieren“, aber ich konnte mir auf eigene Faust eine prima Hose organisieren. Sie lag obenauf in einer für Augenblicke unbeaufsichtigten Wäschetrage. Wie einer Elster das Blinkende, so fiel sie mir sofort in die Augen. Sie mußte irgendeinem holländischen Tulpenzüchter gehört haben, der hier auf dem Berg, wie so viele, umgekommen sein wird. Sie war aus gutem Manchester, fühlte sich weich an, und - das Wichtigste an ihr - sie war breit in den Beinen und an den Fußknöcheln zum Zuschnüren, eine richtige Organisierhose und warm obendrein. Was machte es, wenn sie an den Seiten grellgelbe Generalsbiesen aus Ölfarbe aufwies. Am Abend würde ich ihr meine Lagernummer annähen und am nächsten Morgen - es war ein Sonntag - vor dem Stubenältesten Arndt und meinen Tischkameraden eine kleine Modenschau vorführen. Ich liebe Effekte. Bald mußte sie beweisen, wie wertvoll sie mir ist.

Ich schwelgte so in Gedanken über die Vorzüge dieser Hose, daß ich vergaß, nebenbei auch noch Zugtier zu sein. Das merkten aber die anderen, als es den Katzenbuckel nach oben ging und die Deichsel wie ein Pendel hin und her zu schwenken versuchte.

„Dawai!“ schimpfte ein Zugtier, und ich fühlte die Spitze seines Holzschuhs schmerzhaft an meiner Ferse.

Ich zog an, die Schulter schmerzte, weil sich der Zuggurt tief eingrub. Ich dachte aber wieder: Das wird für heute die letzte Fuhre sein, und bevor wir den Wagen vor das Tor rollen, hab ich meine Hose längst in Sicherheit gebracht.

Ich hatte mir dieses Kommando nicht ausgesucht, aber es wurde für mich sozusagen als maßgeschneidert befunden. Nicht von mir, sondern von den Genossen. Ich gehörte zu den hundertdrei Sachsenhausener Kommunisten, die nach Abschluß der „Roten Kuhle“ - einer berüchtigten Aktion der Sonderkommission des Reichssicherheitshauptamtes - hierher in das Berglager überstellt wurden. Eine Rückkehr ins zivile Leben war dabei nicht vorgesehen. Wir waren ein unerwünschter Personenkreis, und das „Ru“ knallrot auf dem Deckel unserer in der Politischen Abteilung wohlverwahrten Personalakte war nur die Umschreibung eines Todesurteils auf Zeit. Damit die unerwünschte Rückkehr im Todesgetriebe der SS nicht vergessen werde, mußten wir obendrein einen großen kreisrunden Flecken Himmelblau auf unsere Zebrajacke nähen. Siebenundzwanzig meiner Genossen gingen den Weg auf den Berg nicht mit uns. Sie wurden schon vorher in Sachsenhausen ermordet.

Die Sonderkommission sah in ihrer Unternehmung „Rote Kuhle“ einen Schlag gegen unsere Solidaritätsaktionen, die Rote Hilfe, und vermutete zu Recht dahinter organisatorische Formen, die aufzurollen sie zwar versuchte, aber nicht vermochte, trotz ihrer blutigen Praktiken. Im Inneren bekannte ich mich für unsere Handlungen für „schuldig“, sogar mit berechtigtem Stolz. Den vernehmenden Gestapo-Beamten, die mir das „Ru“ aufgehalst hatten, stellte ich meine Kürzel entgegen: K. K. - Keine Kenntnis. Die nahmen sie mir aber nicht ab. Was ich dafür zur Kenntnis nehmen mußte, war ein zer-schlagenes Gesäß infolge der Hiebe auf dem Bock im Krematorium. Dieser Ort sollte mich das Gruseln lehren und redewillig machen.

Eigentlich hatte ich wie schon oft mein Ende erwartet und war mehr-mals durch Todesängste gegangen, auch als man uns aus den Viehwaggons heraus über die Verladerrampe auf die Straße prügelte, die auf den Berg zu in einen Hohlweg mündete. Es war eine feuchtkalte Oktobernacht, sternenlos und wolkenverhangen. Nirgends ein Licht. Die Fenster der Häuser im Ort wie tote Augen, dahinter die Menschen in ihren Betten, schon gewohnt an das nächtliche Treiben der Totenköpfe, bar jeder Neugier, wenn sich wieder eine Welle menschlichen Unglücks durch die Straße wälzte.

Ich stolperte wie blind den Berg hinauf, stieß mit dem einen oder ande-ren Genossen zusammen oder schleifte mit meinem fadenscheinigen Zebraan-zug an der Böschung des Hohlweges entlang, aus der mich hin und wieder weißlich-phosphoreszierende Felsbrocken wie Totenschädel anglotzten. Das war kein Spaziergang, immer gejagt von den hechelnden Hunden und den Schlägen der SS. Ich keuchte, der Atem blieb mir aus, und meine Brust schien ein einziger stechender Schmerz zu sein. Den anderen erging es ebenso. Als ich annahm, die letzte Kraft in mir verbraucht zu haben, da empfing uns endlich die ebene Kuppe des Berges. Die zitternden Glieder beruhigten sich allmäh-lich, ich vermochte wieder tief zu atmen und schöpfte neuen Mut.

Als das Tor sich hinter uns schloß und die Spukgestalten der SS nicht mehr zu sehen waren, standen wir, uns gegenseitig stützend, aneinandergelehnt vor der Mauer. Das Lager, sonst in tiefe Finsternis gehüllt, gab seine Existenz nur kund, wenn einer der Scheinwerfer darüber hinglitt und flüchtig die Kon-turen der Baracken zeichnete. Nur wir standen unterm Scheinwerfer wie im grellen Bühnenlicht, jämmerliche Gestalten in Dantes Hölle. Wir sahen uns in die erschöpften Gesichter, und einer flüsterte: „Da wird noch was auf uns

zukommen.“ Darauf eine beruhigende Antwort: „Auch hier wird die Partei sein.“

Hatten wir vorher wie wahnsinnig geschwitzt, jetzt froren wir unter der naßkalten Unterwäsche bis in den aufkommenden Morgen hinein, der uns das graue Panorama des Lagers enthüllte.

Wir hatten alles überstanden, auch, die furchtbare Drohung des Lagerführers. Der Lagerälteste, ein Zigeunertyp mit den weichen Zügen eines Mädchens, führte uns in den Isolierblock, dort froren und hungerten wir weiter. Diesmal wohltuend uns allein überlassen, streckten wir unsere zermarterten Glieder auf einer dünnen Strohschütte aus und rangen uns ein Lächeln zum Nebenmann ab, ohne dazu aufgelegt zu sein.

Drei Tage Isolierung. Der Blockälteste, ein Krimineller mit dem grünen Winkel auf der Jacke, kümmerte sich kaum um uns. Wir waren für ihn zur Sonderbehandlung vorgesehen, Gäste auf Abruf. Das merkten wir an der Tagesration, die winzig klein ausfiel.

Am Abend nach dem Dunkelwerden klopfte es am Fenster unseres Schlafsaales. Als einer von uns es einen Spalt öffnete, flüsterte eine Stimme: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?“

Wir brauchten uns unserer Visitenkarte nicht zu schämen und gaben Antwort. Danach wurden einige Brotstücke hereingelangt. Das war nicht viel, doch ausreichend. um zu wissen: Ja, die Partei ist auch hier.



Ich bin also nicht „sonderbehandelt“ worden, aber seit zwei Wochen bin ich aus dem Steinbruch „Fenngaben“ heraus. Ebenso wie die Kameraden mußte ich dort die herausgestemmen oder -gesprengten Felsbrocken auf der Schulter nach oben schleppen. Dreizehnmal am Tage mit der Last die hundertfünf- undachtzig Stufen einer roh behauenen Steintreppe hoch. Fürwahr eine Todestreppe, die auf längere Dauer niemand überstand, wenn es um einen normalen Tagesablauf ging. Aber kein Tag war normal, er war immer ein Todestag, grausam für die Sterbenden wie für die Überlebenden.

In dieser Zeit lag ich auf Block IX dem Tschechenblock. Als Deutscher gehörte ich nicht dorthin, ich war der einzige, sicherlich fehlgeleitet. Ich mußte stehen, an den Tischen fand ich keinen Platz, dazu kam das Mißtrauen. Zu ihrem Spitzel Horacek nun noch einen deutschen dazu, so dachten wohl die

tschechischen Kameraden. Sie mieden mich, und ich verzehrte stehend im Winkel der Tischnische meine kärglichen Mahlzeiten.

Zwei Schweigezonen gab es in diesem Block, die eine um Horacek, die andere um mich. Zweimal in der gleichen Woche hörte ich, wie Horacek zum Lagerführer gerufen wurde, und tags danach standen mehrere Tschechen am Tor. Über Nacht standen sie, am anderen Morgen waren sie verschwunden. „Entlassen“ durch den Schornstein.

Auch Horacek war wie ich vorher im Steinbruch gewesen, danach wechselte er die Arbeitskommandos, tauchte auf, verschwand, und es verschwanden Menschen. Durfte ich mich da beklagen, auch mißtraut zu werden? Dann schien doch etwas über mich in den Tschechenblock hineingesickert zu sein. Hofmanek, der Stubenälteste, kam abends in meine Tischnische, verjagte mit polternder Stimme einen seiner Landsleute vom Schemel und wies ihn mir zu. Das Schweigen um mich bröckelte langsam ab. Ich wurde ja nicht wie Horacek nach vorn gerufen, stellte man fest, und Kameraden verschwanden auch nicht durch mich. Bald fühlte ich, daß ich in der tschechischen Tischgemeinschaft aufgenommen war. Die Bannzone um mich war aufgehoben. Bisweilen kauderwelschte Hofmanek mit mir. Unverfängliches. Er sagte es nicht, aber ich fühlte dann immer, einen tschechischen Genossen vor mir zu haben.

Lange blieb ich nicht im Tschechenblock. Es tat mir fast leid, ihn wieder verlassen zu müssen. Ich wurde auf Block III verlegt, wo die meisten Deutschen waren. Hofmanek drückte mir zum Abschied die Hand. „Nemec-Kumpel“, sagte er plötzlich auf deutsch. Ich hätte ihn umarmen mögen, aber Horacek schielte vom Tisch vier zu uns herüber. Außerdem hätte es komisch ausgesehen, Hofmanek war ein Riese, wenn auch ein hinkender, ich reichte ihm nur bis zur Brust. Außerdem: weiche Regungen verbarg ich immer. Ich habe manchmal in mich hineingeweint, aber niemals heraus.

Der Blockälteste von der III war ein komischer Kauz. Als ich vor ihm stand und ihm meinen von der Schreibstube ausgestellten Verlegungsschein vorwies, blickte er kurz von seiner Kommandiertentafel auf, blinzelte mit kurz-sichtigen Augen und sagte nur: „Zum B-Flügel! Melde dich beim Stubenältesten.“ Er muß von meinem Kommen gewußt haben.

Später erfuhr ich einiges über ihn, nicht alles, zum Beispiel nie, weswegen er einsaß. Als junger Bursche muß er voller Abenteuerlust gewesen sein. Er war von zu Hause ausgerissen. Hatte Jack London gelesen und wollte in Alaska Gold schürfen. Beinahe wäre er in Oran bei der französischen Frem-

denlegion gelandet. In Marseille entdeckte er, daß dies nicht die richtige Route war. Er schlug sich nach Hamburg zurück, ging später ins Ruhrgebiet in einen der Thyssenschächte. Statt des gelben Goldes förderte er schwarze Diamanten. Für ihn blieb es aber nur eine Pfenniggrube. Der große Streik der Kohlekumpel an Rhein und Ruhr 1931 machte ihn reif für die Partei. Einmal dabei, verschrieb er sich ihr mit Leib und Seele und blutete dafür. Aber manche Vokabeln der Goldgräber waren ihm gewissermaßen als Jugenderinnerung geblieben. War jemand im Block zu neugierig und wollte von ihm etwas wissen, dann brummelte er stets vor sich hin: „Hier hat jeder sein eigenes Claim. Darüber hinaus hat niemand seine Nase zu stecken.“

Als ich in den B-Flügel eintrat, quollen mir die Ausdünstungen der Menschen und die von feuchter Kleidung entgegen. Dieser Geruch verfolgte mich schon seit zehn Jahren! In der Berliner Polizeikiste am Alex, im Gestapopalais in der Prinz-Albrecht-Straße, in Moabit und Plötzensee, überall begegnete er mir, und es war, als nähme ich ihn mit als Reisegepäck durch diverse Zuchthäuser bis ins KZ Sachsenhausen, und nun empfing er mich auch hier.

Arndt, der Stubenälteste, kam mir entgegen, als ich auf seine Wohnckecke im Tagesraum zusteuerte. Nach sechs gemessenen Schritten aber blieb er plötzlich stehen, machte eine abrupte Kehrtwendung, ging zurück, als habe er etwas vergessen mitzunehmen und kam erneut auf mich zu. Der ist noch nicht lange hier, dachte ich. Das sind Knastschritte, der Zelle angepaßt. Ich hatte sie mir schon in Sachsenhausen abgewöhnen müssen, und der hat es noch vor sich.

Er machte ein Gesicht, als käme ich ihm ungelegen, das aber stand im Kontrast zu seiner lustigen Stirnglatze, die von Sommersprossen nur so übersät war und wie eine butterblumige Wiese aussah. Später erfuhr ich, ihm gefiel einiges nicht, was seine Wirkungsmöglichkeiten hier im Lager betraf. Er war Genosse und wollte keine passive Rolle spielen. Er vermißte die gefährliche illegale Tätigkeit, das verschworene Zusammenhalten, das Konspirieren. Aber die Partei gab sich ihm bis dahin nicht zu erkennen. Er spüre sie nur. Der Gedanke, selbständig zu handeln, nahm in ihm immer breiteren Raum ein. Im übrigen hatte ihn sein Justizminister an Himmler ausgeliefert, und als Sterbekandidat hatte er den gleichen Stellenwert wie ich.

Ich fühlte mich sofort zu ihm hingezogen, obwohl ich ihn erst seit wenigen Minuten kannte. Der hat Sorgen, dachte ich, und das machte mich neugierig. Er musterte mich lange und schien mich in Ordnung zu finden. Mit

leicht sächsischem, warmem Klang in der Stimme forderte er mich auf: „Komm mit!“

Er führte mich in den Schlafsaal. Einige Kameraden an den Tischen blinkten mir zu. Es waren meine Sachsenhausener Kumpel, die damals schon aus dem Steinbruch heraus waren. Mit jedem Stein, den ich noch nach oben buckeln mußte, sank mir in diesen Tagen die Lust und der Lebensmut. Ich begann mir schon Gedanken zu machen, wann ich die Last zu tragen nicht mehr imstande wäre. Danach kam das Nichts, eine Staubwolke aus der Esse des Krematoriums. Aber zuvor käme das vom Lagerführer garantierte qualvolle Sterben.

Arndt blieb im Mittelgang an einem der dreistöckigen Betten stehen, sah mich von oben bis unten an, ging wieder aus dem Schlafsaal und kam wenige Augenblicke später mit einem Politischen zurück, der lang aufgeschossen war und, wie ich, den roten Winkel trug. „Du ziehst nach oben in den dritten Stock“, sprach er ihn an. „Und du“, er stieß mich an, nimmst das Bett unten in Besitz.“ Er grinste: „Du weißt, warum?“

Ich nickte, denn oben wäre es mir schwergefallen, das Bett richtig zu glätten, es zu einer ebenen Fläche zu machen. Darauf waren die Blockführer richtig lüstern. Meine kurzen Arme hätten nicht rübergelangen bei gleichzeitigem Stehen und Balancieren auf der Kante des Zwischenbettes. Ich sah Arndt dankbar an. „Ist schon gut“, meinte er, während der Lange ein mürrisches Gesicht zog. In dem Bett, in das er einsteigen sollte, war nachts zuvor einer der Kameraden verstorben. Außerdem drang nächtliche Kühle durch die Dachwand, und bei Frost hätte er den Reif von der Decke schaben können. Er würde der Kälte und dem Himmel näher sein.

Arndt führte mich zum Tisch I. „Hier wirst du sitzen“, meinte er. „Laß dir vom Tischältesten deinen Platz und dein Spind zuweisen, und hol dir nachher von mir deine Schlafdecke. Bettwäsche gibt es nicht.“ Dann ging er.

„Setz dich auf Hausers Platz, der kommt meist dann, wenn du schon in deiner Koje liegst“, empfing mich der Tischälteste auf Plattdeutsch, drückte mir die Hand und sagte: „Ich heiße Josef, und du?“

„Alois.“ Er grinste, ihm schien mein Name komisch zu klingen, zumal ein niederrheinischer Hauch in meinem Reden mitschwang.

„Kannst vorerst in Hausers Spind kriechen. Tischdienst hast du morgen.“ Wieder grinste er, weil es Gepflogenheit war, sofort dem Zugang den Tischdienst aufzubrummen. Mir war es egal.

Mir behagte die Aufnahme. Keiner befragte mich. Sie wußten wohl, daß ich einer der hundertdrei „Ru«-Gestempelten war. Schließlich merkten sie ja an meinem riesigen Blaupunkt, wie es um mich stand. Wer Hauser war, wußte ich nicht. Hatte auch keine Vorstellung von ihm, nur daß er im SS-Magazin arbeitete, hatte ich mitbekommen, und daß er mit den Brotwagen unterwegs sein sollte. Später erfuhr ich, daß man mich nicht ohne Grund in diesen Block geholt und an diesen Tisch gesetzt hatte.

Am Abend meines Umzuges von der IX auf die III begrüßte mich ein Kumpel aus Sachsenhausen. Ludwig Schuster, mein ehemaliger Stubenältester auf Block 47, war es, der mich anstieß: „Mach den Blaupunkt ab, willst doch nicht wegen diesem Lappen vorzeitig draufgehen.“ Ich sah, daß er seinen schon entfernt hatte. Ludwig stammte aus Wuppertal. also nicht weit von meiner niederrheinischen Heimat. In Sachsenhausen, wo ich durch meine vorausgehende siebenjährige Zuchthaushaft körperlich schon so weit herunter war, daß ich nichts mehr zum Zusetzen hatte, erhielt ich von ihm heimlich jeden Morgen einen Eßlöffel voll Lebertran. Der festigte meine Beine wieder..Ich habe Ludwig nie befragt, woher er dieses Zeug bekam, das nicht schmeckte, aber half. Ich, der viel Jüngere, wollte es ihm gleichtun, wenn ich konnte. Doch gegenwärtig aßen wir die gleiche Rübensuppe, die nur das Wasser in den Beinen höher trieb, aber nie satt machte.

In der neuen Tischrunde empfand ich, wie wichtig doch die gemeinsame Sprache ist, wie anheimelnd und ermutigend, nachdem ich in der IX nur so von tschechischen Lauten umgeben war. Aber ich nahm mir vor, bei Gelegenheit Hofmanek einen Besuch abzustatten. Er hat mich hier auf dem Berg auch die Partei spüren lassen.

Am nächsten Morgen saß ich wieder auf Hausers Schemel, ohne den Mann gesehen zu haben. Als ich meine Suppenschüssel zum Empfang der Kaffeelorke nehmen wollte, lag eine Brotportion darin. Ich wollte sie zurücklegen, denn sie gehörte mir nicht. Josef, der Tischälteste, beobachtete mich, zwinkerte mir zu und sagte: „Das ist für dich, du kannst es beruhigt nehmen.“

„Und Hauser?“ fragte ich.

„Der ißt sich draußen satt.“ Dann grinste er wieder und fügte hinzu: „Wir hier am Tisch spielen Bäumchen, Bäumchen, wechsele dich. So alle vierzehn Tage, dann bekommt ein anderer Hausers Kuhle. Also futtere nur drauflos.“

So besaß ich vom ersten Tage meines Aufenthalts im Block III täglich eine Brotportion mehr. Manchmal schob ich sie heimlich Schuster zu, quasi als Gegenleistung für den Lebertran von damals, aber auch, weil er sie nötig hatte, denn sein Körpermaß verlangte mehr als das meine.

Am nächsten Abend kam der Claimbesitzer vom A-Flügel in den Tagesraum und rief nach mir. Arndt sah vergrämt auf, als er bemerkte, wie der Blockälteste auf mich einsprach, und ich Anstalten machte, den Block zu verlassen. Es ging ihm gegen den Strich, daß über seine Mannschaft noch ein anderer bestimmte. „Wenigstens informieren könnte er mich“, brummte er vor sich hin, ihn quälte es, nicht ins Vertrauen einbezogen zu sein.

Der Claimbesitzer hatte mir mitgeteilt, daß draußen ein Kumpel auf mich warten würde. Das Wort Kumpel war die umschriebene Bezeichnung für Genosse. Es hatte sich seit Beginn der Illegalität bei uns eingebürgert.

Instinktiv spürte ich, daß ich jetzt zur Partei gerufen wurde. Das mußte auch Arndt fühlen, denn er sah mir mit fast neidischen Augen nach.

Ich war Bezirksinstrukteur des Kommunistischen Jugendverbandes gewesen. Nur die Gestapo wußte davon nichts. Es wäre ein Fressen für sie gewesen, hätte sie gewußt, daß ich zeitweilig auch der Bezirksleiter des Jugendverbandes im Ruhrgebiet war, wenn auch nicht vom ZK dazu beauftragt, weil es keine Verbindung mehr gab. Aber Artur Becker, Fritz Große und andere kannten mich und wußten, daß diese Funktion sich bei mir in treuen Händen befand. Ich selbst fühlte mich immer nur als eine nützliche Schraube, die im Getriebe des Kampfes nicht versagen durfte.

Als ich aus dem Block trat, kam jemand auf mich zu, groß und hager, von leicht bräunlichem Teint und mit dunklem Haar. Wir waren uns fremd, und doch erkannte ich ihn. Es war Franz Dahlem, das Mitglied des Thälmannschen ZK. Man sprach mit großer Hochachtung von ihm im Lager. Als er nach der Einlieferung vor dem Lagerführer stand, der sich den Spanienkämpfer und bekannten Kommunisten aus der Nähe betrachten wollte und zu ihm in seiner zynischen Art sagte: „Merk dir, hier gibt es nur eines, kuschen oder hängen“, soll dieser völlig konsterniert gewesen sein, als Dahlem ihm erwiderte: „Dann hängen, Lagerführer!“

Nun stand er vor mir - es war schon dämmrig geworden. „Du bist Gerber“, sprach er mich an und gab mir die Hand. „Laß mich dir namenlos bleiben und vergiß, daß wir uns je gesehen haben.“

Mir war das verständlich. Diese Art gehörte zum Einmaleins illegalen Wirkens im Lager. „Klar“. erwiderte ich ihm deshalb.

„Man schätzt dich als einen zuverlässigen Kumpel . . .“ Es wärmte mich, daß er so von mir sprach.

„ . . . Wir wollen dich deswegen in unsere Arbeit einbeziehen. Wärest du damit einverstanden?“ beendete Dahlem seinen Satz.

„Einverstanden“, erwiderte ich, und irgendwie erfaßte mich dabei eine innere Fröhlichkeit. Ich war wieder dabei.

„Du wirst allerdings nicht wie in Sachsenhausen in der Häftlings-schreibstube arbeiten.“ Er lächelte.

Ich merkte, er wußte wirklich Bescheid. Ich hatte dort den Häftlings-verpflegungsrapport machen müssen und verfügte theoretisch täglich über Hunderte Tagesrationen für Kameraden, die in der vergangenen Nacht erschossen, erhängt, abgespritzt, vor Hunger oder Krankheit umgekommen waren. Meine Aufgabe hätte darin bestanden, diese Rationen in den Proviant-raum zurückzuführen. Aber damit hätten wir nur die SS zusätzlich gefüttert. Die Partei entschied anders. Da die Rationen in den verschiedenen Blöcken lagen, bestand meine Aufgabe darin, sie geschickt in die Hände körper-schwacher Kameraden zu lenken. Ich riskierte dabei mehr als nur den Bock.

„Du wirst am Rollwagen II eingesetzt“, instruierte mich Genosse Dahlem. „Die Arbeit ist nicht leicht, aber du kommst in jeden Winkel des Lagers und der Kommandantur. Das ist es, was wir brauchen. An dem Tage, an dem du in Aktion treten sollst, wird man an dich herantreten. Man wird dir Verstecke nennen, die du anlaufen und leeren sollst. Was du dabei findest, gilt es ins Lager zu schmuggeln. Es werden nicht nur Lebensmittel sein, die du transportierst. Sei klug und vorsichtig und vergiß nicht: Wenn es einmal schiefgehen sollte - ob du schweigst oder redest, der Schlinge entgehst du nicht. Noch kannst du nein sagen.“

Für wen hält er mich, dachte ich. Ich habe immer Dinge getan, die mir mein Gewissen eingab, auch wenn sie mein Leben nicht erleichtert hatten. Nicht frei von Ängsten, aber ich habe sie getan.

Meine Stimme klang ein wenig gereizt, als ich erwiderte: „Ich sage aber ja!“

Dahlem legte mir wie entschuldigend die Hand auf die Schulter. „Na, dann also“, sagte er und verabschiedete sich von mir. Inzwischen war es fast dunkel geworden, und es war gut, um diese Zeit im Block zu sein.

Als ich wieder im Tagesraum war, rief Arndt mich zu sich. „Und?“ fragte er. Ich hätte ihm gern die Wahrheit gesagt, aber ich durfte es nicht, darum erwiderte ich nur leichthin: „Ein Sachsenhausener wollte mich nur einmal wiedersehen.“

Nein, er glaubte es mir nicht. Ich sah es seinem Gesicht an. Außerdem kann ich vor Freunden nur ungeschickt lügen. Er machte eine stumme Handbewegung und winkte ab. Ich sollte gehen.

Zwei Tage später wechselte ich das Arbeitskommando. Endlich war ich aus dem verfluchten Steinbruch heraus.



Vierzehn Tage war ich also schon Zugtier am Rollwagen II, und als ich mit meiner neuen Hose am Sonntagmorgen aus dem Schlaftsaal getänzelt kam, verdroß es mich fast, da niemand von ihr Kenntnis nehmen wollte. Wir liefen ja alle meist mit Farbklecksen versehen, buntgewürfelt wie Karnevalsgestalten umher. Warum sollte sie auch auffallen? Nur mein Tischältester bemerkte die modische Erscheinung an mir, sie brachte mir aber kein Lob, sondern nur sein schallendes Gelächter ein. Im Nu faßte er mich an den Hüften und hob mich auf den Tisch. Nun einmal oben, wollte ich einige mannequinähnliche Wendungen machen, doch eine Lachsalve am Tisch verwirrte mich, und ich war in meinen Bewegungen gehemmt. Ich muß wohl ein dummes Gesicht gemacht haben.

Draußen vom nahen Wachturm schrie ein Posten höhnisch herunter: „Lacht nur, ihr Dreckskerle, bald kneift ihr doch den Arsch zusammen!“

Der Effekt, den ich erhoffte, war nicht eingetreten, denn die Blicke meiner Kameraden besagten etwas anderes: Da ist er schon so eine kleine komische Figur, nun macht er sich noch komischer. Die pludrige Hose machte mich noch gedrungener, ein Umstand, den ich an mir selber nicht wahrnehmen wollte. Betroffen sagte ich daher, und weil mir auch nichts anderes einfiel: „Aber sie ist doch warm.“

Hauser, dessen Arbeitskommando sonntags nicht ausrückte, wußte wohl doch den Wert meiner Hose richtig einzuschätzen. Er schlug mir mit seiner großflächigen Hand derb auf mein Gesäß und sagte: „Aber organisieren läßt es sich schon mit ihr, nicht wahr, Spediteur?“ Jedes Zugpferd am Rollwagen ist gewissermaßen ein Spediteur, denn er transportiert tagein, tagaus verschiedene Dinge ins Lager und aus dem Lager. So gedacht wäre Hausers leichtsin-

nige Bemerkung unverfänglich geblieben, aber Arndt machte sich darauf seinen Vers. Also Spediteur! mochte er denken. Da hat man ihn schon in die illegale Arbeit einbezogen. und ich stehe noch draußen. Verärgert rief er: „Komm runter vom Tisch! Deine Modenschau kannst du woanders abziehen, aber nicht auf meinem Flügel. Wenn der Blockführer dich erwischt, stehst du am Tor und wir anderen vor der Tür und frieren uns die Nasen ab.“

„Na ja“, brummte mein Tischältester und hob mich wieder herunter. »Ein bißchen Spaß ist doch wohl noch erlaubt.«

Es war das erste Mal, daß mich Arndt so angeranzt hatte. Möchte wissen, welche Laus ihm schon am frühen Morgen über die Leber gelaufen ist, dachte ich. Aber ich wollte mir meinen arbeitsfreien Tag nicht verpatzen lassen, es genügte mir schon, heute auf Hausers Portion verzichten zu müssen, die aß er am Tage seiner „Ruhe“ immer selber, da er ja nur an den Wochentagen im SS-Magazin auftanken konnte. Außerdem blieb mir keine Zeit, weiteren Gedanken nachzuhängen, denn die Lagerglocke schepperte über den Appellplatz zu uns herüber, und schon rief Arndt: „Alles raustreten zum Appell!“

Von draußen hörte sich das Trappeln Hunderter Holzgaloschen wie das Grollen einer Lawine an, aber in Bewegung kam sie erst richtig, wenn plötzlich durch eines der Hinterfenster der Blockführer hereingeschlichen kam, der dann in seiner Art für ein „flüssiges“ Antreten Sorge trug, was nie ohne Folgen blieb. Heute schien er seinen freien Tag zu haben und wir unsere Ruhe. Ein anderer nahm den Rapport ab, es ging verhältnismäßig schnell, weil der glasklare, aber kalte Tag mit seiner blassen Sonne, die hinter der Granitmauer heraufkletterte, für andere Interessen einzuladen schien, als in den vermieteten Tagesräumen und Schlafsälen wieder einmal alles drüber und drunter zu stellen.

Nach dem Einrücken und der Huldigung des Putzteufels lud mich Hauser zu einem Spaziergang nach draußen ein. Er tat es nicht oft. Sicherlich wollte er mir etwas Wichtiges sagen. Sonst hielten wir aus Gründen der Konspiration Abstand voneinander, obwohl ich noch Teilhaber seines Schemels und Spindes war.

Hauser überragte mich um einen ganzen Kopf und war stämmig. Man merkte es ihm an, daß er an einer der seltenen „Freßstellen“ engagiert war, wo man sozusagen gut überstehen konnte, wenn nicht plötzlich ein „Frostein-

bruch“ eintrat, der einen einzelnen oder gar ein ganzes Arbeitskommando im Steinbruch „vereisen“ ließ.

Mein „Brotgeber“ stammte aus Köln und wohnte in der Nähe des Klingelpütz, wo schon mancher unserer Genossen unter dem Beil seinen Kopf verlor. Er war in den Deutz-Werken beschäftigt gewesen, versuchte dort die zerschlagene Zelle des Jugendverbandes wieder aufzubauen und ging durch Verrat hoch. Das Landesgericht bedachte ihn deswegen mit sechs Jahren Zuchthaus. Anschließend kam er nach Buchenwald, legte sich dort mit einem Blockführer an und wurde als ein renitenter Typ, dem nicht mehr zu helfen sei, dem Lager auf dem Berg überstellt.

Die Genossen hatten ihn bald aus der Masse der Häftlinge herausgefischt und über Umwege dem Arbeitskommando SS-Magazin zugeführt. Hier konnte er sich eine normale Ernährung unter den unnormalen Verhältnissen sichern. Aber er half auch anderen, wo er helfen konnte, auch mir, und er hielt mich ganz schön in Trab dabei. Eines war uns gemeinsam: Beide wurden wir aus unserer illegalen Jugendarbeit heraus verhaftet und gehörten hier nun zur Partei.

Draußen sagte mir Hauser, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ihn niemand belauschte: „Hör zu, im Magazin müssen wir etwas kurztreten. Deine Verstecke werden vorerst leer bleiben. Der Chef aller Dauerwürste hat einen spanischen Kameraden dabei erwischt, wie er sein Magazin um ein Pfund Butter erleichtern wollte. Der arme Hund wird im Steinbruch landen, und uns wird er auf Maul und Finger schauen.“

Das war keine gute Post, die er mir da brachte. Es ging mir jetzt nicht um die Kuhle Brot, die ich einbüßte, meine Zeit war sowieso abgelaufen, das Bäumchen würde morgen gewechselt werden. Aber die vielen anderen, die auf das bißchen Zusätzliche hofften und es verflucht dringend gebrauchten, würden es vermissen.

„Ich weiß, was du jetzt denkst“, fiel mir Hauser in meinen Gedankenknäuel. „Aber sei ohne Sorge, unsere Finger werden bald wieder in den Schmalztöpfen der SS sein. In einer Woche läuft alles wieder wie geschmiert.“ Ich lachte.

Hofmanek, der Stubenälteste der Tschechen, kam gerade auf dem Weg von der Schreibstube zu seinem Block gehinkt. Er winkte mir zu, und ich grüßte zurück. Bei ihm saß immer noch der Spitzel Horacek im Block, und er wußte nicht, wie er ihn vom Halse bekommen sollte.

Und plötzlich wurde ich ernst.

„Was hast du?“ fragte Hauser. „Erst lachst du und nun... Was ist los mit dir?“

„Ich stellte mir vor“, antwortete ich, „wie ihr bald wieder eurem Chef eine Nase drehen werdet, so lang wie eine Dauerwurst. Aber der da, der eben an uns vorbeikam, wird es schwerer haben, sein Problem zu lösen.“ Und ich erzählte ihm, was ich über den Spitzel Horacek wußte. Hauser schwieg dazu, und wir drehten lange, ohne ein Wort zu sprechen, unsere Runden.

Ich blieb plötzlich stehen und fragte unvermittelt: „Was ist eigentlich mit Arndt los? Er sieht oft so verbiestert aus, und vorhin blickte er uns beiden nach, als würde er uns beneiden. Aber weshalb wohl?“

„Ich weiß es auch nicht“, erwiderte Hauser. „Ich hab mich um seine Seelennöte bisher nicht gekümmert. Um ehrlich zu sein, ich habe sie überhaupt nicht wahrgenommen. Im übrigen schüttelte ich alles von mir ab, was mir so am Tage die Laune verderben könnte.“

In der Tat, Hauser war ein fröhlicher Bursche, und das machte ihn mir noch sympathischer.

Arndt war für viele auffällig, obwohl äußerlich an ihm nichts Auffälliges war, aber er wirkte aufsässig. Die Genossen aus dem Arbeitseinsatz mußten ihn Hals über Kopf aus seinem letzten Kommando herausholen, sollte es ihm nicht an den Kragen gehen. Glücklicherweise war im Block III der Posten des Stubenältesten frei geworden, und der Blockälteste hieß ihn willkommen, war er doch froh, einen Rotwinkligen hereinzubekommen, nachdem er seinen Grünen losgeworden war, weil der vom Kommandoführer bei Schiebereien entdeckt wurde und in den Steinbruch mußte.

Von den Mühen der Partei um seine Häftlingspersönlichkeit wußte Arndt wenig. Für ihn war alles der „Lauf der Dinge“, seltsamerweise verkannte er die Sorge der Partei um ihn, für die er ja eigentlich voll wieder ins illegale Leben einsteigen wollte. Er stammte aus Dresden und hatte einer Gruppe Roter Bergsteiger angehört. Bei riskanten Kletterpartien im Elbstandsteingebirge hatte er manchen gefährdeten Genossen über die tschechische Grenze geschleust und kam dann meist mit illegalen Schriften zurück. Auf einer dieser Touren lief er mit einem Rucksack voller Schriften einer Kontrolle in die Arme. Der Gestapo tischte er eine naive Geschichte auf.

Natürlich glaubte man ihm nicht. Er bekam fünfzehn Jahre.

Hier im Lager hatte die Partei sehr schnell die Kompliziertheit seines Charakters herausgefunden. Mit zu viel Ehrgeiz und mitunter Mangel an Vorsicht konnte er sich und andere gefährden. Darum durchlief er noch den Prüfstand der Partei. Sie entschloß sich, ihn erst in ihre Tätigkeit einzubeziehen, wenn dieser Bergsteiger, obwohl an Höhenluft gewöhnt, mit dem Klima hier auf dem Berg wirklich zurechtkäme.

Aber Arndt kam sich selber gar nicht so kompliziert vor. Er dachte in einfachen Ganglinien, und da er gewohnt war, den Stier bei den Hörnern zu fassen, wollte er sich aus der „Vergeßlichkeit“ der Partei herauslösen.

Die Genossen sollten wissen, daß es für ihn kein Parteimitglied im Ruhestand gibt.

Das alles wußte ich damals über meinen Stubenältesten noch nicht, als ich mit Hauser den Sonntagsspaziergang um die Baracken machte.

Gestört wurden wir, als wir beide fast gleichzeitig bemerkten, wie Rapportführer Brendel mit steifen Beinen über den Appellplatz der Schreibstube zustakte. Es ist gut, ihm aus dem Wege zu gehen, dachte ich und stieß Hauser an: „Verschwinden wir im Seitengang! Ich möchte mir nicht durch die Lakritzenstange den Sonntag vermiesen lassen.“

Aber wir waren kaum aus dem Blickfeld, da hieß es: »Das Magazin-kommando sofort zum Tor!«

Ich sah Hauser erschrocken an und dachte unwillkürlich an den Spanier, der hochgegangen war. Und jetzt geht das ganze Kommando in den Steinbruch. Doch auf Hausers Gesicht keine Spur von Angst. „Wird wohl mit der Truppe zusammenhängen“. sagte er nur und eilte nach vorn zum Tor.

Mit zwiespältigen Gefühlen ging ich in meinen Block zurück. Mein Sonntag war doch verdorben worden.

Arndt sah ich am Fenster stehen. Auf seiner Stirn war eine tiefe Falte. Auch er macht sich Sorgen, dachte ich, und aus einem kameradschaftlichen Gefühl heraus wollte ich zu ihm gehen, doch mir lag noch sein Anranzer im Magen. Ich setzte mich an meinen Tisch und sinnierte vor mich hin.



**A**m Nachmittag kam Hauser quietschvergnügt zurück.

Ich atmete auf. Wir haben uns selber in Angst versetzt, dachte ich, fragte aber Hauser neugierig: „War was?“ Hauser schnippte mit den Fingern. „Wir haben die Marschverpflegung für ein Bataillon der Truppe ausgeben

müssen. Es rückt ab zur Front, um sich kalte Füße zu holen“, erwiderte Hauser.

Wie er so vor mir stand, entströmte seinem Mund eine Geruchswolke von Schlackwurst. Er rülpste ungewollt.

„Hast dir wohl dabei auch deine Marschverpflegung gesichert?“ fragte ich ihn. „Kannst von Glück sagen, daß es keine Knoblauchwurst gewesen ist, hättest deinen Chef ganz schön angestunken.“

Ich war nicht neidisch auf sein opulentes Mahl, aber an guten Sachen sich einmal so richtig rund herum satt zu essen, wer träumte nicht davon?

Hauser aber giente nur zu meinen Worten, dann sagte er: „Ich habe meine Sonntagskuhle zu früh verputzt. Hätte sonst mehr nachschieben können, und mein Brot wäre einem anderen zugute gekommen. Man muß sich halt immer rechtzeitig auf solche Glücksmomente einstellen können. Hab doch gewußt, daß bei der Truppe Heldenkau herumgeistern.“

Arndt nutzte den arbeitsmüden Sonntag auf seine Weise und peilte den Blockältesten an. Da saß er ihm nun gegenüber, dem Schauermann und Kohlekuli, auf dessen breitem Buckel ein gefüllter Zweizentnersack hätte Platz finden können. Er aber blickte nicht auf, sondern radierte mit seiner rechten Hand, die einst gewohnt war, andere Dinge als diesen kleinen, zwischen seinen Fingern kaum wahrzunehmenden Gummi anzupacken, auf seiner Rapporttafel herum, als säße niemand vor ihm.

Arndt räusperte sich, aber der Blockälteste radierte weiter, wobei sich die Spitze seiner wulstigen Zunge zwischen den Lippen sündig bewegte.

„Du, Fietje!“

Kein Reagieren.

„Fietje, bis du taub!“

Jetzt erst hob er träge seinen mächtigen Kopf, die Zungenspitze verschwand, der Radiergummi entglitt seinen Fingern. Grob kam es aus seinem Mund: „Du siehst wohl nicht, daß ich arbeite?“ Aber er glaubte wohl selber nicht an die Intensität seiner Arbeit, denn seine Augen blickten spöttisch auf. Das Gesträuch seiner Brauen bewegte sich.

Arndt kannte die Art seines Blockältesten. sich von niemandem herauslocken zu lassen, diesmal aber verdroß es ihn, weil er ja etwas von ihm erfahren wollte, und nun sah es gar nicht danach aus, daß ihm das gelänge. Trotzdem nahm er noch einen Anlauf. „Du, Fietje, was ich fragen wollte: Der kleine

Gerber ist doch Hausers Heimatkumpel? Sie waren doch im gleichen Prozeß?“ Mit der letzten Frage wollte er nur auf den Busch klopfen.

Der Blockälteste senkte wieder seinen Kopf, nahm den Radiergummi und rieb erneut auf der Tafel herum, als habe er ein Kunstwerk zu vollenden. In Wirklichkeit dachte er aus vorsichtiger Abwehr heraus: Was soll diese Frage? Was gehen ihn die beiden an? Und warum fragt er sie nicht selber? Das Leben hatte ihn nicht nur gewitzt, sondern auch klug gemacht, und da die Partei Arndt noch nicht in ihr Vertrauen einbezogen hatte, sah er keine Veranlassung, ihm einen Vertrauensvorschuß zu geben. „Weiß ich nicht“, sagte er entschieden. um dann vor sich hin zu brummeln: »Hier hat jeder sein eigenes Claim. Darüber hinaus hat niemand seine Nase zu stecken.“

Arndts ehrliche Neugier wurde an diesem Tage nicht gestillt. Er fühlte, daß er mit diesen kargen Worten abgewiesen war. Er stellte keine weiteren Fragen, verschluckte den aufkommenden Arger und ging wieder auf seinen Flügel zurück, während Fietje ihm bedächtig nachschaute.

Arndt wußte nicht, daß er mit seiner Frage das Alarmsystem der Partei ausgelöst hatte. Irgendwo unter den zehntausend Häftlingen im Lager befand sich die illegale Leitung, und neben einem ihrer Mitglieder schritt nun Hauser im Halbdunkel des Abends und mußte mutmaßen, warum der Stubenälteste Fritz Arndt ihn und Gerber ins Gespräch zu bringen versuchte.

Hauser überlegte, ging den Ereignissen des Tages nach, schlug sich dann erinnernd die Hand gegen die Stirn und sagte: »“Ich hab es: die Modenschau! Da hab ich was falsch gemacht.“

„Was? Und wieso Modenschau?“

Und Hauser berichtete vom Auftritt mit der Hose, über die der ganze Tisch gelacht hatte, und von seiner Bemerkung über den „Spediteur“ und sein „Organisieren“ und von Arndts gereiztem Reagieren darauf.

Der Genosse von der Leitung rieb sich die klammen Hände. „Es mag so sein, wie du sagst. Wir versuchen ihn für echt zu halten, deinen Stubenältesten. Sonst hätten wir ihn nicht schon mehrmals aus fast aussichtslosen Situationen herausgehauen. Er ist ein Prozeßeinzelgänger, und das mag für ihn sprechen, aber er hat keine Bürgen hier, und seine Akte sagt nichts darüber aus, was die sechs abgebrummt Jahre aus ihm gemacht haben. Eben das wissen wir noch nicht. Außerdem hat er sich hier immer selber in Schwierigkeiten gebracht, und ob er uns noch weitere Schwierigkeiten servieren wird, das wissen wir auch noch nicht.“

Trotz seiner Bedenken, daß Arndt ihn über den Claimbesitzer anzupeilen versuchte, verteidigte Hauser ihn auf einmal. „Jeder anständige Kumpel sucht doch Kontakt“, erwiderte er. „Man braucht ihn, um nicht im Alleingang vor die Hunde zu gehen. Dabei jemanden hängenlassen, das ist, als ob man sich selber aufgibt. Wenn Arndt bei uns einsteigen will, ganz ehrlich einsteigen, dann ist seine Fragerei geklärt.“

„Auch Spitzel suchen Kontakt, und wir dürfen unmöglich dich und deine Fettstraße gefährden. Es sterben schon genug unserer Kameraden an Hunger. Wenn Arndt auf dich zukommt, lenk ihn von der Sache ab und verständige deinen Spediteur, er soll sich ebenso verhalten. Stoß ihn aber nicht ab. Ist er so, wie wir es annehmen, dann wird sich dein Stubenältester in Zukunft nicht wegen mangelnder Kontakte zu beklagen haben.“

Das Gespräch wurde auf der hintersten Lagerstraße geführt. Sie gingen noch eine Weile, dann verabschiedeten sie sich.

„Bis dann!“ meint der Genosse und gab Hauser die Hand.

„Bis dann!“ erwiderte Hauser.

Karg war ihre Sprache, und dennoch lag viel Wärme in ihr. Jeder der beiden spürte sie.

Als Hauser wieder in den Block kam, war sein sonst so fröhlicher Gesichtsausdruck von einem tiefen Ernst überschattet. Niemand fragte ihn nach dem Grund, überflüssige Fragen hatte man sich abgewöhnt.



Arndt hatte noch nicht das Signal zum Einfahren gegeben, trotzdem war ich in den Schlafsaal verschwunden, machte aus meiner Decke einen Sack und kroch hinein. Mir schauerte, die Decke war klammfeucht, und es dauerte lange, ehe ich mich darin ein wenig warmgezittert hatte.

Ich konnte nicht einschlafen. Ich wollte an nichts denken, doch die Gedanken krochen immer wieder auf mich zu. Ich versuchte sie zu verscheuchen, kontrollierte nochmals, ob meine Hose und Jacke der Vorschrift nach quadratisch auf dem Schemel am Kopfende des Bettes lagen, zählte im Zwielflicht der Deckenlampe die Bettbretter über mir, aber ich kam nicht damit zu Rande, denn die letzten waren schon in Dunkel gehüllt, nur ein Halm, der zwischen den Ritzen zweier Bretter aus dem Strohsack stach, hatte es mir angetan. War es der berühmte Strohalm? Nein, auch er brachte mir nicht den gewünschten Schlaf.

Meine Akte schwebte mir vor, mit dem „Ru“ versehen und mit Blauschrift quer über den ganzen Deckel: Ist zur Sonderbehandlung vorgesehen. Ja, warum lebte ich noch und die hundertzwei anderen? War es nur Zufall, Trägheit der SS? Aber die Linzer aus den „Hermann-Göring-Werken“ gingen auch nicht sofort durch die Gaskammer. Aber sie gingen. Der Prozeß wegen Vorbereitung zum Hochverrat, der anstehen mußte, fand nicht statt, dafür das T. U., das Todesurteil. Ich stellte mir vor, Bachmeier, der Lagerführer, wollte mal so im Vorbeigehen zur Politischen Abteilung, vielleicht auch nur aus Langeweile reinschauen. Oder er wollte gar in die SS-Bücherei, die gleich nebenan lag, und er hatte sich nur in der Tür vertan. Im Grunde gab es ja auch keinen großen Unterschied zwischen der PA, der Todesregistratur und der Bücherei. Denn die Akten waren auch wie die Bücher in Regalen aufgestellt, nur wogen sie schwerer dem Inhalt nach. Sonst waren sie ebenso in einem schmutzigen grauen Ton gehalten, wie die Einbände in der Truppenbibliothek.

Doch nun einmal in der PA, griff Bachmeier, natürlich wieder nur aus Langeweile, eine Akte heraus, und rein zufällig meine Akte. Ei, ei, was haben wir denn da herausgefischt? So, so, Sonderbehandlung. Ja, warum haben wir das noch nicht getan? Hundertdrei, das lohnt sich doch, nicht wahr, Oberscharführer?

SS-Oschaf Knittel, der Registrator des Todes, grinste nur und antwortete: Läßt sich nachholen, Sturmabteilungsführer!

Und alles würde im gemütlichen Wiener Dialekt gesprochen sein. als stände man nicht in der PA, sondern säße in einer schummrigen Wiener Kaffeestube, und sie hätten nicht meine Akte, sondern die NS-Zeitschrift „Glaube und Schönheit“ vor sich.

Und zufällig kommt, so dachte ich weiter, die Bibliothekarin, ein blondes Gift mit langen Zöpfen und Ballettbeinen, vorbeigetänzelt. Bachmeier und Knittel schauen wie elektrisiert aus dem Fenster. Hastig steckt Stubaf Bachmeier meine Akte zurück, vergißt, daß er sonderbehandeln wollte, und verfolgt mit seinen Augen diese junge Frau.

Ach, richtig! spricht er Knittel an. Ich wollte mir ja noch ein Buch ausleihen.

So konnte ich wieder einmal dem geplanten Tod entronnen sein. Ich wälzte mich auf dem strohgefüllten Keilkissen, das fast nur noch aus Strohmehl bestand, weil es unruhige Köpfe wie Mühlsteine zerrieben hatten, Köpfe, so unruhig wie auch der meine.

Nein, wenn ich schon hier auf dem Todesberg sein mußte, dann aber ohne Todesgedanken! Laß sie frei, dachte ich, herunter vom Berg in die ebene Landschaft des Niederrheins, in der ich mich so oft gedanklich verirre. Hin zu meiner Geburtsstadt Hamborn. Sie wird wie immer überschattet sein von den Rauchschwaden der Thyssenschen Gruben und Stahlwerke, vom gelbschmutzigen Qualm der Grilloschen Zinkhütte und dem Gestank des teerverschmierten Emscher-Kanals. Aber sie hat mir besondere Einsichten gegeben, die Stadt des ständigen Aufbäumens geschundener Kohlekulis und Stahlkocher. Vater hatte als Häuer zuerst das Aufbäumen mitgemacht, war aber dann müde geworden und dem Trunk verfallen. Nur noch im Dunste billigen Fusels gebärdete er sich revolutionär. Am Ende blieb ihm nur das heulende Elend. Aber ich merkte, daß er seine Erwartungen und Hoffnungen, die er verloren, in mich, den Kleinsten aus der so zahlreichen Familie, setzte. Er täuschte sich nicht. Bald fühlte ich mich dort zu Hause, wo täglich die Kämpfe entbrannten, wo sich mit mir in der Wohnung des an Gesteinsstaublungelidenden Genossen Hübschen die jungen Kommunisten trafen, heiß debattierten, um anschließend meist Plakate zu kleben, Losungen zu malen oder Flugblätter unter die Türen der Bewohner der Thyssensiedlung zu schieben. Diese Abende waren aufregend schön, und ein Hochgefühl erfreute mich dann, wenn wir wieder mal die Büttel des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Meier hinters Licht führen konnten. Und wie mich die Liebe zu der Jugendgenossin Olga erfaßte, die wir mit ihrer Gruppe der SAJ zu uns herüberzogen. Olga, dieses rehägige Mädel mit den dunklen anschmiegenden Haaren ihres Pagenkopfes.

Nicht ein einziges Mal haben wir uns geküßt, dachte ich, und war ungehalten, weil in diesem Augenblick meine zwei Bettnachbarn über mir sich geräuschvoll auf ihren Strohsäcken breitmachten und mit dem weiteren Mahlen des Strohes begannen. Sie rissen mich gerade in diesem Moment aus den Erinnerungen, die geeignet waren, vergessen zu lassen, was noch auf mich zukommen konnte.

Als das Licht im Schlafsaal gelöscht, das Raunen verstummt und das unruhige Atmen vieler die gewohnte Geräuschkulisse abgab, nahm ich den Gedankenfaden wieder auf.

Olga und ich waren in unseren Worten und Gefühlen selber wie scheue Rehe, aber wenn wir an den Sonntagen mit der Gruppe hinaus zur Hünxtener Heide zogen und rein zufällig, aber auch in geheimer Absicht, sich unsere

Körper streiften, dann schlug eine Lohe von Empfindungen in mir hoch, und ich merkte, daß es Olga in diesem Augenblick ebenso erging. denn wir zuckten unwillkürlich zusammen. erschranken und spürten, wie gern wir uns hatten.

Trotzdem vergaßen wir darüber nicht, daß am Horizont der Faschismus wie eine dunkle Wolke ins Allmächtige wuchs, gepäpelt und nach vorn geschoben durch die Allmächtigen der Industrie und Banken. Dem hatten wir nur die Kraft der Kommunisten entgegenzusetzen, wohl wissend, sie würde nicht ausreichen. wenn die andere fehlte, die der Sozialdemokraten. Sie ließen uns allein, verurteilten sich selbst zum Stillhalten, verwirrt durch den Antikommunismus, der durch die Zeit geisterte.

Den Kampf aufgeben? Das lag uns Kommunisten nicht. Und ich wollte ein Kommunist sein. Was ist da eine unerfüllte Liebe zweier Proletarierkinder gegen eine verlorene Schlacht des Proletariats? Die Liebe blieb ja in mir, aber wie viele, die neben mir gegangen waren, die Genossen, waren erschlagen worden, in den Kellern der SA-Kasernen gefoltert oder, wie ich, in die Illegalität getrieben. Für uns, die Illegalen. war jetzt das ganze Ruhrgebiet Aktionsbereich. Das war kein Zuckerschlecken, das Knüpfen zerrissener Verbindungen, Mutlosen neuen Mut geben, dessen ich oft selbst bedurfte, neue Kämpfer gewinnen, Ringen um den sozialdemokratischen Genossen, vor allem aber in vielfältiger Form und Weise vor Arbeitern sprechen, sie aus dem Dunkel der Verwirrung zur Klarheit führen. und über mir stets das Damoklesschwert drohender Verhaftung.

Wie vom Sturm getragen, flogen mir jetzt die Bilder zu. Die furchtbare Märznacht des Jahres neunzehnhundertdreiunddreißig. Die SA überfiel die rote Flurstraße, und ich war nur einige Dutzend Meter von ihr entfernt. Das Aufschlagen von Stiefeln auf hartem Gestein, kehlige Befehle, Schüsse, Stöhnen mißhandelter Menschen - und zwischen rauhem Lachen das Wimmern verängstigter Kinder und das Schreien der Frauen. Minutenlang waren Verzweiflung und Resignation in mir und ein Weinen wie ein inneres Verbluten. Doch dann führte mich diese blutige Nacht, von der die SA höhnte, sie habe mal gründlich diese Straße maßgenommen. zurück zu meinen Genossen. Ich konnte ohne sie nicht mehr sein.

Fast abenteuerlich schien mir von da an mein Leben zu verlaufen. Die Gestapo suchte in den Städten des Ruhrgebietes fieberhaft nach einem jungen Mann im schwarzen Lederolmantel. Dieser Mann war ich. Aus heraus-

geschmuggelten Mitteilungen Verhafteter erfuhr ich es über Umwege. Die Partei beschloß, daß ich das Ruhrgebiet verlassen sollte. Mein letzter Besuch galt einem alten Ehepaar, das in der Nähe von Oberhausen wohnte und mich immer dann aufnahm, wenn ich keine andere sichere Bleibe mehr besaß. Ich drückte Muttern Schäfer, die mich Mitleid und Fürsorge spüren ließ, noch einmal die Hand. Mitleid, weil ich mich wie ein Verfehmter durch die blutige Zeit schlagen mußte, und Fürsorge, indem sie immer etwas für meinen hung- rigen Magen bereithielt oder mir gar ein kleines Zehrgeld zusteckte wie auch diesmal.

Dann ging es über die grüne Grenze nach Holland. Der Übergang war mir geglückt. Ich hatte diesen Weg schon einmal gemacht, das war neunzehn- hundertdreißig, als ich zum Weltkongreß gegen den imperialistischen Krieg nach Amsterdam tippelte, mit noch einem Genossen, der aus einer christli- chen Bewegung zum Jugendverband stieß. Die Begegnungen mit den damals weltbekannten Kriegsgegnern beeindruckten mich sehr. Seitdem wußte ich, wer Henri Barbusse, Romain Rolland, Sen Katayama und viele andere waren, und ich war mit empört, als auf dem Kongreß durchdrang, daß die holländi- schen Behörden der sowjetischen Delegation die Einreise verweigert hatten.

Im Büro West der KPD, das von der Emigration aus wirkte, schlugen die Genossen mir vor, die Leninschule in der Sowjetunion zu besuchen. Schon wenige Tage danach sollte ich die Reise antreten. Zuvor hatte ich noch einen Auftrag zu erledigen. In meinen Mantel eingenäht, trug ich die jüngst gefaß- ten Beschlüsse der Partei und des Jugendverbandes, auf japanische Seide ge- schrieben, mit ins Ruhrgebiet, um sie den Genossen zu übergeben. Danach erst ging die Reise zum Land der unbeschränkten Hoffnungen richtig los, aber auf der Zwischenstation in Prag wurde ich verhaftet. Die Beneschbehörde, für die ich ein lästiger Ausländer war, wollte mich zurück ins faschistische Deutsch- land abschieben. Das war mir ganz und gar nicht recht, auf diese Weise in die Hände der Faschisten zu geraten. Ich wies mich daher selber aus. Das heißt, ich brach aus der Prager Polizeikiste aus. Und durch diese Panne, nicht ganz ohne Selbstverschulden, ging es nicht mehr nach Moskau, sondern auf Schmugglerwegen nach Deutschland zurück, um in der illegalen dreiköpfigen Führung des Jugendverbandes in Berlin tätig zu werden. Dort ging ich im September vierunddreißig nach einer Flugblattaktion hoch. Es war am Anti- kriegstag, ich lief nach vorhergegangenen Verhaftungen einen Treff an, der durch Verrat der Gestapo bekannt geworden war. Wieder kamen Wochen und

Monate ständiger Bewährungsproben, die ich als Untersuchungshäftling in Moabit zu bestehen hatte, und doch kam der Tag, wo alles in mir dem Nullpunkt zusteuerte. Da hörte ich auf einmal aus verschiedenen Zellen Rufe: „Rot Front, Teddy! Wir stehen zu dir! Wir lassen uns nicht unterkriegen!“

Ich rückte schnell meinen Schemel ans Fenster und sah aus einem schmalen Schlitz des geöffneten, aber mit blinden Scheiben versehenen Fensters Ernst Thälmann unten im Gefängnishof gehen. Er hatte allein eine Freistunde zu einer Zeit, da die anderen Häftlinge in ihren Zellen eingeschlossen waren. Mir fehlte die Stimme, vor Freude, Thälmann zu sehen, denn mein Herz war mir richtiggehend in die Kehle gerutscht. Er hatte mir schon einmal Kraft gegeben, als ich ihn als junger Delegierter auf dem XI. Parteitag in Essen erlebte.

Ich glaube, die Rufer waren schuld daran, daß seine Freistunde plötzlich abgebrochen wurde. Seine gute „Schuld“, mich wieder aufgerichtet zu haben, blieb. Mein Schicksal konnte bestimmt nicht schlimmer sein als das seine.

Ich mußte plötzlich über den Gedanken lächeln, daß neben Teddy es auch Olga war, die mich stark werden ließ. Zwei Menschen von ganz unterschiedlicher Ausstrahlung auf mich.

Von Olga besaß ich nicht einmal ein richtiges Bild. Nur in meiner Vorstellung formte ich sie mir immer wieder. Eine Zeitlang besaß ich ein Zeitungsbild einer Filmschauspielerin, die Olga so ungemein ähnlich war. Später nahm mir der Hausvater des Zuchthauses Luckau das Bild und warf es weg. „Hier brauchst du das nicht mehr. Deine Gefühle bremsen wir mit Soda“, sagte er ungerührt und grinste. Er nahm mir nur das Bild der Schauspielerin, aber nicht das meiner Olga. Es begleitete mich bis auf den Berg hierher. Du wunderbares Mädel, dachte ich, was auch deine Wege sein mögen, immer hast du mitgeholfen, alles zu überstehen.

Ich mußte in Gedanken an sie eingeschlafen sein, doch plötzlich wurde ich wach. Der dünne Strahl einer Taschenlampe blendete mich, tastete mein Gesicht ab. Ich fuhr erschrocken auf, doch eine Hand aus dem Dunkel kommend, drückte mich auf den Strohsack zurück. „Bleib liegen, es ist nichts. Du hast geträumt, gut geträumt“, hörte ich Arndts Stimme. „Darum bin ich an deinem Bett stehengeblieben.“

Er setzte sich auf meinen Bettrand.

Ich war trotzdem beunruhigt. Zum ersten Mal wußte ich, daß ich im Traume rede. Redende Träumer können unbewußt zum Verräter werden. „Was hast du denn gehört“, wollte ich wissen.

„Du sprachst von einer Olga. Alles andere blieb ein undeutliches Gemurmel. Obwohl ich auch neugierig geworden war, verstand ich nichts außer diesem Namen“, beruhigte er mich, als er meinen bangen Gesichtsausdruck wahrnahm.

Ich atmete auf. Aber was ist mir denn von meiner Olga noch geblieben? Nur die Erinnerung? Der damals Dreiundzwanzigjährige ist inzwischen dreiunddreißig geworden. Kein Brief von mir, keiner von ihr. Ich schrieb bewußt nicht, weil alles darauf hindeutete, daß ich bei der Justiz und der Gestapo in steter Erinnerung blieb. Wie sonst sollte ich es verstehen, daß ich nach sieben Jahren Z auf den Berg verfrachtet wurde?

„Was weißt du von ihr?“ fragte mich Arndt. Aus dem Klang seiner Stimme spürte ich, das war keine Neugier, kein Herauslockenwollen von Geheimnissen, das war Anteilnahme einem jungen Genossen gegenüber.

„Nicht mehr, als daß ich sie aus meiner Erinnerung nicht verdrängen kann“, antwortete ich.

„Bleib dabei, es hilft dir über vieles hinweg“, meinte Arndt. „Auch ich richte mich so auf.“ Er fuhr mir zu meinem Erstaunen mit seiner Hand über den Kopf. In diesem Moment ergriff mich ein kindliches Gefühl der Geborgenheit. .

„Ich hab zwei Kinder“, vertraute mir Arndt an. „Zwei, von denen ich nicht weiß, ob sie zu braunen Wölfen erzogen werden. Und in Gedanken versuche ich immer wieder, sie diesen Wölfen zu entreißen. Aber weiß ich, was wirklich ist?“

Ich suchte Arndts Hand. Er war mir in diesen Augenblicken sehr nahegekommen, und jetzt wußte ich, warum ich mich sofort zu ihm hingezogen fühlte, dem viel Älteren, dem väterlichen und mütterlichen Menschen zugleich.

Arndt war aufgestanden, um seinen Kontrollgang zu beenden, ehe er sich dann selber zur Ruhe legen konnte. Ich aber schämte mich, ihm gegenüber immer so verschlossen gewesen zu sein.



Die Tage vergingen, und die Totenköpfe auf dem Berge zermahlten die Menschen wie Mühlsteine das Korn. Wieder rief die Glocke, ein lumpiges Stück Eisen, scheppernd zum Frühappell. Der Marschschritt unzähliger Holzgaloschen klang auf dem hartgefrorenen Boden hohl auf. Zahlen schwirrten

durch die Luft, die Blockführer nahmen den Rapport ab. Ein dumpfer Aufschlag Tausender Mützen an den Hosenbeinen. Dann eine Stille, als wäre jeder Laut in der eisigen Luft erstickt. Nur die Fistelstimme des Rapportführers mit dem „Arbeitskommandos antreten!“ zerriß die Lautlosigkeit des Augenblicks und löste die Starre unserer Körper.

Ich hastete wie die anderen in einem anscheinend unentwirrbaren menschlichen Durcheinander zu meinem Stellplatz hinter dem Baukommando. Dabei genoß ich so recht die Vorzüge meiner neuen Hose, denn der eisige Wind, der über den Appellplatz fegte, drang jedem wie mit spitzen Nadeln durch die Kleidung. Meine hielt mich angenehm warm.

Meine Zugpferdkameraden nahmen von meiner Hose kaum Notiz. Sie hielten ihre mageren Gesichter tief in den Ausschnitten ihrer Jacken verborgen. Nur mein Kutscher schien die Nase zu rümpfen und grientete. Vielleicht aber war es nur die Kälte, die sein Gesicht verzog. Er schniebte und fuhr sich mit dem Ärmel über seine tropfende Nase. Mir war es jetzt egal, ob man mich um meine Erwerbung beneidete oder nicht. Ich wußte, was ich besaß, und fühlte mich, der Bergatmosphäre entsprechend, „gehoben“ in ihr, und sie erhöhte noch ihren Wert, weil tags zuvor ein spanischer Kamerad aus meinem Block mir für diese Hose drei Brotkuhlen anbot und außerdem eine Woche lang mein Bett machen wollte. Ich lehnte ab, aus Prinzip. Solche Tauschgeschäfte lagen mir nicht. Sie wären mir unwürdig gewesen.

Unser Kommando rückte als zweitletztes aus. Hinter uns kamen nur noch die Steinträger. Der verlorene Haufen, der nie in gleicher Anzahl am Abend wieder einrückte, in der er am Morgen ausgerückt war.

Immer, wenn er holzschuhklappernd an unserem Rollwagen vorbeikam, konnte ich mich eines inneren Frierens nicht erwehren, diesem Haufen einmal selber angehört zu haben. Und immer wieder sah ich das Schreckliche vor Augen: Erschöpft vom ständigen Schleppen des Gesteins, verbergen sich zwei Steinträger hinter einem Felsbrocken. Nur für die Dauer eines Ganges nach oben wollen sie verschnaufen, schlafen jedoch ein. Beim Mittagsappell fehlen die zwei. Sie sind bald aufgespürt und vom Kapo, einem Berufsverbrecher, dem Kommandoführer Fickert zugetrieben. Vor aller Augen packt der bullige, kraftstrotzende SS-Scharführer mit seinen prankenähnlichen Händen die beiden im Genick und schlägt mit genüßlich eingehaltenen Pausen ihre Köpfe zusammen. Dumpf klatschen die Aufschläge und bringen die beiden einem qualvollen Tode näher. Als sich die Pranken des Kommandoführers wieder

öffnen, fallen zwei Körper leblos zusammen. Dann stößt das Vieh, um auch an den anderen seine Wut auszulassen, mit seinem Stiefel die zwei Essenkübel um, und die übelriechende Rübensuppe ergießt sich über die beiden Toten. „Wie sie schlemmen“, höhnt Fickert. Das Kommando muß sofort wieder an die schweren Granitsteine, ohne einen Bissen gegessen zu haben.

Wir vom Rollwagen hatten an diesem Tage wieder Baumaterialien zu verladen, und obwohl ich wußte, daß Hauser noch nichts in die Verstecke hatte legen können, schwirrte ich wieder ab. Wir waren gar nicht weit von der Kleiderkammer entfernt. Schon aus diesem Grunde steuerte ich auf sie zu, denn aus ihr hatte ich schon wiederholt mehr als nur eine Unterhose organisiert, um sie oben im Lager einem Frierenden zu geben. Bisher war das Glück immer auf meiner Seite, warum nicht auch heute, dachte ich. Wirklich, ich fand die Gelegenheit noch nie so günstig wie in diesem Augenblick, als ich mich in die Kleiderkammer, eine muffig riechende langgestreckte Baracke, schlich. Es war niemand zu sehen, weder der Lumpen-Eisold, wie wir den Chef der Kleiderkammer nannten, noch der Kapo, ein Spanier. Ich stopfte meine beiden Hosenbeine voll mit Unterwäsche und Socken. So gepolstert, verließ ich wieder ungesehen die Baracke, um zurück zum Rollwagen zu gehen, der oberhalb der Kleiderkammer in einem Seitengang stand. Ich suchte nach einer Gelegenheit, die Beute zu ordnen und im Rollwagen unterzubringen.

Wie ein Schweißhund hatte ich gewittert und den Weg sauber befunden. Dennoch übersah ich, daß Rapportführer Brendel beim Lumpen-Eisold gewesen war und sich in einem Verschlag vom Kapo vermutlich wieder männliche Bekleidung des letzten Judentransportes zeigen ließ. Die Juden, das wußte er, trugen gern englische Stoffe. Wenn auch England für ihn das Plutokratenland blieb, das noch erobert werden sollte, so wollte er doch nicht erst auf den Sieg warten, wenn der Stoff aus Manchester schon hier in der Kleiderkammer lag. Aber diesmal schien ihm der englische Stoff nicht zu gefallen. Vielleicht war er zu sehr ramponiert worden, wie die Juden selbst, ehe sie sich für immer im Krematorium ausruhen mußten.

„So ein Mistdreck“ schimpfte er. Mit seinem Stock schnippte er eine Kordhose auf den Kleiderhaufen zurück. Er war wütend, gewiß weil er argwöhnte, daß sein Volksgenosse Schickler aus dem Krematorium sich schon die besten Stücke unter den Nagel gerissen hatte. Aber zu dem führte keine Straße. Das lag an der Abneigung, die sie gegeneinander hegten. Unten im Mai-

denlager hatte sich eine gewisse Ringführerin zugunsten der Lakritzenstange entschieden. Das trug Schickler ihm nach.

Mißgelaunt verließ Brendel die Baracke und äugte draußen umher, auf der Suche nach einem Häftling, an dem er sich abzureagieren gedachte.

Das war mein Unglück. Der Rapportführer, der auf dem Treppenabsatz der Kleiderkammer stand und die Straße vor sich wie vom Führerbalkon der Reichskanzlei überschauen konnte, hatte mich, den kleinen Häftling, der dort mit so ungewöhnlich dicken Beinen die Straße heraufstiefelte, sofort erspäht.

„He da!“ schrie er.

Ich hörte die Stimme des Rapportführers. Sie war wie immer unangenehm grell und nicht zu überhören. Ich sah ihn nicht, weil ich mich nicht umzudrehen getraute, fühlte aber seine Stimme wie einen Stich im Nacken. Ich wußte, Brendel konnte nur mich meinen. Darum wollte ich so schnell wie möglich zwischen dem Gewirr von Baracken und Baubuden verschwinden, ehe es ihm gelänge, mich unausweichlich zu stellen. Doch ich mußte erst noch ein Stück die Straße hinaufgehen, da hörte ich schon wieder seine Stimme, gereizt und unheilvoll: „He, du dreckige Laus, du Wanze! Willst du dich wohl umdrehen und sofort zu mir kommen!“

Ich schwitzte aus allen Poren, und zugleich bemerkte ich, wie oben aus dem Lager ein SS-Offizier die Straße herunterstakte. blieb ich jetzt nicht stehen, dann würde ich dem mit vollen Segeln in die Arme laufen. Gab es keinen Ausweg? In mein fieberhaftes Denken hinein platzte schon wieder die Stimme des Rapportführers: „Verfluchte Häftlingssau! Du da, mit den dicken Beinen, kommst du bald her!“

Ich blieb stehen und drehte mich um. Verflucht! Das ist mein Ende. Ich stand sekundenlang wie erstarrt. Der Befreiung des Lagers schon so nahe, und nun soll ich doch noch draufgehen müssen, statt dieses schwarzen Henkers Tod zu erleben. Es wird ein qualvolles Sterben sein. Was sagte man doch zu unserem Empfang auf dem Berg? „Die wir zum Sterben bringen, denen stirbt jeder Knochen einzeln.“ Das also stand mir jetzt bevor, wenn es kein Wunder geben würde. Aber hier auf dem Berg gibt es keine Wunder, dafür Tote, Tote, Tote! Oder doch?

Nein, ich rannte nicht wie erwartet. Mir war jetzt alles gleich. Langsam ging ich den Weg zur Kleiderkammer zurück. Mein Gesicht verbiesterte sich, je mehr ich mich dem höhnisch grinsenden Rapportführer näherte. Der wird jetzt in seiner Sprache mit mir reden.

Plötzlich heulte in grellen Intervallen die Sirene einer nahen Schottermühle. Lange Wochen wegen eines Defekts verstummt, erscholl sie wieder zum ersten Mal. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch meinen Kopf, und einer Eingebung folgend schrie ich grellend: „Fliegeralarm! Fliegeralarm!“ Dann drehte ich mich um, lief und verschwand zwischen zwei im Bau befindlichen Baracken.

Brendel schrak durch mein Schreien auf, er schaute nach oben in die fahle Helle der Sonne, stürmte dann mit langen Sätzen in den für die SS-Offiziere bestimmten Luftschutzbunker.

Ich wußte, es war kein Fliegeralarm gewesen, aber den Häftlingen war anbefohlen, bei Ertönen der Sirenen laut schreiend Fliegeralarm zu verkünden. Was ich aus Leibeskräften getan hatte. Brendel hätte allerdings merken müssen, daß sich dem Geheul keine Sirene der umliegenden Orte anschloß. Aber er war nur mutig. wenn es um die Haut des Anderen ging. Um die eigene immer ängstlich besorgt, so daß er doch überhörte, wie Ton und Alarm falsch waren.

Keuchend stand ich zwischen den Barackenbauten, die wegen anderer wichtiger Vorhaben stillgelegt waren. Ich muß die Hose wieder loswerden, fieberte es in mir, ich zottelte dabei mit fahrigen Händen die Unterwäsche aus meinen Hosenbeinen und versteckte sie in einem für Luftschutzzwecke bestimmten Sandkasten. In wenigen Minuten wird der Rapportführer den Schwindel mit dem Fliegeralarm entdeckt haben und wie ein Besessener nach dem Häftling mit der Pluderhose fahnden. Er wird nicht eher ruhen, bis er mich gefunden hat. Meine Augen suchen das Gelände ab. Soll es nur eine Pause vor der teuflischen Himmelfahrt sein? Nein, ich wollte nicht in seine spinnigen Apothekerhände fallen.

Auf der Straße war der SS-Offizier verschwunden. In irgendeinen der vielen Versorgungsräume mußte ihn sein Anliegen verschlagen haben. Aber ich mußte auf die Straße zurück, wenn ich nicht in die Postenkette hineinlaufen wollte. Gott sei Dank! Oben vom Berg kam nun ein anderer. Ich jubelte plötzlich auf. Ist es das Wunder? Nein, es ist Hofmanek, der Stubenälteste aus dem Tschechenblock. Hinter ihm gingen zwei seiner Kameraden mit einer Trage.

Sie tauschen Kleidung, dachte ich. Der Ring um meine Brust lockerte sich. Wenn der Hosen hat! Auf Umwegen lief ich auf ihn zu.

„Jan!“ rief ich.

Hofmanek schaute sich um. Er schien mich nicht zu sehen.

„Jan Hofmanek!“ rief ich erneut. Meine Stimme war belegt, doch ihr Ton war dringlich.

Es war nicht selten, daß Hofmanek angesprochen wurde, aber hier im Kommandanturbereich? Wer sollte das sein? Wieder blickte er um sich. Endlich sah er, wie ich ihm heftig zuwinkte.

„Na, Nemec-Kumpel, wo brennt’s?“ fragte er gutmütig.

„Jan, hast du in deiner Trage eine Hose?“ überfiel ich ihn. „Gib sie mir, du bekommst diese dafür.“ Ich zeigte mit zitterndem Finger auf meine Pluderhose, die nunmehr wie zwei leere Säcke an meinen Beinen herunterhing.

Hofmanek schaute auf mich herab. Der Knabe will wohl einen Witz mit mir machen, mochte er denken, hat eine Hose, die man doch nicht gegen eine verdreckte und zerrissene tauscht. Er blickte mich verständnislos an und wollte wieder gehen.

Ich hielt ihn am Ärmel fest. „Wenn mich der Rapportführer mit dieser Hose erwischt, und das wird wohl gleich geschehen, dann kannst du sie dir morgen im Krematorium abholen.“

Meine Stimme klang noch erregter als zuvor, und ich sah ihn fast flehend an. Ich durfte keine Zeit verlieren, der Rapportführer könnte schon unterwegs sein.

Jetzt war es Hofmanek, der mich derb an der Schulter faßte. „Stimmt das, Nemec, was du mir da erzählst?“

„So wahr ich hier stehe!“

„Und das ist keine Spinne von dir?“

„Keine, Jan!“

Er stand still und war plötzlich wie in Gedanken versunken.

„Mach doch!“ drängte ich.

Hofmanek schien zu erwachen.

„Zieh dir die Hose fix aus. Ich bring dir eine andere.“ Von einem erregenden Gedanken erfaßt, humpelte Hofmanek, so schnell es seine zerschlagene Hüfte zuließ, zur Trage zurück, kramte in ihr herum, bis er eine Zebra-gestreifte hervorzog. Mit ihr eilte er wieder zurück, warf sie mir in die Hände und entriß mir die andere.

So schnell wie in diesem Augenblick war ich noch nie in eine Hose gestiegen. Dankbar sah ich Hofmanek nach, der wieder vor seiner Trage stand und die Pluderhose in ihr verbarg.

Jetzt erst atmete ich tief auf. Ich fühlte mich wieder sicherer und wischte mir den Schweiß von der Stirn, den mir die Angst herausgetrieben hatte.

Für heute aber hatte ich die Nase gestrichen voll, den Spediteur zu spielen. Ich trachtete danach, so schnell wie möglich aus dieser Gegend zu verschwinden. Bald hatte ich meinen Rollwagen erreicht. Mein Kutscher sah mich strafend an, sagte aber nichts und schobte wieder, während ich nun half, die letzten Säcke Zement aufzuladen.



Zur gleichen Zeit saß Brendel noch immer im Luftschutzbunker, der in eine Steilwand getrieben und ausgemauert war. Längs der feuchtkalten Wände waren Sitzreihen angebracht. In der Mitte stand ein Tisch. Es war kein luxuriöser Raum, und er wurde kaum benutzt, da die SS wußte, daß die alliierte Luftwaffe das Häftlingslager nicht angriff. Nur in letzter Zeit, wenn die Bomberpuls entlang der Donau Wien, Steyr und andere Städte anflogen und der Berg in der Alarmzone lag, dann kroch man in ihn hinein, während die Häftlinge, in eventuellen Angriffen schutzlos ausgesetzt blieben.

Brendel wunderte sich, daß keiner der Chargierten ihm gefolgt war. Er stand mitten im Raum, äugte mit schräg gehaltenem Kopf nach oben und lauschte. Doch weder ein Belfern der Flak noch ein tiefes Orgeln der Bomber drang durch den Gesteinsberg über ihm an sein Ohr. Ein Verdacht beschlich ihn. Sollte es gar kein Fliegeralarm gewesen sein? Sein sonst so blasiertes Gesicht rötete sich. Hat mich gar die Häftlingssau gefoppt? Er fuhrwerkte mit seinem Zeigefinger im Halskragen herum, als sei er ihm zu eng geworden.

Brendel war von Natur aus jähzornig. In solchen Augenblicken des Jähzorns in seine Hände zu fallen, wäre keinem ratsam gewesen. Er wartete noch einige Augenblicke. Aber es kam niemand. Mit tückisch funkelnden Augen in seinem länglichen Gesicht schritt er zum Ausgang des Bunkers. Aber er stoppte plötzlich: Dort, wo er noch vor wenigen Minuten gestanden hatte, sah sich Lumpen-Eisold verwundert über das plötzliche Verschwinden des Rapportführers um.

Wie angesengt zog Brendel seinen Kopf zurück. Wenn der weiß, daß mich die Häftlingssau gefoppt hat, ist meine Blamage komplett, dachte er. Die aber kann ich mir nicht leisten.

Erst als Eisold kopfschüttelnd die Tür der Kleiderkammer hinter sich schloß, wagte sich der Rapportführer aus dem Bunker. Er schäumte vor Wut: „Na, warte!“

Mit hitzigem Kopf wollte er davonrasen, doch da kam ihm Bachmeier entgegen. Der Lagerführer, der den linken Fuß nachzog und stets das Gesicht eines Magenkranken zur Schau trug, war wieder einmal in der Bibliothek gewesen. Er hatte sich ein Buch von Zöberlein unter den Arm geklemmt. Statt des Buches hätte er gern die Aschblonde in seinem Arm gehabt. Doch sie wollte von dem Grämling nichts wissen, nicht in einer Zeit, da man allein um sich selbst besorgt sein mußte. Zum Glück für die Blondine hielten sich mehrere Sturmänner in der Bibliothek auf, und Bachmeier war schließlich ärgerlich abgezogen. So kam ihm die Lakritzenstange zu Recht in den Weg. Brendel wollte salutierend an ihm vorbei, doch Bachmeier bemerkte einen Kalkstrich an dessen Uniform. Außerdem kam ihm sein puterrottes Gesicht seltsam vor. Ein Verdacht stieg in ihm hoch.

„Oberscharführer!“ Bachmeiers Stimme klang gereizt.

Brendel drehte sich auf den Hacken um, ging drei Schritte auf ihn zu, ehe er vorschriftsmäßig stehenblieb. „Sturmbannführer befehlen?“

Bachmeier winkte mit der Hand. „Kommen Sie mal näher.“

Als Brendel vor ihm stand, drehte Bachmeier ihn so herum, als habe er einen Hosenscheißer vor sich. Brendels Uniform wies auch am Rücken Kalkspuren auf.

Was will der Alte, dachte Brendel.

„Na, haben Sie sich gut verlustiert? Im Dienst natürlich. Sind ja jetzt noch ganz aufgekratzt. Glühen wie ein Pavianarsch. Wo haben Sie sich herumgesielt?“

Bachmeiers Gesicht war bitter wie Galle.

Was soll ich ihm sagen? ging es Brendel durch den Kopf. Daß mich ein Fliegeralarm, der keiner war, in den Bunker gejagt hatte? Nein, da halt ich lieber die Schnauze.

Bachmaier fixierte ihn hämisch. „Keine Antwort, Sie Bock?“ Da erst antwortete Brendel: „Sturmbannführer! Ich war einem Häftling auf der Spur, der sich verdächtig an der Kleiderkammer aufhielt und wahrscheinlich aus ihr gestohlen hat. Als ich ihn stellen wollte, ist er in diese Richtung verschwunden“ - er zeigte zum Bunker -, „und ich habe ihn dann dort gesucht, aber nicht gefunden. Er ist mir entwischt. Dabei muß ich mich beschmutzt haben.“

Bachmeier verzog höhnisch sein Gesicht. Er war mit der Bibliothekarin noch keinen Schritt weitergekommen, das verbiesterte ihn. An das Märchen, das ihm da Brendel aufgetischt hatte, glaubte er nicht. Dieser Oberscharführer hat sich einen Puppenjungen aus der Truppe gefischt, das stand für ihn fest. „Sie Hinterlader!“ schrie er ihn an, „Gehen Sie sofort in die Kleiderkammer zu Hauptscharführer Eisold und bringen Sie Ihre verdreckte Uniform in Ordnung, verstanden!“ Er japste.

„Und lassen Sie sich nicht noch einmal so sehen!“ „Zu Befehl, Sturm-  
bannführer! Uniform in Ordnung bringen.“

Brendel machte eine exakte Kehrtwendung. Daß er aber zu Eisold mußte, paßte ihm überhaupt nicht, dem wollte er jetzt nicht begegnen. Er kannte dessen Lästerzunge. Brendels Groll richtete sich daher gegen seinen Sturm-  
bannführer, von dem die ganze Kommandantur wußte, daß er wie ein brün-  
stiger Rüde hinter der Blonden her war. Und mich macht er zum Hinterlader, dieser geile Bock, grollte er in sich hinein. Wechselte dann wieder, ganz seiner Rache ergeben, zur „Häftlingssau“ über, die ihm das alles eingebrockt hatte.

In der Kleiderkammer wollte er sich nicht lange aufhalten. Aber da irrte er sich. Hauptscharführer Eisold hatte vom Fenster seines Raumes aus das Intermezzo zwischen Bachmeier und Brendel nicht nur beobachtet, sondern auch den Dialog zwischen beiden mitbekommen. Als er Brendel auf die Kleider-  
kammer zustürmen sah, gefolgt vom hämischen Grinsen des Lagerführers, stand er auf, rückte sich das Koppel über seinem gewölbten Bauch zurecht und schritt genüßlich zur Außentür der Kleiderkammer, horchte auf die Schritte des Rapportführers, und als sie ganz nahe waren, riß er die Tür auf und begrüßte Brendel mit einem breiten Grinsen: „Nur hereingetreten, Oberschar-  
führer Hinterlader!“ Brendel wurde krebsrot. Er hätte allzugern gekontert: Schönen Dank, Lumpen-Eisold! Aber der war einen Rang höher. Sich mit ihm anlegen zog Konsequenzen nach sich, außerdem erhoffte er sich beim nächsten Judentransport noch einige Anzüge aus gutem Tuch. Die bekam er aber nur, wenn er es bei Eisold nicht verschissen hatte. Daher schluckte er seinen Konter runter und war nur bemüht, sich vom Kalkstaub an seiner Uniform zu befreien. Und dann nichts wie raus aus diesem Lumpenstall. Ich kann es nicht mehr erwarten, diese Häftlingssau in meinen Händen zu haben. Wäre doch gelacht, wenn hier meine Spürnase versagen sollte. Die hat immer alles recht-  
zeitig gerochen, was ich vor der Peitsche haben wollte.

Grimmig lief er durch den Kommandanturbereich. Doch den Häftling mit der Pluderhose fand er nicht. Von Arbeitskommando zu Arbeitskommando war er gewetzt, hatte die Häftlinge antreten lassen und sie wieder auseinandergejagt. Alles umsonst. Er konnte sich vor Wut kaum noch beherrschen. Vor dem Abendappell mußte er sich nochmals beim Sturmangeführer zur Kleiderschau melden. Und dann hatte er den Lagerrapport entgegenzunehmen. Da blieb ihm keine Zeit mehr, nach dem komischen Hosenmann zu suchen.



Ich erschrak heftig, als ich Rapportführer Brendel auf unseren Rollwagen zukommen sah, mit dem wir die letzte Fuhre des Tages einbrachten. Ich legte mich tief in den Gurt. Die Angst würgte mir im Halse. Brendel, der uns mit verkniffenen Augen abtastete, blieb plötzlich unmittelbar vor unserem Rollwagen stehen. Er hat mich doch entdeckt, schoß es mir durch den Kopf, und der Hosentausch hat mir nichts genutzt. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Resigniert ließ ich zum zweiten Mal an diesem Tage meinen Kopf hängen und erwartete wie ein Delinquent den Schwertstreich im Genick. Ich merkte gar nicht, daß der Rapportführer enttäuscht mit einem wütenden Schlag seiner Hand durch die Luft die Fahndung vorerst einstellte.



Hofmanek, der Stubenälteste aus dem Tschechenblock, war mit zufriedener Miene aus der Kleiderkammer wieder nach oben ins Lager zurückgegangen. In der Trage barg er den für ihn kostbarsten Schatz, den er je gehoben hatte.

Beinahe wäre ihm die Hose noch verlorengegangen. Als er die zerrissenen Klamotten in der Kleiderkammer ablieferte, sah der Kapo, daß Hofmanek eine Hose in der Trage liegenließ.

„Und die da?“ fragte Alvarez, der Kapo, und griff in die Trage. Er sah sofort, daß sie aus Manchester war und allen anderen der Wärme wegen vorzuziehen ist, besonders jetzt in der Novemberkälte.

Hofmanek fuhr der Schreck in die Glieder. „Laß sie liegen“, erwiderte er hastig. „Sie ist vollgeschissen. Möchte wissen, wie ich das übersehen konnte.“

Sie muß erst gereinigt werden. Wenn sie sauber ist, kommt sie sowieso hier herunter.“

Alvarez schnupperte. Aber die Baracke war voller modriger Luft. Es war selbst für eine gute Nase schwer auszumachen, was hier stank. „Also gut“, meinte er, „wenn sie ausgewaschen ist, bring sie runter.“ Er sprach, als habe er Murmeln im Munde.

Hofmanek empfing die gleiche Stückzahl an Hosen und Jacken, die der Kapo mit lässigen Handbewegungen in die bereitgestellte Trage warf, und quittierte seine neue Ladung.

So verworren die spanischen Kameraden im Lager in ihrer politischen Denkweise waren, so eng rückten sie zusammen, wenn es ums Überleben ging, und tatsächlich hatte Alvarez für die Hose schon einen Abnehmer unter seinen Landsleuten im Sinn. Da liefen nicht wenige bereits mit Kord- oder Manchesterhosen herum. Nun mußte er sich gedulden.

Hofmanek atmete erst auf, als der neue Berg von zebrestreiften Hosen und Jacken sich über seinen Schatz wölbte. Der hätte mir ganz schön den Traum meines Lebens vermässeln können, dachte er. Gut, daß ich sofort auf die Kackidee gekommen bin.

Doch endgültig war er sich Gerbers Hose erst sicher, als die Torwache ihn und die Träger passieren ließ. Auf dem Appellplatz, den sie im Laufschrift überqueren mußten, hätte er am liebsten einen Juchzer ausgestoßen. Aber er beherrschte sich. Dann wollte er noch auf einen Sprung zu Ruzinek, seinem Landsmann und Verbindungsmann zur Parteileitung, der in der Wäscherei beschäftigt war. Aber er verknipte sich auch das, machte den Haken zur Wäscherei nicht, denn er wollte sichergehen und ließ die Trage nicht einen Augenblick außer Sicht. Im Block angekommen, verstaute er die Hose so, daß auch sein Blockältester sie nicht finden sollte.

Nachdem alles zum besten geregelt war, setzte er sich in seine Stubenältestenecke, die sich kaum von der des Blockältesten unterschied. Nur der Tisch war länger und wirkte wie eine Ladentafel, auf der er seine Ware ausbreiten und anbieten konnte. Zwischen Bett und Tisch stand der Schemel, zu zierlich für seinen Körper, der freilich schon ziemlich heruntergehungert war. Links trennten ihn vier zusammengestellte Spinde, in denen die Suppenkellen und andere Dinge aufbewahrt wurden, von der Tür, hinter der sich der Schlafsaal befand. Ein ruhiger Ort war diese Ecke nur am Tage, wenn der Tagesraum leer, die Arbeitskommandos ausgerückt waren.

Nachts war es ein Schlurfen und Schleifen nackter Füße, ein Husten, Bellen und Krächzen, wenn die Kameraden zum Abort mußten, und das waren nicht wenige. Meist erkältet, konnten die Blasen das Wasser nicht halten.

Jetzt aber hatte er Ruhe zum Überlegen. Geh ich noch zu Ruzinek? Weihe ich ihn ein, oder drehe ich die Sache selber? Soll es die Parteileitung erfahren oder nicht? Hofmanek lachte plötzlich auf, so daß seine beiden Träger, die wegen einer fiebrigen Erkältung für einen Tag im Block bleiben durften, aus der hintersten Ecke des Tagesraumes erstaunt aufsahen.

„Unserem Stubenältesten ist was in den Kopf gestiegen“, meinte der eine zum anderen und machte dazu eine bezeichnende Geste.

Hofmanek war mit seinen Gedanken von Ruzinek in seinen Block zurückgekehrt. Ich hab einen Plan, sagte er sich, wie wir den Spitzel Horacek für alle Zeiten los sind. Hofmanek, der aus härterem Holz geschnitzt war als sein Genosse Ruzinek, der Mathematiklehrer aus einem Prager Vorort, war mit sich selber ins reine gekommen. Diese Sache wird er allein erledigen. Die braucht keine Mitwisser. Niemand würde erfahren, ob sie eingefädelt war oder nicht. Über das Ergebnis würden sich alle freuen, nur die vor der Mauer nicht. Er stellte sich jetzt schon die langen Gesichter des Lager- und Rapportführers vor. Er hieb sich mit kräftigem Schlag auf den Schenkel und stieß nun doch noch den Juchzer aus, der ihm schon auf dem Appellplatz in der Kehle saß.

Die beiden Schonkranken dachten nun mit Gewißheit, ihr Stubenältester sei endgültig verrückt geworden. Der aber arbeitete im Kopf bis ins Detail den Plan aus, damit die Geschichte nach dem Abendappell steigen konnte. Sie muß steigen. wenn nicht morgen alles kalter Kaffee sein soll, sagte er sich.



Während des Abendappells staunte Arndt nicht schlecht, als ich mit einer zebrestreiften und zerlumpten Hose, die mir auch noch zu lang war, am Ende der ersten Reihe stand. Er wollte mir sicherlich einige spöttische, jedoch gutmütige Worte zurufen. Ich merkte es und machte ein abweisendes Gesicht. Arndt spürte sofort, daß mit mir etwas nicht in Ordnung war, und schweg. Da er aber mich nicht im Blickfeld des Blockführers lassen wollte, schob er mich in die hinterste Reihe ab. Nach dem Abzählen nahm Arndt selbst seinen gewohnten Platz am Schluß der ersten Reihe ein.

Der Abendappell kam mir immer wie das Orakel von Delphi vor. Niemand wußte, wie lange er dauern würde oder was an Außergewöhnlichem noch geschehen könnte. Dieses Mal blieben Komplikationen für uns aus. Nur der Rapportführer hatte seine Schwierigkeiten. Anscheinend klappte es mit der Addition der Gesamtstärke nicht, obwohl er sonst kein schlechter Rechner war. Mehrmals schon mußte ihn der Häftlingsschreiber, der neben ihm und dem Lagerältesten stand, auf irgendwelche Fehler aufmerksam machen.

Ich konnte nicht wissen, daß ich die Ursache war. Ihm wollte es nicht in den Kopf, daß ein Kerl mit einer so auffälligen Hose wie vom Erdboden verschwunden sein konnte.

Die Lakritzenstange wurde immer fahriger, denn jeden Augenblick konnte der Lagerführer kommen. Endlich fand der Rapportführer mit Hilfe des Schreibers den Fehler heraus. Er atmete auf, just in dem Augenblick, als sich das Tor öffnete und Bachmeier eintrat. Der Rapportführer war einem erneuten Anschuß an diesem Tage entgangen.

Wir standen noch immer stramm, und ich sah zwischen den Reihen hindurch, wie der Rapportführer eine solch abrupte Kehrtwendung zum Tor hin nahm, daß er über seine langen Beine fast ins Straucheln kam, was wieder ein Grinsen bei den Blockführern auslöste. Dann ging er im Stelzschrift auf den Lagerführer zu, der erhaben sein Verdienstkreuz I. Klasse zur Schau trug. Obwohl man in den letzten Monaten den Etappenhengsten diesen Orden mit der Schippe an die Brüste warf, beneideten die unteren Chargen den Hinkelfuß um diese Erwerbung, das wußten wir, denn was des Amtes hier betraf, glaubte jeder, sein Bestes getan zu haben. Auch Brendel, der jetzt im gebotenen Abstand vor ihm stand und die Rapporttafel wie eine Bibel in den Händen hielt, neidete es ihm. Wie allabendlich meldete er dem Lagerführer die Gesamtstärke.

Bachmeier hob lässig die Hand und ein wenig gönnerhaft, als wollte er sagen: Hast deinen Patzer von heute morgen ausgebügelt, Langer; anerkannte so die Meldung und quittierte sie ebenso lässig mit seinem Kurzzeichen. Aber grämlich wie immer kam dann sein Befehl zum Wegtreten der Häftlinge, und während er das Lager verließ, schrie der Rapportführer sein schrilles „Rührt euch! Wegtreten!“

Eine Weile blieb er noch unschlüssig stehen, so als wolle er es für heute doch noch nicht aufgeben, den „Dreckskerl“ vom Vormittag herauszufischen. Doch dann schien er sich auf den nächsten Morgen zu besinnen, an dem er die

Arbeitskommandos alle wieder vor seinen Augen hatte, wenn sie ausgetrieben würden.

Noch während die Häftlinge in ihre Blocks abrückten, verließ auch er das Lager, gefolgt vom Wolfsrudel seiner Blockführer.

Die Tagesräume füllten sich mit lärmenden Geräuschen. Schemel wurden von den Tischen gehoben und hart auf die Dielen aufgesetzt, die Spindtüren geöffnet und das Eßgeschirr herausgenommen. Metallisch klackte in den Eßschüsseln die gefüllte Schöpfkelle mit der Kaffeelorke. Ein Schlürfen und Schmatzen setzte ein. Die Häftlinge verzehrten ihr Abendbrot.

Nach dem Abendessen kam Arndt zu mir. Ich kaute noch an meinem Stück Brot herum. Er tippte mir auf die Schulter und fragte: „Hast du Zeit für mich?“ Ich sah ihn an, nicht gerade freundlich. obwohl ich es gerne getan hätte, aber die verfluchte Konspiration, nicht in sich hineinblicken zu lassen, verhärtete meinen Blick und ließ sein nächtliches Bettgespräch mit mir in Vergessenheit geraten. Ich stopfte den Rest des Brotes in mich hinein, nickte ihm dann doch zu und erhob mich.

Draußen begegneten wir unserem Blockältesten. Ich bemerkte, wie er einen mißtrauischen Blick auf Arndt warf und dann vor sich hin murmelte: „Nun hat er sich doch an den Kleinen herangemacht und steckt seine Nase wieder über sein Claim hinweg.“

Im Flur zwischen beiden Tagesräumen meinte Arndt zu mir: „Es geht mich eigentlich nichts an, das wäre deine Sache allein, aber mit dieser Hose hier“, er zottelte an meiner herum, „kannst du nicht einen Tag länger herumlaufen. Du fällst beim nächsten Ausrücken sofort auf.“

Ich ahnte nicht, daß es ihm vor allem um die falsche Nummer an der Hose ging. die mit der an der Jacke nicht übereinstimmte. Leichtsinnig hatte ich die damit verbundene Gefahr übersehen.

„Was hast du denn mit der anderen Hose gemacht?“ fragte Arndt. „Sahst in ihr zwar komisch aus, aber besser als die hier war sie auf jeden Fall.“

In Gedanken an die ausgestandenen Ängste wehrte ich mürrisch ab. „Laß mich mit den Hosen in Frieden.“ Dann kam der Argwohn wieder in mir hoch. Warum fragt er mich überhaupt? Aushorchen lasse ich mich nicht. Doch dann resümierte ich: Mit dem, was er schon weiß, wäre ich längst in seiner Pfanne. Besser ist, ich bleibe ihm gegenüber in der Nähe der Wahrheit. Ich fügte daher noch hinzu: „Ich bin sie wieder los geworden.“

„Aber doch nicht freiwillig?“ wollte er wissen, er schien meine Bedrücktheit zu fühlen.

„Nein“. gestand ich widerwillig. „Der Rapportführer war hinter mir und der Hose her.“

„In deiner Eigenschaft als Spediteur?“

Ich nickte wie automatisch. Doch dann erschrak ich. „Was weißt du davon?“

„Nichts!“ Arndt grinste mich gutmütig an. „Aber wo ist die Hose geblieben?“

„Hofmanek vom Tschebenblock lief mir in den Weg und tauschte sie mit mir.“

„Die saubere Hose gegen diese Speckhose? Verstehe ich nicht“, meinte Arndt.

Ich sah ihm an, er brauchte eine Erklärung für diesen sonderbaren Tausch. Und ich gab sie wider meinen Willen.

„So ist es also“, sagte Arndt, als ich ihm berichtet hatte, was sich abspielte. Nachdenklich dehnte er das „So“.

Dann sagte er: „Komm nachher zu mir, ich gebe dir eine andere Hose. Sie ist zwar auch nicht schön, aber nicht so scheckig und speckig wie diese hier. Wird dir ja auch nicht schwerfallen, bei Gelegenheit eine bessere zu organisieren, du Spediteur, du!“

Er gab mir wieder einen Schulterklaps. Doch bei dem Wort Spediteur kroch ich wieder in mich hinein und tat so, als wäre unser Gespräch mehr als belanglos gewesen, und meinte: „Das hättest du mir auch ruhig im Tagesraum sagen können.“

Arndt lächelte: „Natürlich hätte ich das tun können; dachte aber, die an deinem Tisch brauchten nichts von deinen Nöten zu wissen. Aber mach dir keine Sorgen. Bleiben wir dabei, daß ich über den Bettenbau mit dir gesprochen habe. Du hast deine Hose, wer will erzählen, du hättest eine andere gehabt. Hier hat jeder meist mit sich selbst zu tun. Es sei denn, der Rapportführer würde dich ohne die Pluderhose wiedererkennen. Und wie steht es mit deinem Arbeitskommando? Das ist wichtig zu wissen.“

„Von dieser Seite, glaube ich, droht mir keine Gefahr.“

„Um so besser“, meinte Arndt.

Damit war unsere Unterredung beendet. Eine Stunde später holte ich mir von Arndt eine andere Hose. „Bring mir die scheckige zurück“, forderte er mich auf.

Aber ich blieb noch stehen. Meine Verhaltensweise ihm gegenüber kam mir recht schofel vor. Ich druckste.

„Ist noch was?“ fragte Arndt.

„Entschuldige“, sagte ich und spürte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg.

„Ist schon gut“, sagte Arndt.

Ich ging gedankenvoll an meinen Tisch zurück, setzte mich und verharrte lange in Schweigen. Meine Tischgenossen sahen mich fragend an, endlich gewann die Ruhe in mir wieder die Oberhand. Der Stubenälteste ist okay, fand ich.

Auch Arndt schien gedankenschwer. Doch plötzlich verschloß er hastig das Gebüff, aus dem er mich bedient hatte, und verließ den Block.



Der Mond stand kreisrund über dem Lager und warf sein fahles Licht auf den Berg. Nur am Horizont stieg es finster auf. Ein Schneesturm schien zu nahen.

Arndt hielt sich im Schatten der Barackenwände, um nicht von einem neugierigen Strahl der Scheinwerfer erfaßt zu werden. Zwar durfte er sich in seiner Eigenschaft als Stubenältester länger als andere draußen aufhalten, aber beim Zehnuhrglockenschlag mußte auch er im Block sein. Aber so ein Posten auf dem Turm konnte sich aus Langeweile oder aus Angst schon den Spaß erlauben, eine Garbe aus seiner Kugelspritze auf ein für ihn zweifelhaftes Subjekt loszulassen. Arndt wollte ihm nicht als ein solches Subjekt dienen, darum beeilte er sich, zum Tschechenblock zu gelangen. Als er eintrat, fand er Hofmanek scheinbar dösend hinter seinem mit Kleiderstücken beladenen Tisch sitzend vor. Mit dem ersten Blick entdeckte er die Pluderhose, die wie ausgestellt obenauf lag. Auch was ihn hierhergetrieben hatte, sah er sofort: die auf die Hose genähte Häftlingsnummer von Gerber! Da komme ich gerade noch zur rechten Zeit, dachte er erleichtert.

Hofmanek, dessen Hände wie angenagelt auf dem Tisch lagen, döste aber nicht vor sich hin. Sonst frei von sentimentalischen Anwandlungen, bewegte ihn doch auf einmal, was er längst hätte vollziehen wollen und was er ja schon kurz vor dem Appell eingeleitet hatte. Horacek, im Aussehen und im Wesen

schmierig, legte keinen großen Wert auf ein halbwegs sauberes Äußeres. Als Hofmanek beim Antreten einen Dreiangel an dessen Hose bemerkte, hatte er ihm die schadhafte Stelle noch weiter aufgerissen und ihn zornig angeranzt: „Damit du merkst, daß du mit dieser Dreckhose nicht mehr herumlaufen kannst, meldest du dich heute abend bei mir zur Kleiderausgabe.“

Seine Kameraden hatten erschreckt aufgeschaut. Ist er verrückt geworden, unser Stubenältester? Wie kann er wagen, mit diesem Spitzel anzubinden, dachten sie, während Horaceks Augen ihn giftig anfunkelten, dieser Kerl aber aus der Überraschung heraus nichts zu antworten wußte.

Nein, Horaceks Schuldkonto war zu groß, da ließ sich nichts abstreichen, das wußte Hofmanek. Hätte sich dieser Zufall mit der Hose nicht früher einstellen können, sinnierte er vor sich hin. Eine Woche früher, und sein Freund Holub wäre noch am Leben. Da sitzt aber der Schweinehund am Tisch IV und brütet neue Todeseier aus.

Jiri Horacek war ein Sudetendeutscher, obwohl sein Name waschecht tschechisch war. Die eingeweihten Genossen wußten, warum er hier auf dem Berge gelandet war. Der deutsche Genosse in der PA konnte noch einen Blick in dessen Akte werfen, bevor sie der Lagerführer in Verwahrung nahm. Wenn sich der Lagerführer für eine Akte zu interessieren begann, gab es nur eine Schlußfolgerung: Entweder geht der Betreffende demnächst durch den Schornstein, oder ein neuer Spitzel tritt in Aktion.

Horacek war Mitglied der Henleinschläger gewesen.

Körperlich war er schwächling, besaß aber einen aggressiven Charakter. In Schönau-Teplitz hatte er riesige Hakenkreuze an die Scheiben jüdischer Geschäfte geschmiert, und in der Kristallnacht schlug er die von ihm besudelten Scheiben ein. Das Goldene Zeitalter des Dritten Reiches fand er in Form von goldenen Ringen, Uhren und Geschmeiden bestätigt, die er in den Juwelierläden geschickt in seine Taschen gleiten ließ. Da es aber festgelegt schien, wer sich während der Kristallnacht zu bereichern und wer nur die Scheiben einzuschlagen und Feuer zu legen hatte, wurde er programmgemäß entdeckt. Bald hatte man das Delikate seines tschechischen Namens herausgefunden. Die braune Presse schlug Alarm. Auf einmal hieß es: Tscheche raubt deutsches Eigentum! Damit wollte man ein bißchen Balsam auf die Fäule des braunen Systems gießen, denn die Kristallnacht hatte genügend Staub über die Grenze geweht. Das Karnickel Horacek wurde schleunigst eingesperrt und später ins Lager auf dem Berg verfrachtet. Er erhielt einen grünen Winkel, der ihn als

ein kriminelles Subjekt auswies. Auf den Tschechenblock verlegt, gebärdete er sich weiter als Volksdeutscher. Er bestätigte seine deutsche „Aufrichtigkeit“, indem er tschechische Kommunisten an den Lagerführer verzinkte. Er wurde der Spitzel Nummer eins im Tschechenblock. Die Stapostelle in Teplitz hatte den Lagerführer auf ihn aufmerksam gemacht, der sofort die Schwachstelle seines Klienten erkannte. Horacek war ein notorischer Fresser. Aus diesem Grunde schon mußte er sich verkaufen. Wurde er zum Lagerführer gerufen, rechneten die Blockinsassen damit, daß tags darauf der eine der andere oder gar mehrere Kameraden aus dem Block geholt wurden, um niemals wieder aufzutreten.

Hofmanek glaubte es nun in der Hand zu haben, diesen Teufelsspek zu beenden. Mit Gewißheit zu beenden - seine Hand wird nicht zittern, sonst hätte er nicht das Vorspiel dazu schon eingeleitet. Wie er den Rapportführer kannte, würde der noch im Jahr zweitausend nach dem Träger dieser Hose suchen.

Seltsam, Horacek war ein Sudetendeutscher, den die Nazis zum Tschechen stempelten, und Hofmanek, der sich als Tscheche fühlte, wollte man zum Deutschen machen.

Die Hofmaneks waren vor der K.-u.-k.-Zeit in den Sudeten angesiedelt gewesen und hießen Hofmann, seit einem Jahrhundert aber waren sie schon in Prag ansässig und tätig. Denken und Handeln war bei ihnen, soweit man zurückblicken konnte. tschechisch gewesen, und Jan, der Bauarbeiter, dachte ebenso. Die Eltern bezahlten beim Einmarsch der Deutschen ihr Tschechentum mit dem Tode, und der Sohn sollte, wenn auch auf andere Art. ihr Schicksal teilen.

Jan versuchte, sich der illegalen tschechischen Armee anzuschließen, fand aber Verbindung zu Prager Kommunisten und sprengte mit ihnen Eisenbahnschienen, Starkstrommasten und Kabel, verteilte Flugblätter und half gefährdete Kameraden aus Prag herauszulotsen. Die Gestapo suchte fieberhaft nach der Gruppe. Es erschien zweckmäßig, aus dem Protektorat zu verschwinden. Er versuchte den Weg ins Ausland über die Slowakei und geriet der slowakischen faschistischen Hlinka-Garde in die Hände, die ihn der Gestapo auslieferte. Man konnte ihn nur des versuchten illegalen Grenzübertritts bezichtigen. Auf mehr ließ er sich nicht ein. Jan war groß und kräftig, von einem Maß, das die Deutschen liebten. Das gab ihm eine Chance. Er mußte sich nur zum Hofmann machen lassen. Aber da lag der Hase im Pfeffer. Hofmann oder

Hofmanek, das war die Frage. Er entschied sich für Hofmanek. Das brachte ihm neben einer zerschlagenen Hüfte das Lager auf dem Berg ein.

Arndt, der noch unter der Tür stand, räusperte sich laut. Hofmanek nahm seine prankenähnlichen Hände vom Tisch und sah auf. Sein Blick war unfreundlich, weil im Untergrund seiner Gefühle alles Deutsche bei ihm keine Heimstatt gefunden hatte. „Was willst du?“ fragte er mürrisch.

Arndt spüre Hofmaneks Abneigung, doch er ließ sich nicht beirren und trat näher. „Laß das Ding hier verschwinden“, flüsterte er dem Stubenältesten zu und zeigte auf die Pluderhose. „Es ist nicht gut, wenn an ihr morgen ein Kumpel zugrunde geht. Der Rapportführer ist hinter ihr her.“

Hofmanek sah ihn jetzt fast feindlich an. Es fehlte noch, daß mir der Nemeč den Plan zuschanden macht. Doch er wollte sich nicht verraten. Jan, sprach er in sich hinein, sei klug und helle. Er machte ein harmloses Gesicht. „Ich weiß zwar nicht, um was es dir geht“, log er, „aber wenn du es für richtig hältst ...“ Er zog die Hose vom Stapel und legte sie hinter sich.

„Ich denke, so ist es richtig“, meinte Arndt zufrieden.

„Sei aber noch so freundlich“, sagte er betont ruhig, „trenne die Nummer ab und gib sie mir. Dann ist alles in Ordnung zwischen uns beiden.“

„Wenn du weiter nichts willst.“ Hofmanek lachte jetzt Arndt freundlich an und dachte: Wenn der Nemeč wüßte, wie teuer mir die Hose ist. Er trennte die Häftlingsnummer ab und schob sie Arndt in die offene Hand, die sich gleich darüber schloß.

„Ich danke dir, Jan.“ Arndt nannte ihn beim Vornamen, um der gewesenen Unterhaltung alle Zweifel zu nehmen. „Bist in Ordnung.“

Das leise geführte Gespräch hatte keine Zuhörer. Sie standen allein in der Ecke des Stubenältesten, trotzdem lugten einige neugierige Augen von den Tischen zu ihnen herüber.

Arndt verabschiedete sich. Die Gefahr für den kleinen Gerber ist beseitigt, dachte er froh und schlich sich wieder zurück in seinen Block.

Hofmanek sah ihm mit gerunzelter Stirn nach. Das Lob kitzelte ihn nicht. Der weiß was, dachte er. Es wird Zeit, daß ich die Angel auslege, ehe mein Köder zu stinken beginnt. Er legte die Pluderhose auf den Tisch zurück und begann mit grimmigem Gebaren seines Amtes zu walten. Laut rief er: „Tisch eins, fertigmachen zum Kleidertausch!“

In langer Reihe formierten sich die Kameraden. Hofmanek fertigte Tisch für Tisch ab. Er tat es mit dröhnender Stimme, und eine halbe Stunde war nur

sein Baß zu hören: „Du hau ab, deine Hose ist noch in Ordnung! Flick dir die Jacke, sonst hat dich morgen der Kommandoführer am Arm! Bei dir geht es klar, denn dein Allerwertester schaut schon aus dem Fenster.“

Mit saftigen Bemerkungen verteilte er die Jacken und Hosen. Gewährte oder lehnte ab, blieb aber stets gerecht. Bis zum Tisch III war alles abgefertigt.

Am Tisch IV saß fläzig Jiri Horacek. Um ihn wie immer schweigende Tischnachbarn. In seiner Gegenwart unterhielt man sich kaum, oder man sprach über belanglose Dinge. Langsam aber bildete sich an seinem Tisch ein Sprachreglement heraus, hinter das auch Horacek nicht kam, zumal ihm die tschechische Sprache nicht allzu geläufig war. Die Henleins hatten schon damals den tschechischen Unterricht boykottiert. Seine Augen blickten frech von einem zum anderen, seine Ohren horchten in den letzten Winkel des Tagesraumes hinein. Sein Gehör war gut, und dennoch wußte man, daß es hier nicht mehr auf besondere Vorsicht ankam. Horacek schien seine Opfer willkürlich auszusuchen. Das machte ihn noch unheimlicher, denn jeder konnte der nächste sein.

Gewiß, es gab genügend Absichten, ihm so nach deutscher Landsart als Mißliebigen nachts eine Decke über den Kopf zu werfen und ihn darunter ersticken zu lassen. Aber was käme danach? Die SS suchte in solchen Fällen selten den Täter, sie griff ins Volle und liquidierte im Vollen. Damit hatte sie auch den Täter. Für einen ein ganzes Kollektiv. So war es meist gewesen, und in einem solchen Falle würde es erst recht so sein.

Weil man das wußte, darum lebte Horacek noch, und Horacek wußte, daß man ihm nichts tun würde, darum wurde er frecher und frecher.

Hofmaneks Gesichtsausdruck wurde hart und unnahbar, als er laut befahl: „Tisch vier, fertigmachen zum Kleidertausch!“

Das übliche Gepolter entstand, ehe man in langer Reihe stand. Jiri Horacek hatte sich mit höhnischer Miene nach vorn gedrängt. Niemand hinderte ihn. Hofmanek sah ihn haßerfüllt an. Horacek grinste nur frech. Er blickte auf den Tisch und sah darauf die Pluderhose. Er erkannte sofort ihre Vorzüge und griff gierig nach ihr „Die Hose bekomme ich“, sagte er patzig zu Hofmanek, der bewußt nach einer anderen gegriffen hatte.

Hofmanek kam ihm zuvor. Er kannte Horaceks Aggressivität, die er provozieren wollte. „Die Hose bekommst du nicht!“ sagte er verbissen. „Du wirst mit einer gestreiften vorliebnehmen müssen.“

„Ich verlange aber diese, Tscheche!“ Horaceks Stimme klang gereizt, und er zog an der Pluderhose.

Die Kameraden vom Tisch IV umstanden schweigend die Kampfahne. Was macht nur Hofmanek? dachten sie erschrocken. Warum hängt er sich an dieser Hose auf? Andere kamen hinzu. Ihre Augen schienen zu sagen: Vorsicht, Stubenältester! Leg dich nicht zum zweiten Male an.

Aber Hofmanek setzte, wie es schien, alles auf eine Karte. Er wollte Horacek zur Weißglut treiben. „Diese Hose bekommst du nicht!“ schrie er in echter Erregung. Erst als Horacek sie ihm geschickt aus den Händen riß, gab er sich ihm gegenüber scheinbar geschlagen. „Du Drecksker!“, schimpfte er, „sofort die andere Hose zurück!“

Horacek war einen Augenblick lang verblüfft. Dann grinste er dreist: „Sieh mal da! Wie mutig du heute bist. Aber ab morgen sollst du Angst haben, Angst, daß du dir dabei in die Hose machst. Tscheche!“

Mit triumphierendem Gesicht ging er an seinen Tisch, zog sich die Hose aus und kletterte in die neue hinein. Mit ihr hab ich einen guten Fang gemacht, dachte er, denn er spürte sofort ihre Wärme. Die alte warf er vom Tisch aus dem Stubenältesten entgegen. Mit verstellt wütendem Gesichtsausdruck hob Hofmanek sie auf und ging in seine Ecke zurück. In ihm kämpfte es trotzdem. Soll ich ihm noch eins auf die Schnauze geben? So zum Abschied nämlich. Aber er unterdrückte sein Verlangen. Es sähe nicht gut aus, käme er schon mit einem blauen Auge in die Hände des Rapportführers. Schließlich ging ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Der hat sich selber das Totenhemd übergestreift, dachte er. Ich brauche mich nicht noch zu engagieren.



Es war kein Schnee gefallen, aber Wolkenfetzen stürmten über den Berg hinweg, als jage sie eine unsichtbare Macht, und brachten in Schauern Regen und Hagel. Wie jeden Tag rückte ich zusammen mit meinen Zugtierkameraden inmitten der anderen Häftlingskolonnen, von der sichtbaren Macht der SS getrieben, zur Arbeit aus.

Vor dem Tor stand Brendel, die Lakritzenstange, neben der gedrunge- nen Gestalt des Arbeitseinsatzführers. Ihm riefen die Kapos die Stärke ihrer Arbeitskommandos zu, und nach jeder Meldung machte er auf seiner Liste einen Haken, während die Augen des Rapportführers Reihe für Reihe der Ausmarschierenden abtasteten.

Am Abend war noch Arndt zu mir gekommen und hatte mir wortlos dieses längliche weiße Stoffstück mit meiner Häftlingsnummer in die Hand gedrückt und war dann wieder gegangen. Ich ahnte, daß sie von meiner Organisierhose stammte, denn woher sollte er sie sonst haben. Ein freudiger Schauer durchfuhr mich, meine Sympathie für Arndt verstärkte sich, und ich nahm mir vor, über ihn mit Hauser zu sprechen, weil ich dachte, daß er eine Verbindung zu den Genossen der Leitung im Lager haben könnte.

Kurz vor dem Einschleichen hatte Arndt mich noch einmal zu sich gerufen. Nun war mir seine Anhänglichkeit schon ein wenig peinlich, denn meine Kameraden am Tisch schauten mich spöttisch an. Ich wurde rot und glaubte zu wissen, woran sie dachten, denn es war offenkundig, daß mancher Blockälteste oder Kapo - meist waren es BVer, Berufsverbrecher, oder Asos, Asoziale, im Block sein „Mädchen“ hatte, und nun nahmen sie wohl an, daß ich Arndts „Mädchen“ sein könnte, dabei sagte er nur zu mir: „Wir wollen die Sache ganz richtig anpacken. Du gibst mir noch deine Zebrajacke, die du anhast, und ziehst dir diese dunkle Ziviljacke über. Wenn sie auch mit Farbe bekleckert ist, so bist du in ihr doch sicherer.“

Die schäbigen Banausen am Tisch, dachte ich. Arndt, dieser Pfundskerl, will mir nur helfen, und die haben säuische Gedanken im Kopf. Ich nahm die Jacke und bedankte mich.

„Vergiß nicht“, mahnte Arndt noch, „die Nummer anzunähen.“

Nun stand ich also in der letzten Reihe des Baukommandos, wo wir vom Rollwagen II vor dem Ausrücken den gewohnten Stellplatz hatten. Soeben war ein Regenschauer über uns niedergegangen. Mein Rücken war durchnäßt, und die Füße schwammen in den Holzgaloschen. Das würde ein mieser Tag werden. Die Kommandoführer werden sich ins Trockene verkriechen und uns von dort aus belauern. Und finden sie was, stehen wir ohne Mittagessen da, wenn es nicht noch schlimmer kommt. Alles in allem mieser als mies, dachte ich.

Vorn am Tor mußte eine Stockung eingetreten sein. Ich hob den Kopf, um mich zu orientieren, und stutzte, ja, ich erschrak förmlich. Vor mir im Baukommando tauchte plötzlich das mickrige Gesicht von Horacek auf. Ich glaubte, er grinse mich hämisch an. Wenn der jetzt im Baukommando ist dachte ich, dann wird er woanders seine Schmutzarbeit schon getan haben und nun in diesem Kommando sein Unwesen treiben wollen.

Angewidert ließ ich meinen Blick an ihm, der kaum größer war als ich, herableiten. Das kann doch nicht wahr sein! Vor Erstaunen riß ich meinen Mund auf. Der Lump trägt meine Pumphose, die mir gestern fast das Genick gebrochen hätte. Ich kann es nicht leugnen, ein erregender Verdacht stieg in mir hoch. Hofmanek macht jetzt seine Rechnung mit Horacek auf, dachte ich. und ich wünschte mir in diesem Augenblick nichts Sehnlicheres, als daß sie aufgehen würde. Ja. ich triumphierte sogar im stillen, das Formular für diese Rechnung geliefert zu haben.

Hatte ich vorher noch fröstelnd meine Schultern bewegt, jetzt wurde mir warm, und ich versuchte mir vorzustellen, wie alles ablaufen würde, denn ich hatte es längst bemerkt, wie der Rapportführer, der sonst beim Ausrücken der Arbeitskommandos nie dabei war, seine Stechaugen in die Reihen der Häftlinge hineinstieß. Ich hätte mit Fingern auf Horacek zeigen mögen, damit er ihn keinesfalls übersehen sollte, aber hier nachzuhelfen wäre wohl die größte Dummheit meines Lebens gewesen, denn ich hätte mich ihm ja wie auf einem Tablett selber angeboten. Es blieb also nur beim Gelüst, ich zählte aber vor innerer Spannung die Knöpfe meiner Jacke. Wird er? Wird er nicht? Wird nicht! sagte mein letzter Knopf. Ich ließ unwillkürlich den Kopf hängen.

Der Rapportführer stand immer noch auf der Lauer. Sein Gesicht wurde zusehends bissiger, seine Augen sprühten Rachedurst.

Ein Arbeitskommando nach dem anderen war schon ausgerückt. Der Appellplatz leerte sich. Nur noch das Baukommando stand da und dahinter die Steinträgerkolonne, der Haufen, der mit dem Tode Gleichschritt hielt. Die Schultern des Rapportführers zuckten wie im Krampf. Er war sichtlich nervös geworden und kaute auf seiner Unterlippe. Der Kapo, ein Grünwinkel mit grobem Gesicht, meldete mit heiserer Stimme die Stärke seines Kommandos. Der Arbeitseinsatzführer zeichnete mechanisch ab und gab mit einem Wink seines Kopfes das Zeichen zum Ausrücken. Brendel stand jetzt unbeweglich, fast starr da. Auf einmal ging ein Ruck durch seine lange Gestalt. Er hechtete förmlich in die Arbeitskolonne hinein, stieß links und rechts die Häftlinge, die ihm im Wege standen, zur Seite und schleuderte mit einem Schlag Jiri Horacek aus der Reihe.

„Hab ich dich Schwein doch erwischt!“ lachte er höhnisch auf. „Jetzt werde ich dir den Fliegeralarm von gestern aufkündigen.“

In unbeherrschtem Jähzorn trommelte er mit seinen Fäusten auf Horacek ein, bis der hart auf den Boden fiel. Ächzend versuchte er sich, von Brendels

Stiefeln getreten, wieder aufzuraffen. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Und erneut trafen ihn die Schläge des Rapportführers.

„So!“ schnaufte Brendel nach einer Weile befriedigt, als er genüßlich Horaceks zerschlagenes Gesicht betrachtete. „Hab dich, wie ich sehe, vorerst ganz schön frisiert. Aber warte, ich besuch dich heute noch.“

Während das Baukommando sich wieder ordnete und ausrückte, hielt er feixend Horacek zurück. Der Arbeitseinsatzführer, dem solche Prozedur nicht neu war, schrieb zur Gesamtstärke des Baukommandos ein Minus eins dazu.

Unser Rollwagen II mußte sich der Baukolonne anschließen. Mir schlotterten die Knie, aber ich durfte mir nichts anmerken lassen. Tief legte ich mich in den Gurt und wagte nicht aufzublicken, als ich mit meinen Zugtierkameraden vorbei an dem rachsüchtigen Rapportführer und dem zusammengeschlagenen Horacek das Tor passierte.



Der Appellplatz war wie ausgestorben. Hagelschloßen stürzten aus einer Wolke und siedeten die Pfützen auf. Nur am Küchentrakt humpelte eine Gruppe Körperschwacher zum Kellereingang, der in die Schälküche führte. Das Lagertor hatte sich hinter der Steinträgerkolonne geschlossen.

Als dieses Kommando Toter auf Urlaub ausrückte, hatte der Rapportführer Horacek in das letzte Glied hineingestoßen. „Da bist du gut aufgehoben, du Schwein“, grinste er, und der Arbeitseinsatzführer machte zu diesem Kommando sein Plus eins dazu.

Fickert, der Kommandoführer, blickte den Rapportführer an, der senkte nur seinen Daumen nach unten. Der SS-Scharführer hatte verstanden.

„Geritzt, Oberscharführer!“ antwortete er und stetzte hinter der Kolonne her.

Hinter einem Fenster der Wäscherei stand neben seinem Freund Ruzinek Jan Hofmanek. Seine Augen klebten förmlich an der Scheibe, mit gierigen Blicken hatte er den Vorgang am Tor verfolgt. Die ganze Nacht zuvor vermochte er kaum zu schlafen. Immer wieder kreisten seine Gedanken um den Spitzel Horacek. Er wußte, wenn die Geschichte nicht lief, wie er es sich vorstellte, dann war er der nächste, den Horacek hochgehen lassen würde. Der ließ sich nicht zum zweiten Male so behandeln wie gestern abend. Seine Worte

„Ab morgen wirst du Angst haben, Tscheche!“ waren nicht in den Wind gesprochen.

Hofmanek fiel ein Stein von der Brust. Was ich gesehen habe, ist vielversprechend, freilich, noch fehlt das Wichtigste, sagte er sich, der Schuß aus dem Steinbruch. Den aber kann ich frühestens vor dem Einrücken der Steinträger hören. Wenn er fällt und diesmal den Richtigen getroffen hat, dann erst bin ich beruhigt und vor ihm sicher. Wenn nicht, dann hab ich mir das Totenhemd übergestreift.

Neben ihm sagte Ruzinek: „Ich glaube, da geht ein armer Teufel seinen letzten Gang.“

Hofmanek schrak aus seinen Gedanken auf. „Was sagtest du?“ „Teufel?“ Hofmanek grinste und sagte trocken: „Da wirst du wohl recht haben“, und er verfiel wieder ins Grübeln.

Ruzinek schüttelte den Kopf. Die Verhältnisse hier verrohen selbst meinen Kumpel, dachte er und sah befremdet auf Hofmanek.



Als eine graue Masse wälzte sich das Steinträgerkommando die Todsiege, eine in die Tiefe des Bruchs führende, aus rohen Granitsteinen gehauene Treppe, hinab. Neben dem von oben kommenden Weg lagen links der schwindelnde Abgrund der „Fallschirmspringerwand“, wie die SS diese Absturzstelle höhnisch getauft hatte, und rechts eine Wiesenfläche, von den Wächtern ausersehen, „Fluchtversuche durch die Postenkette“ ein für allemal zu vereiteln. Über die unendlich scheinende Treppe gelangte man zur Sohle des Bruches, einem aufgerissenen, aufgesprengten Stück Erde.

Horacek war diesen Abstieg noch ganz benommen gegangen. Als er aber mit den anderen vor den aufgehäuften Granitsteinen stand und die heisere Stimme des Kapos erscholl: „Klamotten auf!“, kam er wieder zu sich. Er bückte sich, lud sich einen Steinbrocken auf die Schulter. Als er sich umsah, fand er keinen der Steinträger wieder, mit denen er schon einmal die Steine buckeln mußte, ehe der Lagerführer ihn aus der Todeskarawane herausholte. Als wären sie durch die Schottermühle gegangen, dachte er erschreckt und wurde sich jetzt erst richtig der Gefahr bewußt, in der er sich befand. Auch er wird zermahlen werden, wenn ihn der Lagerführer nicht wieder herausholt. Wie soll der aber wissen, daß der Rapportführer mich in der Mache hat und ich nun dem verlorenen Haufen angehöre?





Horacek ahnte die Wirkung einer Ursache, die ihm noch fremd war. Und nach dieser Ursache begann er zu suchen. Sosehr er sich auch anstrengte, nichts wurde ihm bewußt, warum sich der Rapportführer gerade auf ihn gestürzt hatte. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß Brendel ihn mit einem anderen verwechselt haben mußte. Aber mit wem? Und was meinte er da mit dem Fliegeralarm? Es gab doch seit Tagen keinen. Da muß ihn einer gefoppt haben, der ähnlich wie ich aussieht. Sonst läßt sich seine Wut nicht erklären.

Während er sich mit dem Stein auf der Schulter die Todesstiege hinaufwand - Fickert ging vor dem Kommando, und der Kapo am Ende des wogenden Zuges trieb die Nachzügler an -, lüftete sich bei ihm auf halbem Wege die Ursache seines Dilemmas. Er wird sie ganz finden, und er wird mit dieser Erkenntnis nichts mehr anfangen können. Seine Rettung wird sie ihm nicht mehr einbringen. Einmal in die Vernichtungsmechanik der SS geraten, gibt es kein Heraus mehr. Er fühlte im Augenblick nicht so sehr die Schwere des kantigen Steines, mehr aber einen Druck in der Kehle, hervorgerufen durch die aufsteigende Angst.

Horacek entsann sich plötzlich des kleinen Deutschen aus dem Tschechenblock. Er wollte mit ihm anbandeln und gemeinsame Sache machen, allein schon deswegen, um sich mit jemandem in der deutschen Sprache unterhalten zu können. Er kam sich sonst zum Stummsein verurteilt vor. Aber er würde dann vielleicht dem Lagerführer entbehrlich werden. Auch gefiel ihm der rote Winkel des Deutschen nicht. Darum ließ er es sein. Die Verabschiedung des Deutschen aus dem Block durch Hofmanek verriet ihm ihre Komplizenschaft, es war ein Mäuscheln zwischen dem Tschechen und Gerber - er hatte sich den Namen des Deutschen gemerkt-, und er entschloß sich, ohne noch viel zu überlegen, auch Gerber auf die Abschlußliste zu setzen.

Er war Tage später zum Block III gegangen und hatte Gerber am Tisch I aufgespürt. Damit hatte er sich vorerst begnügt, da Arndt, der Stubenälteste, ihm nahelegte, den Block schleunigst zu verlassen. Er sah nicht gerade vertrauenerweckend aus und war daran gewöhnt, daß man ihn mit scheelen Augen betrachtete. Da ihn aber der Gedanke nicht verließ, daß die beiden, der Deutsche und der Tscheche, ein Gack und ein Ei waren, war er dann nochmals zu Gerbers Block geschlichen, um sich zu überzeugen, daß er noch da war, denn hier, wo man so schnell starb, konnte auch er es nicht wagen, dem Lagerführer eine tote Seele zum Abschluß vorzuschlagen. Genau wußte er noch nicht, wann er die Sache steigen lassen sollte. Erst gestern abend, nach seiner

Behandlung durch den Stubenältesten. war er sich sicher. Die nächsten, die hochgehen würden. wären die beiden. Der Tscheche Hofmanek und Gerber, der Deutsche. Dazu hatte er sich noch einen dritten vorgemerkt, der ihm in seinem vorherigen Kommando dämlich gekommen war. Der Zettel mit den genauen Angaben lag schon in seinem Spind. Wenn der Lagerführer ihn rufen wird, geht der Zettel mit. So hatte er es sich ausgedacht.

Plötzlich kam es wie ein Blitz über ihn: Der Deutsche . . . Doch da wurde er derb von seinem Nebenmann angerempelt. Bald wäre er ins Stolpern gekommen, mit Mühe und Not konnte er noch mit naßklammen Fingern den Stein auf seiner Schulter halten. Aber einer aus seiner Reihe war zusammengebrochen. Sein scharfgratiger Felsbrocken war ihm nach hinten gefallen und hatte mehreren Trägern die Glieder zermalmt. Nach dem Krachen von Granitsteinen hörte man das Aufschreien, dann ein Stöhnen und Röcheln der Getroffenen. Doch der durcheinandergeratene Trupp ordnete sich wieder und stemmte sich weiter in die Höhe.

Wenn die Tour beendet ist und der Trupp sich auf dem Rückweg befindet, wird die erste Reihe die Toten zur Seite schleppen, die hinter ihr folgen, werden die Blutlachen umgehen wollen, und wer vor Schauer nicht ganz in sich gekrochen ist, wird wie unabsichtlich die Mütze vom Kopf nehmen, im stillen Gedenken an die hier, die dem Gesetz des Berges zum Opfer wurden.

...Ja, der Deutsche, der trug doch die Hose.

Horáček hatte sich wieder gefangen. In ihm stieg es heiß und würgend hoch. „Der war also dem Rapportführer aufgefallen, und ich büße für ihn.“

Der gestrige Abend stand ihm wieder vor Augen, und er bekam nun für ihn ein anderes Gesicht. Es war Hofmaneks Absicht, daß ich zu dieser Hose hier komme. Das war sein hinterhältiger, eiskalter Plan. Und ich Idiot bin auf das Komplott der beiden hereingefallen.

Die Steinträgerkolonne, lang auseinandergezogen, hatte die Todesstiege bewältigt und näherte sich der Wiesenkuppe, um die sich der Buckelweg krümmte. Vornweg zog der Kommandoführer Fickert, der einen Stock ständig in kreisender Bewegung hielt und das Tempo angab.

Bis zum Mittag stoltzte er meist am Kopf der Trägerkolonne, da war die Kraft der Träger noch nicht ganz ausgelaut. Sein Spaß, den Treiber zu spielen, begann, wenn seine Kolonne nur noch erschöpft dahinkroch. Je weniger Träger er lebend ins Lager zurückbrachte, um so wohler fühlte er sich.

Wenn am späten Nachmittag die „Leichenheinis“ vom Krematorium seine Toten nach oben schleiften, empfand er eine besondere Genugtuung.

Fickert bemerkte den Zwischenfall beim ersten Aufstieg gar nicht, ahnte nicht, daß er schon jetzt seine vier Toten besaß. Er war nur mißmutig, weil er nicht wie die anderen Kommandoführer beim Herannahen einer Regen- und Hagelböe, wie sie soeben auf ihn und seine Steinträger herniederging, ins Trockene kriechen konnte. Während die Kolonne dem Unwetter völlig ungeschützt ausgesetzt war, konnte er sich wenigstens noch rechtzeitig eine Wehrmachtsplane über den Kopf werfen.

In Horacek ging eine merkbliche Veränderung vor sich. Die Träger hinter ihm bemerkten es sofort. Er schien zu wanken und ging nicht mehr im gleichmäßigen Schritt. Um ihn entstand eine Lücke. Keiner wollte unter seinen Stein geraten. Es war aber keine körperliche Schwäche in ihm. Wild tobende Gedanken füllten seinen glutrot gewordenen Kopf. Noch würgte es nur in ihm, doch dann brach es wie eine Eruption aus ihm heraus. Er schrie: „Ich will nicht zermalmt werden! Ich will nicht sterben!“

Er warf den Stein von der Schulter, starrte auf den Kommandoführer und streckte beide Hände nach ihm aus. Wieder schrie er: „Herr Kommandoführer! Ich muß Sie sprechen! Hören Sie mich doch! Ein Komplott! Ein Komplott! Ich bin es nicht! Herr Kommandoführer! Der Herr Rapportführer hat sich geirrt!“

Er wollte quer durch das Wiesengelände. Einer versuchte ihn zurückzuhalten. „Du gehst in die Postenkette“, rief der ihm zu.

Horacek aber ließ sich nicht halten. Nur von dem Gedanken getrieben, zum Kommandoführer zu laufen, stürzte er geradezu in die Postenkette hinein und schrie: „Herr Kommandoführer!“

Er kam nicht weit. Ein peitschender Knall vom Postenstand zerriß die Luft und warf sein Echo zurück. Horacek machte noch eine plötzliche Drehung, stürzte dann steif zu Boden, und nur noch ein Flüstern kam ihm von den Lippen: „Herr Kommando-füh . . .“ Das andere erstarb ihm im Munde.

Der Kommandoführer Fickert hatte die verzweifelten Rufe gehört. Er drehte sich um und machte ein erstauntes Gesicht. Wieso jetzt schon? dachte er. Solche Panne am frühen Morgen war ihm gar nicht recht. Erstens verlangte man von einem, der abends nicht mehr leben sollte, vorher noch seinen gehörigen Teil an manueller Arbeit, weil es der ökonomische Zweck des Berges verlangte, und weil er, der Kommandoführer, sich auch seinen ökonomischen

Nutzen in Form eines Teils der Abschlußprämie sichern wollte. Das war ihm nun gegen den Strich gegangen. Dreizehn Granitsteine schuldete ihm der Tote. Außerdem war es ohne seine Verständigung mit dem Posten geschehen. Diese traf er üblicherweise erst beim letzten Postenwechsel.

Er ließ das Kommando halten und stetzte ärgerlich zurück, stand dann vor Horacek, stieß ihn mehrmals mit der Stiefelspitze, um festzustellen, ob noch Leben in ihm sei. Aber da war nichts mehr. „Das Aas ist tot“, sagte er zornig und versetzte dem Toten noch einen heftigen Tritt. Mißmutig schleifte er den leblosen Körper aus der Postenkette zum Weg zurück. „Vorwärts!“ rief er und kreiste seinen Stock. Schwerfällig setzten sich die Steinträger wieder in Bewegung, hin zur Lagermauer, an der sie ihre Steine abwarfen.



Ich hatte den Schuß gehört, glaubte aber nicht, daß er mit Horacek im Zusammenhang stehen könnte. Ich traute mir zu, die Praxis der SS genügend zu kennen, daß sie die Todeskandidaten des Tages erst in den Nachmittagsstunden durch die Postenkette jagten oder die „Fallschirmspringerwand“ hinabstürzten. Kam so ein Schuß früher, dann war jemand im Zustand der Verzweiflung in den Tod gerannt. Horacek traute ich eine solche Kurzschlußreaktion nicht zu. Der fühlte sich gebraucht, und er würde alles versuchen, vor den Lagerführer gebracht zu werden. Aber darin lag ja die Tragik des Spitzels Horacek. Zum Lagerführer ging es jetzt nur über Fickert, und ich kannte aus meiner Steinträgerzeit nicht einen Fall, wo der sich von einem Häftling jemals hatte ansprechen lassen. Auch einem Horacek würde es nicht gelingen. denn er käme kaum über die ersten Worte hinaus. Und Fickerts Antwort? Die war allen bekannt, die roch stets nach Tod.

Wir, die Zugpferde vom Rollwagen II, hatten mal wieder Sand zu laden, und bei jeder Schippe, die ich mit auflud, beschäftigte mich in Gedanken jener mir unbekannte arme Teufel, der sich selber sein Ende bereitet haben mußte. Und über ihn führten mich meine Gedanken auch zu Horacek zurück. Wenn ich wußte, daß jemandes Leben hier auf dem Berg nur noch nach Stunden zählte, konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, Partei für den Unglücklichen nehmen zu müssen. So erging es mir auch mit Horacek. Gewiß, er war ein Lump, und an seinem Gewissen klebte das Blut unschuldiger Menschen. Nein, dafür gab es auch bei mir kein Pardon.

Aber was ließ ihn so werden? Das beschäftigte mich sehr, und ich war bereit, nicht ihm, sondern den Verhältnissen die Schuld anzukreiden. Aber darin unterlag ich einem Irrtum. Horacek war ein durch und durch verderbter Mensch, der auch in einer Zeit, wie ich sie mir vorstellte, keinen Platz hätte finden können und dürfen. Im Brutkasten der NS-Ideologie gezüchtet und selber Beiträger zu ihrer Herrschaft, konnte er nur zum Verbrecher werden.

Das aber wußte ich damals nicht von ihm. Ich merkte nur, daß mir zum glasharten Revolutionär noch so manches fehlte und daß mein Humanitätsgefühl das Gerechtigkeitsgefühl manchmal überschattete.

Wir hatten schon die dritte Fuhre ins Lager gebracht, und ich konnte wieder einmal von der Deichsel abschwirren, um meine Verstecke aufzusuchen. Mein Lieferant Hauser besaß zweifellos ein echtes Gespür. Scharfe Kontrolle artete für seinen Kommandoführer stets in Arbeit aus, und die lag ihm nicht. Einmal ließ er sogar seinen Sitzschlaf durch Hauser bewachen. Außerdem hatte er ja seine Häftlingskulis, und sowie sein „Arbeitseifer“ nachließ, aktivierte sich der seiner Kulis. Die Verstecke waren gut bestückt, und ich hatte wieder alle Hände voll zu tun, um alles unterzubringen. Der Sandtransport war geradezu bestens dafür geeignet, die Atzung stückweise ins Lager zu schleusen. Nur die Dinge heimlich vom Versteck zum Wagen zu bringen blieb schwierig. Mir fehlte die Organisierhose. So mußte ich die meist flach verpackten Lebensmittel- die Wurst war längsseit durchgeschnitten - zwischen Hemd und Hose klemmen und darauf achten, daß die Beute mein Aussehen nicht änderte und eine Leibesfülle vortäuschen könnte, die man von Rechts wegen einem Häftling nicht zugestand. Außerdem mußte ich gegenüber meinen Zugtierkameraden alle Raffinessen anwenden, damit sie nicht am verkehrten Ende abzuladen begannen. Aber ich glaubte in letzter Zeit, sie ahnten etwas, und ich konnte es auch nicht übers Herz bringen, sie immer leer ausgehen zu lassen, deren Augen stets hungrig auf alles Eßbare gerichtet blieben. Ich ließ sie in ein Stück Wurst beißen, für jeden nur einen Happen, mehr gab sie nicht her. Sie werden mich nicht verraten. Woher sollte für sie dann ein zweiter Bissen kommen?

Später fragte mich Hauser: „Wo hast du eigentlich die Wurst gelassen? Ich hab ja nichts dagegen, wenn es dich auch einmal ankommt, reinzubeißen. Aber Ehrlichkeit muß zwischen uns beiden sein.“

Da hatte ich gebeichtet: „Meine Zugpferdgerippe ahnen zumindest meine Transporte, wenn sie nicht schon Mitwisser sind. Mit einem Von-Fall-zu-Fall-

Happen machte ich sie mir zu Mitverschwörern. Es war nicht zu umgehen.“ Damit war die Sache ohne weiteren Einwand abgetan.

Als wir am Nachmittag mit dem Rollwagen wieder aus dem Lager zogen, kamen uns die Leichenträger entgegen. Sie trugen vier Tote. Aber da war doch nur ein Schuß, dachte ich und war neugierig. Ich wollte wissen, ob Horacek dabei war. Aber unter den Toten befand er sich nicht. Die sind von den Steinen zermalmt worden. das war klar zu erkennen. Ich nahm wie unabsichtlich meine Mütze ab. wischte mir den vorgetäuschten Schweiß von der Stirn. Meiner Enttäuschung, daß Horácek nicht dabei war, machte ich durch Fluchen Luft.

Meine Zugpferdkameraden sahen mich befremdet an. Ihre Mienen schienen zu sagen: Dir genügen wohl diese vier nicht? Aber mehr konnte ich ihnen gegenüber nicht durchblicken lassen.

Mit diesem Fluch war auch die weiche Welle zugunsten Horaceks bei mir vorüber. Aber Ängste schlichen sich an mich heran. Kommt Horacek doch lebend aus dem Steinbruch zurück? Dann wird er sich zum Lagerführer bringen lassen, und mit dir, mein Freund Hofmanek, ist es aus. Der wird dir mit anderer Münze heimzahlen, als du ihm ausgezahlt hast. Dann geht nicht er, sondern gehst du morgen früh in den Steinbruch, um aus ihm nicht mehr herauszukommen. Tragen wird man dich als einen noch im Tode Geschundenen.

Die Leichenträger waren längst meinen Blicken entschwunden, Blutspuren zeichneten ihren Weg. Wir fuhren wieder zum Sandberg, luden auf und trabten erneut ins Lager. Noch einen Sprung zu meinen Verstecken zu machen, dafür war ich jetzt zu aufgereggt. Mich drückte die Sorge um meinen tschechischen Kumpel, der mir als einer der ersten bewies, daß man auch hier auf dem Berg das Gefühl der Kameradschaft nicht entbehren mußte.

Es war eine Stunde vor dem Einrücken. Der Himmel schloß sich wie ein schwarzes Zelt über uns und schüttelte aus dem vollen Regen und Hagel auf die Erde. An meinem Körper klatschten die durchnäßten Kleider, und in den Galoschen zerrieb mir der scharfe Sand die Fersen. Da kamen die Leichenträger noch einmal aus dem Berg heraus nach oben. Sie trugen diesmal nur einen Toten. Mir fiel sofort seine dunkle Hose auf, die wie Lappen um seine Beine lag. Sein Gesicht war wächsern und mit Schmutzspuren an Stirn und Haaren.

Das ist Horacek! Unverkennbar! Und die Hose, die er anhat, das ist meine Organisierhose. Ihn hat es doch erwischt. Gerechterweise. Mir klopfte das Herz. Aber ich hütete mich, jetzt auch nur einen Laut von mir zu geben.

wenngleich ich über die Mauer hinweg ins Lager hätte schreien mögen: Jan Hofmanek, mein Freund! Du bist ihn los! Der wird dir nicht mehr deine Nächte zerquälen! Gratulation! Ich senkte den Kopf, weil ich mir jetzt nicht ins Gesicht schauen lassen wollte, denn es muß ein Triumph auf ihm gelegen haben.



Hofmanek war nervös. Er hatte den Schuß gehört, zweifelte aber, daß er Horacek gegolten haben könnte. Er lief den ganzen Tag unruhig hin und her, machte vieles verkehrt und erregte bei seinem Blockältesten, einem Bver, Ärgernis.

„Du spielst wohl heute den Grafen?“ meinte der grob. „Geh endlich zum Proviautraum und hol die Tagesrationen ab. Glaubst wohl, die Küchenschabe bringt sie dir?“

Jan Hofmanek brummte etwas vor sich hin und machte sich dann an der Trage zu schaffen. Im Block befanden sich immer einige Schonkranke, die winkte er heran. „Packt an!“ rief er und wies auf die Trage.

Der Proviautraum lag über der Schälküche neben dem Gebäude, in dem man nichts mehr zum Essen brauchte, dem Krematorium. Die Leichenträger wollten gerade mit ihrer Todesfracht darin verschwinden, doch Hofmanek meinte zu den Trägern: „Laßt mal sehen, ob einer von meinem Block dabei ist.“ Er betrachtete die Toten. Arme Hunde sind es, dachte er. Derjenige, den er suchte, war nicht dabei. „Bringt ihr noch welche?“ fragte er.

Die Leichenträger zuckten gleichgültig die Schultern. Nur einer grinste: „An uns liegt es nicht!“

Hofmanek blieb ungeduldig. Als er mit den empfangenen Tagesrationen in seinen Block zurückgekehrt war, mußte er sich um die Aufteilung der Portionen kümmern. Das blieb immer eine knifflige Handlung, bei der ein Teil nicht kleiner als der andere sein durfte, wenn er nicht den Unmut oder den Argwohn des Empfängers erregen wollte. Er bemühte sich stets, akkurat zu bleiben. Nur konnte er nicht umhin, vom mageren Kuchen stets ein doppeltes Stück für den Blockältesten abzuschneiden. Und auf Anweisung des Lagerführers das auch für Horacek. Das wurmte ihn am meisten, und immer hatte er im stillen gehofft, daß Horacek an dieser Portion ersticken möge. Aber er erstickte nicht.

Diesmal kam er mit der Aufteilung einfach nicht zurecht. Vor innerer Spannung zitterten ihm die Hände. Wütend zerriß er den Bindfaden, mit

dem er den Fettklumpen zerteilen wollte, und eilte aus dem Block hinüber zur Wäscherei. Er mußte seinen Kumpel Ruzinek befragen.

Eine Nebelwolke heißen Dampfes quoll ihm entgegen, als er die Tür öffnete. Er vermochte Ruzinek kaum auszumachen, schließlich entdeckte er ihn beim Zusammenlegen gewaschener Unterhosen der SS und nahm sich keine Zeit, ihn erst zu begrüßen. Er überfiel ihn regelrecht mit den Worten: „Hast du den Schuß gehört?“

Ruzinek, der die Hand an die Ohrmuschel hielt, da die Geräusche der Wäscherei Hofmaneks Stimme übertönten, rief zurück: „Was hast du gesagt?“

Hofmanek legte an Phonstärke zu und sagte verärgert: „Schrei nicht so“, weil er wußte, daß sein Kumpel zwar eine ehrliche Haut, aber auch ein Leisetreter war. „Ich fragte, ob du den Schuß gehört hast.“

Ruzinek verneinte. Er hätte ihn bei diesem Lärm in der Wäscherei nie hören können.

„Aber es fiel ein Schuß. Kann er es gewesen sein?“

„Wer?“ fragte Ruzinek zurück.

„Horacek natürlich.“

»Wie kommst du auf Horacek? Der ist doch immun gegen jede Kugel.“

Ruzinek tat erstaunt, legte wie immer den Finger auf den Mund. Aber wer sollte sie hier schon hören. Hofmanek winkte resigniert ab. Sein Kumpel konnte ihm auch keine Gewißheit geben. Mißmutig und ohne Gruß verließ er die Wäscherei. „Mist!“ sagte er, in seinen Block zurückgekehrt. und hieb mit der Faust auf den Tisch. Die Marmelade im Eimer blubberte.



**D**as Tor war weit aufgestoßen, und wie der Rachen eines Ungeheuers schluckte es die einrückenden Arbeitskommandos. Kurz danach schickten die Blockowies, die Blockältesten, ihre Stubenältesten nach vorn zur Häftlings-schreibstube, um sich vom Rapportschreiber eine eventuelle Veränderung ihrer Blockstärke geben zu lassen. So trottete auch Hofmanek zur Schreibstube und erfuhr vom Rapportschreiber, einem Landsmann von ihm, daß sein Block einen Abgang habe.

Hofmanek, den es innerlich fieberte, zu erfahren, wer dieser Abgang sei, nahm die Mitteilung äußerlich gelassen auf und fragte nicht einmal, wer es sein könnte.

„Und du fragst nicht, wer es ist?“ staunte der Rapportschreiber, der Hofmaneks Sorge kannte.

„Nun, wer soll es schon sein? Heute die Nummer, morgen die andere. Irgendeine Nummer fehlt immer“, erwiderte Hofmanek und behielt sein unverfängliches Gesicht bei.

„Es ist Horacek!“ platzte der Rapportschreiber heraus. „Er hat durchgedreht und ist von selber in die Postenkette gelaufen.“

„Ach so, den meinst du.“ Hofmanek verzog nur ein wenig sein Gesicht. Es konnte der Ansatz eines zufriedenen Lächelns sein. „Den hat doch heute morgen der Rapportführer auf dem Kieker gehabt. Friede seiner Asche“, fügte er hinzu.

Nun ist er noch fromm geworden. Der Rapportschreiber grinste. Er wußte, Hofmanek verstellte sich nur. Er hätte in dieser Angelegenheit auch kein besonderes Interesse gezeigt. Man soll nie an Dingen kratzen, die explodieren können.

Hofmanek aber war von der Schreibstube zurück in seinen Block gegangen. Die Sache mit Horacek war für ihn endlich ausgestanden. Der konnte jetzt keinen mehr verpfeifen, aber dieser Schweinehund bringt es fertig, mir noch im nachhinein Scherereien zu machen. Schnell brachte er seinem Blockältesten die Änderungsmeldung und steuerte in seinem Flügel schnurstracks auf Horaceks Spind zu. Er wollte verhindern, daß der Blockälteste vor ihm die Sachen, die Horacek in seinem Spind hatte, an sich nehmen konnte. Man kann nie wissen, was sich so alles in einem Verräterspind befindet.

Oben auf dem Brett, auf dem sonst die Eßschüssel und der Trinkbecher standen, fand er zwei Brotrationen. Daneben lagen auf einem Stück Papier mehrere Fettportionen. Er nahm sie und legte sie auf die beiden Brotkuhlen. Das einzige Gute, das von ihm übriggeblieben ist, dachte er. Zwei Mahlzeiten für zwei Körperschwache. Außer einem Handtuch fand er nichts weiter. Er beendete daher seine Revision, aber ordnungsliebend, wie er war, nahm er noch das durchfettete Papier an sich, um es in den Mülleimer zu werfen. Mehr aus Gewohnheit als aus Neugier entfaltete er es und erschrak plötzlich, als er einen Blick darauf warf. Das ließ sich nicht fortwischen. Dieser Witwenmacher hat sich mit seinen bisherigen Opfern nicht zufriedengeben wollen, er hat . . . Wütend zerknüllte er das Papier und warf es weg. Ruhiger geworden, nahm er es wieder an sich, glättete und verbarg es in seinem Spind. Er wußte nicht, warum er es tat. Wollte er ein Indiz gegen ihn? Irgend etwas hielt ihn davon

ab, es zu vernichten. Ein grimmiges Lachen lag auf seinem Gesicht. „Zu spät. Teufel!“ triumphtierte er. „Dein Zug ist abgefahren in die Ewigkeit. Von dort holt dich auch dein Lagerführer nicht mehr zurück.“

Er setzte sich. Noch blieb ihm ein wenig Zeit, über das Geschehene nachzudenken. Komisch, wie kompliziert doch vorher alles war. Jetzt, wo es gelöst ist, erscheint es so einfach. Man brauchte dazu nur eine Hose, einen Rapportführer, der scharf auf sie war, und fertig ist der Lack. Kleiner Nemec vom Block III, wenn ich dich treffe, dann umarme ich dich, auch wenn es mitten auf dem Appellplatz ist.



Nach dem Abendappell und der Ausgabe des Essens beeilte ich mich, Hofmanek den längst geplanten Besuch abzustatten. Einen triftigen Grund gab es ja jetzt. Mir kribbelte es förmlich in den Adern, Hofmanek zu begegnen. Aber ich hatte Tischdienst und mußte warten, bis der letzte seine Krümel verdrückt hatte. Ich fuhr danach so energisch mit dem Lappen über den Tisch, daß man meine Eile bemerkte. „Du willst doch nicht ...“

Mein Tischältester, immer zu einem schlüpfrigen Spaß aufgelegt, machte eine Kopfbewegung nach draußen und verstärkte sie mit einem Fingerzeig.

Ich wußte, worauf er anspielte, zeigte ihm einen Vogel und schwirrte ab. Aber ich lief Arndt in die Hände, der etwas von mir wollte. Ich aber wollte jetzt nichts von ihm, ich ließ ihn stehen und rief ihm nur zu: „Später! Hab jetzt was vor.“ Er sah mir verdutzt nach.

Im Tschechenblock empfing mich ein wahres Volksgemurmel. Horaceks Tod hatte hier schon Wellen geschlagen. Vermutungen wurden laut. Aber auch Erleichterung darüber, daß dieses fläzige Unwesen nun nicht mehr da war. Hofmanek schwieg sich aus. Wenn er darüber Genaueres hätte sagen können, dann gewiß nicht in diesem Kreis, dann wird er sich der Partei stellen, und sie soll urteilen, ob er rechtens gehandelt hat.

Ich ging sofort an meinen damaligen Tisch. Die Besatzung war bis auf minus eins noch vollständig. Man begrüßte mich mit „Servus!“ und bot mir einen Schemel an. Es tat wohl, von ihnen jetzt uneingeschränkt als Kumpel angesehen zu werden.

Hofmanek hatte mich erspäht, er kam aus seiner Ecke wie damals Arndt auf mich zu, und ich fühlte die gleiche Sympathie für Hofmanek, wie ich sie für Arndt spürte. Hofmanek blieb eine Weile vor mir stehen und schaute in

seiner Größe auf mich Parterremenschen herab. Dann bückte er sich plötzlich, umarmte mich und schwang mich in die Höhe, immer im Kreise herum, als wäre ich seine Liebste. Mir verging fast die Luft. Der ganze Flügel fing an zu lachen. Eine solche Eruption ihres Stubenältesten hatten sie noch nie erlebt. Aber für sie alle war heute Feiertag, kein Totentag. Es fehlte nur noch, daß sie sich wie die sieben Geißlein benahmen und laut sangen: Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!

Hofmanek setzte mich ab. Auch er war in Atemnot geraten und selber noch ganz benommen. Gern hätte ich ihm offen sagen wollen: Wir haben es geschafft!, denn ich fühlte mich mit ihm jetzt eins in der „Aktion Hose“, die mich gerettet und dem Spitzel den Tod gebracht hatte. Gern hätte ich ihm auf die Schulter geklopft und zu ihm Kumpel gesagt. Aber ich konnte unser beider Größenunterschied nicht überwinden, und einen Schemel als Ausgleich zu nehmen, das lag mir nun doch nicht, ich fürchtete um die Respektierung meiner Häftlingspersönlichkeit. So zwinkerte ich ihm nur zu, und er mochte ahnen, daß ich sein Unternehmen durchschaut hatte, er blinkerte zurück. Dann legte er mir die Hand auf die Schulter, ging mit mir in seine Stubenältestenecke und holte einen Zettel aus seinem Spind hervor, den er mir reichte. Ich wußte nicht, was ich damit sollte, doch Hofmanek flüsterte mir in seiner rauhen Stimme zu: „Horaceks Testament.“

Neugierig sah ich mir den durchfetteten Papierlappen genauer an. Ich entdeckte eine blasse Schrift darauf und las buchstabierend: „Jan Hofmanek. Block IX/Alois Gerber, Block III“. und hinter jedem Namen war ein Kreuz.

Ich erschrak und fragte: „Was soll das heißen?“ Hofmanek machte mit dem Finger eine bezeichnende Geste zum Hals. Sie war deutlich genug und ließ nur eine Schlußfolgerung zu. „Du meinst doch nicht?“ Er nickte. „Wir waren an der Reihe.“ Dann zerriß er den Zettel und warf die winzigen Schnipsel in den Mülleimer.

Gedankenschwer ging ich in meinen Block zurück. Ich konnte nicht enträtseln, wie ich auf Horaceks Todesliste geraten bin. Aber eines war mir klar, dem Rapportführer bin ich entwischt, aber dem Lagerführer wäre ich bei dieser Vorarbeit durch Horacek nicht entgangen.

Im Grunde genommen ist das alles ja nur ein Aufschub, dachte ich. Doch egal, jeder Tag, den ich lebe, ist ein verlorener Tag für die Totenköpfe, ist ein Tag der Freiheit näher. In dieser Stunde war ich zu allem entschlossen. Erst in der Nacht durchschüttelte mich das Grauen. Wieder war ich dem Tode so

nahe gewesen. Am Morgen mußte man mich wecken, weil ich kaum ein Auge zubekommen hatte. Mir war, als hätte ich vor mir selber die Totenwacht gehalten.



In der Häftlingsschreibstube klingelte das Telefon. Der Rapportschreiber warf einen scheelen Blick darauf. Er haßte es, weil es noch nie Gutes gebracht hatte, riß aber dann mit einem Ruck den Hörer an sein Ohr.

„Häftlingsschreibstube!“ meldete er mit lauter Stimme und schlug die Hacken zusammen.

„Ich hör noch nichts!“ klang die Stimme des Lagerführers.

Der Schreiber schrie noch lauter, hielt dann blitzschnell die Sprechmuschel des Hörers an die Füße und schlug erneut die Hacken zusammen. Die Eisen, die er sich extra für dieses Spektakel hatte anfertigen lassen, klirrten metallisch auf.

„Na also!“ vernahm er die grämliche Stimme des Lagerführers. Der Häftlingsschreiber grinste: Idiot! Aber dann war wieder die befehlende Stimme da: »Die Häftlingsnummer 105314 sofort zu mir!“

„Jawohl. Herr Lagerführer!“

Wieder hielt der Schreiber die Sprechmuschel an seine Hacken. Erst als alles stumm blieb, legte er den Hörer auf die Gabel zurück. „Verdammtes Nummernziehen in dieser Lotterie des Todes. Jeder Treffer löscht hier ein Leben aus“, flüsterte er vor sich hin. Er ging zum Karteikasten und zog die Karte. „Verdammt! Der Häftling 105314 ist Horacek. Wenn das keinen Tanz geben wird.“ Er kratzte sich am Kopf und ging langsam zum Telefon zurück. Den macht der Lagerführer auch nicht mehr lebendig. Aufheulen wird er, weil er um einen seiner Strolche ärmer geworden ist. Als er den Hörer abnahm, meldete sich aber der Rapportführer.

„Was ist?“

„Lagerführer befahlen Häftling 105314 zu ihm.“

»Und warum ist das Ferkel noch nicht dort?“ keifte der Rapportführer.

„Der Häftling 105314 ist tot, Herr Rapportführer.“ „Na ja, dann kann er nicht“, kicherte jetzt der Rapportführer. „Werd es dem Lagerführer melden.“

Melde es nur ruhig, dachte der Schreiber. Ich fresse den bewußten Besen, wenn es in fünf Minuten nicht wieder klingeln wird. Er lief schnell zum

Fenster, öffnete es und rief laut hinaus: „Der Lagerälteste, sofort zur Schreibstube!“ Dann eilte er wieder zum Telefon und hielt die Hand griffbereit am Hörer. Er schaute auf die Uhr. Gerade waren drei Minuten vergangen, da klingelte es erneut. Er hielt den Hörer ans Ohr und meldete wieder: „Häftlingschreibstube!“

„Was? Horacek ist tot?“ Die Stimme des Lagerführers überschlug sich.

„Jawohl, Herr Lagerführer!“ Der Schreiber wiederholte den Unsinn mit den eisenbeschlagenen Hacken, doch der Lagerführer achtete nicht auf das Klirren der Absätze. Ihm schien die Nachricht aus der Schreibstube an die Nieren gegangen zu sein. Aus seiner Stimme klang unverhüllter Groll: „Der Lagerälteste sofort zu mir!“

Der Lagerälteste stürzte in die Schreibstube. Er kauete noch mit vollen Backen. Er war in der Küche gewesen, wo er sich jeden Morgen sein Frühstück holen durfte.

„Was ist los, Schreiber?“ fragte er.

„Du sollst sofort zum Lagerführer kommen. Da ist ein gewisser Horacek unten im Steinbruch auf der Flucht erschossen worden. Du Erinnerst dich, das ist der, den der Rapportführer aus dem Baukommando hieb und ihn dann zu den Steinträgern steckte. Hier hast du seine Karteikarte, sie hat ein Kreuz.“

Der Lagerälteste erinnerte sich an nichts. Täglich wurden unten im Steinbruch Häftlinge erschossen. Warum sollte er gerade etwas von diesem Horacek wissen? Er riß dem Schreiber die Karteikarte aus den Händen und rannte nach vorn zum Tor.

Wenige Minuten später stand er vor dem Lagerführer, der es gar nicht erst zur Meldung kommen ließ, sondern ihn wütend anfuhr: „Was ist mit Horacek los? Stimmt es, daß er tot ist?“

Der Lagerälteste brachte nun seine Meldung exakt vor: „Häftling Horacek am 20. November 1944 im Steinbruch auf der Flucht erschossen, Herr Lagerführer!“ Zur Bestätigung seiner Worte legte er die Karteikarte auf den Schreibtisch.

Der Lagerführer schaute wie blöd auf das Karteiblatt. Das Kreuz war nicht zu übersehen. Es war solide gemalt. Heute wollte er mit Horacek ein wenig plaudern. „Höre, mein lieber Jiri“, wollte er ihn anreden, „bis jetzt hast du dein Handwerk nicht schlecht betrieben. Hast mir Heydrich zu Ehren sechs Tischechen hier oben und acht aus dem unteren Lager an den Galgen geliefert. Dafür hast du dir vierzehnmal den Wanst vollgeschlagen. Aber das reicht jetzt

nicht mehr. Du siehst die Verschwörung im Tschechenblock nicht. Aber es gibt eine. Mein Blockführer hat es mir berichtet. Und du hast sie aufzudecken, du volksdeutscher Slawe. Die Verschwörung, verstehst du? Sonst decke ich sie auf, und du steckst mitten in ihr drin, Jiri! Also du weißt jetzt: Entweder deinen Wanst wie immer voll oder den Hals in der Schlinge.“ So wollte er zu ihm sagen.

In Wirklichkeit gab es keine Verschwörung, oder wenn man es so nennen wollte, war das ganze Lager eine Verschwörung. Auf die Ehre für Heydrich schi er, wie es ihm auch gleich war, ob es eine gab oder nicht. Er wollte nur nicht immer hinter seinem Kommandanten herhinken, der gerade in diesen Tagen unter den spanischen Häftlingen ein Blutbad nach dem anderen anrichtete und von hoher Stelle wieder dekoriert wurde. Während sich an seiner Brust immer noch das Verdienstkreuz dete, das noch nicht den Wert des Gefrierfleischordens der Stalingrader Toten erreichte. Da die Spanier gewissermaen schon vergeben waren, hatte er sich auf die Tschechen festgelegt. Heydrichs Tod mute dafür herhalten, und Jiri Horacek war ihm gerade zu- pa in die Hände geraten. Aber das Spiel mit ihm blieb kleinkartig, kam nicht an die Brust des Kommandanten heran. Nun, da er mit einer gleichwertigen Sache auftrumpfen wollte, war sein Mann nicht mehr da, den er sich so gut aufbereitet hatte. Verdammst! Er wurde wütend. „Wer hat Horacek zu den Steinträgern gesteckt?“ schrie er den Lagerältesten an.

„Der Herr Rapportführer!“ antwortete der Lagerälteste. Aber er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, weil er diese Information nur von seinem Schreiber hatte. Wenn sie nicht stimmte!?

Der Lagerführer ri den Mund auf: „Wer?“

„Der Herr Rapportführer, Herr Lagerführer!“ wiederholte der Lagerälteste, gequält von seiner Ungewitheit über diesen Fall.

Das Gesicht des Lagerführers glühte. Schon wieder dieser Hinterlader! Dieser Ausgepite! ging es durch seinen Kopf. Da er den Lagerältesten nicht mehr brauchte, zischte er ihm entgegen: „Verschwinde!“ Dann rief er die PA an. Sie bestätigte den Tod seines V-Mannes: Auf der Flucht erschossen. Der übliche standesamtliche Vermerk auer der meist auftretenden „Kreislaufstörung“. Da erinnerte er sich, da er ja die Prmienanweisung für den Posten schon unterschrieben hatte. „Da habe ich ja den Tod meines V-Mannes noch selber prämiert.“ Er lachte hysterisch auf und drückte wild auf die Klingel.

Im schrillen Lärm der Klingel stürzte der Adjutant am aufatmenden Lagerältesten vorbei ins Führerzimmer. „Sturmbannführer befehlen?“

„Adju! Schleppen Sie mir sofort den Oberscharführer Brendel heran!“

„Zu Befehl, Sturmbannführer!“

Der Adjutant raste aus dem Zimmer, um den Rapportführer zu rufen. Brendel aber trieb sich im Gelände herum. So war mehr als eine halbe Stunde vergangen, ehe er vor dem Lagerführer stand, um sich von diesem fast eine Stunde lang herunterputzen zu lassen, stramm zu stehen und „zu Befehl“ zu sagen. Dazu das höhnische Grinsen des Adjutanten. Selbst einem Häftling hätte er danach nicht aus der Hand fressen dürfen, nach alledem, was der Alte ihm vorgeworfen hatte. „Du Hinterlader, ausgepöbelter Blödian, bringst meinen besten V-Mann um.“

Das war wohl noch der sanfteste Vorwurf gewesen. Verdammte, daß er sich so hatte hinreißen lassen, dieses Stinktier von Horacek zu erledigen. Diese selbständige Handlung hätte mich ja beinahe frontreif gemacht, so aber ...

Zwei Stunden später kam der Rapportführer ins Lager gestürzt. Er nahm Kurs auf die Häftlingsschreibstube. Hektische Röte lag auf seinem Gesicht, und sein Blick war hinterhältig.

Er wollte sich Horaceks Karteikarte etwas genauer ansehen. Schwarz auf weiß wollte er wissen, warum er zehn Tage in den Bau gehen sollte. Er wollte das Datum sehen, ob es mit dem tatsächlichen Todestag Horaceks übereinstimmte. Den Schweinen von Häftlingen kann man nicht trauen. Sie jubeln dem Lagerführer etwas unter, und ich sause dafür rein. Als der Rapportführer in die Schreibstube stürzte, standen der Lagerälteste und sein Schreiber stramm. Der Lagerälteste meldete, doch Brendel, sonst auf exakte Meldungen geradezu versessen, hatte jetzt keinen Blick dafür. Beide hatten den Rapportführer erwartet und waren keineswegs überrascht. Eben deswegen hatte der Schreiber alle anwesenden Block- und Stubenältesten weggeschickt. „Wenn der Rapportführer zum Tanz aufspielen sollte, dann ist es gut, wenn die Tänzer fehlen“, hatte er zu Arndt gesagt, der als letzter kam, um eine Krankmeldung abzugeben.

Der Rapportführer steuerte direkt auf den Karteikasten zu und fummelte in ihm herum.

Den du willst, mußt du schon in der Totenkartei suchen, griente der Schreiber in sich hinein.

Der Rapportführer wurde nervös. Er fand Horaceks Karteikarte nicht. Tückisch blickte er auf. „Was ist das für ein Sauladen hier?“ schrie er den Lagerältesten an. Der wußte auch nicht so recht in den Karteikästen Bescheid, darum blickte er hilfeschend auf seinen Schreiber. Der Rapportführer bemerkte es und schrie erneut: „Was habt ihr Strolche ausgeheckt?“

Der Häftlingsschreiber stand steif und stramm und sagte: „Wenn der Herr Rapportführer sagen würden, welchen Namen er sucht...“

„Horaceks Karte suche ich, du Blödian!“ geiferte Brendel.

„Dann muß der Herr Rapportführer sie in der Totenkartei suchen.“

Brendel warf ihm einen giftigen Blick zu. Nach kurzem Zaudern - er kannte sich in der Karteiordnung nicht aus - raunzte er: „Her mit der Karteikarte, aber ein bißchen dalli!“

Der Schreiber ging zur Kartei, in der die Toten des Lagers registriert waren. Ein Griff, und er hatte Horaceks Karte. Sie war hochkant gestellt gewesen. Er wußte, daß sie noch gebraucht würde.

Der Rapportführer riß sie ihm aus der Hand, und während er genauso blöd wie vorher der Lagerführer auf die Karteikarte blickte, dachte der Schreiber: Der Lagerführer muß ihn ganz schön angeschissen haben, so in Brast hab ich ihn schon lange nicht mehr erlebt.

Der Rapportführer überschlug die Zeit. Das Todesdatum stimmte genau mit dem Tag überein, den er selber im Kopfe hatte. Er konnte ihn auch nicht verwechselt haben. An dem Tag, an dem er den Alarmmacher erwischte hatte, war er mit dem Chor der Standarte nach unten ins Maidenlager gegangen. Daran war nicht zu rütteln. Er traf sich da mit seiner Errungenschaft, der Ringführerin, die nicht nur Gefallen an seinem hohen C gefunden hatte. Aber das Vergnügen war vorbei. Nun kam der Ärger. Ganz klar, ich habe das Mistvieh zur Strecke gebracht. Jetzt ist er stumm und kann nichts mehr sagen. Was heißt stumm? Er ist gar nicht mehr da, denn er ist längst durch den Schornstein gegangen.

Wütend warf er die Karteikarte auf den Tisch und verließ fast fluchtartig die Schreibstube. Er mußte sich im Arrestbunker der Truppe melden. Der Fall Horacek bekam für ihn jetzt seine zweite Seite. Was hatte er sich vorgenommen? Für jede Minute, die er im Luftschutzbunker gehockt hatte, wollte er sich mit diesem Hosenträger einen besonderen Spaß leisten. Daß er aber für jede dieser Minuten einen Tag abzubrummen hatte, ging ihm erst jetzt auf. „So ein Scheißdreck!“ schimpfte er und machte sich auf den Weg.



Als durchsickerte, daß Rapportführer Brendel, die Lakritzenstange, im Arrest saß, weil er den Tod eines Häftlings verschuldet hatte, gab es ein großes Erstaunen an meinem Tisch. Die wahren Zusammenhänge über diesen Tod wußten nur zwei, und ein dritter kam der Sache ziemlich nahe, das war Arndt.

Schnee war gefallen, und ich mußte mit meinem Leihschemel, wie viele andere meines Blocks, den Appellplatz davon wieder befreien. Die weiße Pracht würde mir am nächsten Tag an der Deichsel noch mehr Zugkraft als gewöhnlich abverlangen. Da rief Arndt mich zu sich.

„Nun, was sagt du dazu?“ fragte er mich.

„Wozu?“ stellte ich mich unwissend.

„Na, zu dem, was Tagesgespräch ist.“

»Nun, ich meine, für den Tod eines Menschen wohl eine zu geringe Strafe“, gab ich zur Antwort.

Arndt grinste. Ich wußte nicht, daß sich noch etwas anderes abgespielt hatte, und das Ergebnis davon war, daß ich mich jetzt auf Arndts Prüfstand befand. Er bohrte noch weiter. Ich sprach von einer weichen Welle der SS, denn sonst könnte ich manches nicht verstehen, was da bekannt wurde. Da erst ließ Arndt die Fragerei sein. Nur sein Grinsen blieb. Es war kein hämisches, mehr ein freundliches Grinsen, als ob er recht zufrieden sei. Ja, ich fand, er war wie gänzlich umgewandelt. Nichts mehr von Griesgram, dafür irgendwie kraftvoll und zuversichtlich. Arndt legte mir zu meinem Erstaunen mit einem feierlichen Gehabe beide Hände auf die Schultern. Dann ließ er mich ebenso unerwartet stehen und ging.

Ich wußte an diesem Tage noch nicht, was ich davon halten sollte, ich erfuhr es später.

Es war am Abend zuvor, als Arndt aus dem Block gerufen wurde. Er hatte sich, ebenso wie ich, tagsüber müde gerackert, aß nun seine Stulle von dem glitschigen Brot, die er mit einer organisierten Zwiebel eingerieben hatte, um sie schmackhafter zu machen. Ihm ging es gegen den Strich, aus seiner Funktion für sich Brot zu machen. „In der Gemeinschaft hungert es sich besser als allein“, hatte er einmal scherzhaft zu mir gesagt, aber was er dann in Gedanken hinzugefügt hatte, gestand er mir erst viel später gelegentlich: Zu den Genossen keine Verbindung zu haben ist schlimmer als Hunger.

An diesem Abend also stand plötzlich der Blockälteste vor ihm. „Na, schmeckt es?“ fragte er

„Bei diesem Eßwunder bestimmt“, erwiderte Arndt und zeigte auf die Stulle, von der sich Zwiebelgeruch verbreitete.

„Scharfe Sachen“, konstatierte der Blockälteste und rieb sich die Nase. „Draußen wartet jemand auf dich. Er möchte mit dir sprechen.“

„Hoffentlich stört ihn mein Zwiebelduft nicht“, scherzte Arndt.

„Es ist keine Frau“, lachte der Blockälteste. „Aber geh schon, sonst lieferst du ihm zum Zwiebelgeruch noch die Eisbeine. Es ist verflucht kalt geworden.“

Fritz Arndt legte den Rest seines Abendbrottes ins Spind zurück und verließ den Tagesraum. Der Blockälteste begleitete ihn noch bis zur Tür und verabschiedete ihn mit einem freundschaftlichen Klaps.

Lange danach, die Zeit im Lager hatten wir hinter uns, erzählte mir Arndt bei einem Wiedersehen von jenem Abend: Er hatte eine Begegnung mit Franz Dahlem.

„Aus dem Dunkel des Blocks löste sich eine Gestalt und kam auf mich zu“. erinnerte er sich. „Ich bin Klaus, das mag genügen, dein Blockältester hat mich dir gegenüber legitimiert“, wurde ich angesprochen. „Du mußt entschuldigen, wir haben dich lange in Quarantäne gehalten. Das ist bei uns so üblich. Die Hose, du erinnerst dich, die des holländischen Mijnheers, hat deine Wartezeit verkürzt. Bist du bereit, voll in unsere Arbeit einzusteigen? Ein bißchen selbständig hast du dich ja schon gemacht. Wir wußten aber noch nicht, worauf du hinauswolltest. Jetzt ist uns alles klar.“ Mich ergriff ein warmes Gefühl“, erzählte Arndt weiter. „Ob ich bereit bin? Mit jedem Tag hätte ich es beweisen wollen“, hatte er dem Genossen „Klaus“ geantwortet und ihm die Hand gedrückt. „Weißt du, ein Kommunist muß sich auch allein zurechtfinden“, gab der, dem ich später, als er wieder Franz Dahlem sein konnte, noch mehrfach begegnete, mir damals mit auf den Weg. „Aber in der Gemeinschaft der Genossen kämpft es sich besser. Da sind wir hier zusammen wie ein Felsblock und nicht wie ein einzelner Stein, verstehst du?“



Am Abend jenes Wintertages im Lager kam Arndt noch einmal zu mir und sagte: „Es ist soweit. Es ist beschlossen, hier auf dem Berg militärische Gruppen aufzustellen. In unserem Flügel beauftrage ich dich mit dieser Aufgabe.“



Drittes Buch

**Moosberger Geschichten**



Am unteren Ausgang des Dorfes irrlichterte es schon seit geraumer Zeit. Eine Katze, mitten auf der Straße sitzend, flüchtete in wilden Sätzen über den Anger hinauf zum einsamen Gehöft des Wasserbauern, denn mit dem Aufblitzen von Taschenlampen ertönten Rufe und heiseres Hundegebell.

An der Poserschmiede vorbei, deren Umrisse bei längerem Hinschauen schwach erkennbar wurden, schwankten Menschen wie Schatten die Straße zum Moosberg hinauf. Altenkirch, der Zivilarbeiter im Baubetrieb der SS-Totenkopfstandarte, stand auf, ging zum Fenster und öffnete es. Körniger Schnee trieb ihm ins Gesicht und Haar. Um besser sehen zu können, hielt er die flache Hand über die Augenbrauen, die grau wie sein Haar an den Schläfen waren. Ein neuer Transport? Er glaubte schon den keuchenden Atem der Menschen zu verspüren. Wie viele werden es noch sein, die alle dort hinauf müssen, und von denen keiner wieder herunter kommen würde? Die Falten auf Altenkirchs Stirn wurden tiefer.

„Vorwärts, vorwärts, ihr Lahmärscher!“ Deutlich tönten die Stimmen. Er kannte sie alle, die von Schickler, wie auch die anderen. Kalt wie die Gletscher des nahen Bergmassivs waren sie. In so mancher Nacht hatten sie ihm mit ihrer gnadenlosen Schärfe den Schlaf zerrissen. Und immer näher kamen sie, und mit ihnen die Menschen, angetrieben, barhäuptig, vornübergebeugt, in verschmutzten Kleidern und stoßendem Atem.

Altenkirch trat unwillkürlich hinter den Fenstervorhang, als wollte er sich den schneidenden Stimmen entziehen. Doch sein Schatten zeichnete sich im Schein der Zimmerlampe. Er lag breit auf dem Schnee der Straße. Dann war sie da, die Schreienste der Stimmen. Doch sie galt jetzt nicht den keuchenden Menschen dort, sondern ihm. Altenkirch.

„Weg vom Fenster! Licht aus!“

Die verummte Gestalt des Transportführers stand vor dem Haus. An seiner Mütze bleckte der Totenkopf, darunter im graugrünen Kopfschal ein frostrotes grobes Gesicht. Die Hände hielten drohend den Lauf einer Maschinen-Pistole auf das Fenster gerichtet. In Altenkirch stieg es heiß hoch. Mit hastiger Bewegung schob er den Vorhang zur Seite. Seine Gestalt füllte den Rahmen des offenen Fensters. Schicklers tückischer Blick traf ihn. Plötzlich aber lag ein verlegenes Grinsen auf dessen Gesicht. Die Hände ließen die MPI los, die jetzt an seiner Schulter baumelte. Er hatte den Zivilen aus dem Baubetrieb erkannt.

„Bei den Heiligen vom Moosberg, du bist es, Schorsch! Hab nicht gewußt, daß du hier wohnst. Hast mich aber erschreckt.“

Schickler versuchte zu lachen.

„Erschreckt?“ Altenkirch unterdrückte seine Regung und zeigte eine ungläubige Miene. Widerwärtig war ihm das Gesicht des Transportführers. Aber aus dessem geschwätzigem Maul hatte er schon manches erfahren, was den Menschen auf dem Moosberg von Nutzen sein könnte.

„Hab mir mal aus deinem Bau einen herausgeholt. Auf Befehl natürlich und oben maßgenommen. Kein Doktor hätte ihn je zusammenflicken können.“ Es klang wie eine Entschuldigung, denn Schickler drehte sich, eine unangenehme Regung verbergend um und trat einem Vorbeiwankenden ins Gesäß, dabei brüllte er: „Schneller! Schneller!“ Er wollte vor Altenkirch sichtlich etwas verbergen.

„Du meinst den jungen Singhuber?“ fragte Altenkirch, der so tat, als berühre ihn die vorangegangene Mißhandlung nicht. „Der kann dich doch nicht mehr erschrecken?“

„Du hast recht, der nicht mehr.“ Schickler schaute wieder zum Fenster hinauf und grientete: „Der ist dort hinausgegangen.“ Er machte mit dem Kopf eine Bewegung zum Berg hin. Durch den wirbelnden Schnee loderte wie eine Fackel die bleiche Flamme des Krematoriums. „Aber egal, ich gehe hier einfach nicht mehr gern vorbei.“ Sein Gesicht war jetzt einfältig geworden.

„Warum?“

Schickler zuckte mit den Schultern. „Es ist eben ein blödes Gefühl zurückgeblieben. Weißt du, ich hatte oft einen Lachs mit ihm in der Kneipe gedroschen. Sonst ist alles in Ordnung bei mir. Ich bin keine Memme“, unterstrich er.

Altenkirch schaute zum Berg hinauf. Beim Anblick der Flamme verspürte er wieder den Geruch verbrannten Fleisches, der wie stickender Nebel in den Gassen des Ortes lagerte. Er streifte mit seinem Blick die Menschen, die immer noch an ihm vorbeikeuchten. Altenkirch atmete beklommen, und wieder stieg es heiß in ihm hoch. Aber er beherrschte sich auch jetzt.

„Woher kommt die Fracht?“, fragte er, Schicklers Ausdrucksweise widerstrebend nachahmend.

„Woher? Aus München sind sie. Kommunistenschweine und Juden. Ehrvergessene Deutsche und tschechische Hunde.“ Schickler lachte: „Da ist eine

drunter ... „ Er führte seine Finger in den Mund und schmatzte: „Superb, sag ich dir.“

Ihn allerdings reizte die Jüdin nicht. Er wiederholte nur die Worte seines geilen Rapportführers Brendel, den er nicht leiden konnte, und den er allzugern nachäffte. Ihm hatte er auch die Geschichte mit diesem nächtlichen Transport zu verdanken. Statt zu feiern, mußte er in diesem Schneetreiben den „Herdenführer“ machen.

„Kennst du sie?“ fragte Altenkirch.

„Die Schürze?“ Schickler grinste geringschätzend.

„Ich meine die von der Kommune.“

Altenkirch war sich nicht im klaren, ob er mit dieser Frage das Mißtrauen des geschwätzigen SS-Mannes geweckt hatte, denn Schickler kniff argwöhnisch die Augen zusammen. „Die kenn ich nicht!“ meinte er barsch. „Warum willst du es wissen?“

Sie war unvorsichtig, die Frage, dachte Altenkirch. Um den Argwohn nicht noch mehr zu steigern, antwortete er schnell: „Komisch bist du, gönnst uns Zivilisten nicht den geringsten Spaß. Schließlich möchten auch wir mal wissen, wer bei euch dort oben so nobel in den Himmel fährt.“

Schicklers Gesicht glättete sich wieder. „Wenn du es so meinst“, lachte er und blickte sich um. Aber niemand von seiner Truppe sah auf ihn. Trotzdem legte er die Hand vor den Mund und sprach leise zum Fenster hinauf: „Köhler und Kamerer heißen sie. Köhler kommt direkt aus der österreichischen Zentrale.“

„Wieso Zentrale? Gibt es denn so was noch? Du meinst doch die Ostmark und nicht Österreich. Das ist doch für alle Zeiten schon passé.“

Altenkirch sagte es ganz ruhig, aber in ihm war ein tiefes Erschrecken. Köhler war ihm bekannt. Im Bezirk Neustadt sprach man viel über ihn. In in den Klauen der Totenköpfe zu wissen, das ist ... Er wollt nicht ausdenken, was er täglich oben im Lager erfuhr. Es war fürchterlich genug. Und Kamerer? Wer mag er sein? Er würde Köhlers Schicksal teilen müssen. Er wußte nicht, daß Kamerer erst vor kurzem über seiner tschechischen Heimat abgeprungen war, jedoch einige Tage später der Gestapo in die Hände fiel.

Schickler gab Altenkirchs Gedanken eine andere Richtung. Ostmark oder Österreich, beides war ihm schnurzpiepe. Die Deutschen saßen drin, und das war für ihn die Hauptsache. „Nichts mehr damit: „Küß die Hand, Gnädigste“, „Alte Sau, willst du endlich dein Maul auf tun?“ Doch was ihm nicht

schmeckte, war, von einem Zivilisten zurechtgewiesen worden zu sein. Darum maulte er rechthaberisch: „Warum soll es nicht eine kommunistische Zentrale geben? Sie ist wie eine Hi...“ Er hatte den Namen des Fabeltieres vergessen, und blickte auf Altkirch, der gleich erriet, was Schickler meinte. „Du meinst die Hydra?“ half er ihm aus.

„Richtig, so heißt das Biest. Schlägst du ihr den Kopf ab, wächst so ein Aas gleich wieder nach. Ein verfluchtes Tier.“

„Ja, ein verfluchtes Tier“, pflichtete ihm Altkirch bei und dachte ruhiger geworden: Wenn Köhler und Kamerer sterben müßten, der Widerstand stürbe nicht. Er blutet zwar, aber er ist nicht zu überwinden.

Wieder forschte Altkirch Schickler aus: „Sollten sie auch sofort?“ Er zeigte zum Krematorium hinauf. Mit banger Sorge erwartete er die Antwort, obwohl er sich sagen mußte, daß dessen Wissen nicht so weit reichen könnte.

Schickler aber grinste wieder: „Nicht sofort. Sie kommen erst als Zitrone in den Bunker.“

„Zitrone? Ihr quetscht sie also aus?“

„Und wie! Was die in München oder Neustadt nicht herauszubringen verstehen, das sollen wir machen.“ Mißmutig fügte er hinzu: „Sie sind aber meist so trocken, daß kein Saft mehr herauskommt.“

Bestie! dachte Altkirch wütend in sich hinein. Wieder suchte er die beiden. Doch er fand niemanden, von dem er annehmen konnte, sie wären es. Eine Frau wandte ihm jetzt ihr Gesicht zu. Nur für Augenblicke sah er ein heißgerötetes Gesicht mit dem flackernden Dunkel ihrer Augen. Es war wohl die Jüdin, die Schickler so superb fand.

Unter einem bauschigen Pelzmantel verborgen, trug sie ihr Kind. Es drückte ihr den Rücken steif. Mehrmals stolperte sie, aber sie riß sich immer wieder hoch. Sich selber quälend, sah Altkirch ihr nach. Ihr Anblick schmerzte ihn. Mit jäher Bewegung schloß er das Fenster. Er sah nicht mehr das blöde Erstaunen des Transportführers, der verdrossen weiter ging.

Müden Schritts ging Altkirch zum Sessel zurück. Lange noch saß er, das Gesicht in den Händen vergraben, und über die Schwere seiner Aufgabe nachdenkend. Die Frau, wird sie den Gang nach oben geschafft haben? Und was wird mit ihr? Er schüttelte sich. Das Knistern im Ofen hatte aufgehört. Die Kälte schlich sich wie ein räudiges Tier ins Zimmer. Vom Berg wehte der Wind Fetzen trunkenen Johlens herab. Die Totenköpfe hatten sich in das Jahr 1945 hineingesoffen.

Die ihn so qualvoll angesehen, dieser Frau waren jetzt die Hände wie abgestorben, aber mit verzweifelter Kraft preßte sie ihren Jungen an sich. Sie ahnte, es ging ihrem Ende zu, und während sie mühsam weiterschritt, fieberte in ihr nur ein Gedanke: Mein Kind muß leben. Es darf nicht mit mir zugrunde gehen. Als sie an Schickler vorbei zum Fenster aufsaß und Altenkirch erblickte, da befand sie sich noch in der Mitte der Gruppe. Jetzt fiel ihr Schritt immer mehr ab.

Vom Wind gejagt, häufte sich in einer Schlucht der Schnee zu hohen Wehen. Durch sie kämpfte sich Bettina Kormann mit letzter Anstrengung. Neben ihr strauchelte Jacob Simon, ein Kaufmann aus Innsbruck, zuletzt Erdarbeiter bei der Organisation Todt. Unten im Dorf schritt er noch in der Letzten Reihe. Er zwang sich nach vorn, wo er seine Frau vermutete. Jetzt blieb er mit dem Koffer in der Schneewehe stecken. „Sara!“ stöhnte er.

Bettina Kormann hemmte ihren Schritt, selbst kaum mehr imstande zu laufen, machte sie den schwachen Versuch, Simon hochzuhelfen. Der Stoß eines SS-Mannes trieb sie jedoch weiter. „Laß den Dreckjuden liegen!“ schrie er sie an.

Jacob Simons Knie stießen in den körnigen Schnee. Während die Hände zitternd auf dem Koffer hin und her tasteten, machten seine Finger Krause Zeichen auf der vom Schnee überpuderten Kofferfläche. In seiner Brust wüdete ein stechender Schmerz. Sein Kopf glühte.

Einer der Hunde zottelte an seinem Mantel herum. Der SS-Mann fluchte und lief zum Transportführer. Wenige Schritte vor Simon fiel ein alter Bauer. Sein Streit mit der Autobahn-GmbH, die ihn um einen Streifen Ackerland betrogen, war nun entschieden. Inzwischen meldete der Sturmmann, Schickler, daß da einer in der Schneewehe steckengeblieben sei.

Schickler lief zurück. „Bei mir hat noch keiner schlapp gemacht, höchstens kalte Stelzen bekommen“, rief er wütend dem Wachmann zu.

Augenblicke später stand er vor dem stöhnenden Simon, der bäuchlings auf seinem Koffer lag, dessen Schwere ihm vorzeitig die Kraft genommen. Schickler stieß ihn mit dem Stiefel vom Koffer. Simon rollte auf den Rücken, sein Kopf war zurückgefallen. Er röchelte.

„Der kommt nicht mehr auf die Beine“, grientete Schickler und löste die MPi von der Hüfte. Als er ansetzte und losdrückte, drang das Geschoß durch Simons Mund. Schickler sah sich immer noch grientend um. Gleich darauf

verzog er sein Gesicht. „Da liegt ja noch einer“, sagte er gereizt und blickte auf den alten Bauern.

Der Alte hatte sich mit letzter Anstrengung auf den Rücken gelegt. Er mußte sein Sterben geahnt haben. Als der Lichtkegel der Stablampe sein Gesicht abtastete, da war er schon tot. Die eine Hand lag auf seinem verschmutzten Mantel, die andere ragte wie anklagend in die Höhe.

Schickler lachte plötzlich. „Bei dem kann ich mir das Feuerwerk ersparen, das sieht selbst ein Toter.“

Oben am Tor ballten sich die Menschen ängstlich zusammen. Schickler zählte sie hastig und übergab den Transport dem Wachhabenden des Lagers. Er war müde geworden, gähnte und hatte es jetzt eilig, fortzukommen. In sechs Stunden mußte er wieder im Krematorium sein, um die da hinter dem Tor für die Himmelfahrt erneut zu übernehmen. Und einen Rest der Silvesterfeier wollte er auch noch schnell in sich hineingießen. Der Lärm aus der Kantine nebenan lud ihn geradezu ein.



**B**ettina Kormann hatte das Kind, daß sie mit dem Fanatismus der Mutterliebe jetzt an sich drückte, niemals empfangen wollen. Die Zeit war für die Juden und ihre Kinder keine gelobte Zeit und das Land kein gelobtes Land. Obgleich sie, jahrelang in einer stillen Gasse in München wohnend, den Verfolgungen durch die Nazis nicht ausgesetzt war. Sie und ihr Mann trugen keinen Judenstern. Auch gehörten sie nicht der jüdischen Gemeinde an und waren deswegen nicht registriert worden, wie sonst die Juden. Ihr deutsch klingender Name und ihr Aussehen trugen auch dazu bei, daß man sie unbehelligt ließ. Aber die Angst drückte all die Jahre wie eine kaum tragbare Last auf sie und ihren Mann, der mit einem preußischen Haarschnitt und Schnurrbärtchen getarnt herumlief. Jeder Stiefelschritt, der nächtlich die Treppe herauf-tönte, vergrößerte die Angst. In einer dieser Nächte, als es vor ihrer Tür polterte und es hart und wild klopfte, wollten sie es darauf ankommen lassen, denn der Angst- und Nervenkrieg wäre dann für immer vorbei. Sie beschloßen, nicht zu öffnen und hielten sich im Bett eng umschlungen und mit der Angst überfiel sie das wilde Verlangen, sich noch einmal heiß und inniglich zu lieben und so wollten sie den Tod erwarten. Doch er kam nicht, das Klopfen hörte auf, die polternden Schritte verloren sich in der oberen Etage des Hauses. Neuer heftiger Lärm setzte ein. Eine Tür wurde eingetreten, dann dran-

gen an ihr Ohr schleifende Geräusche, Schreie und Wimmern. Die Gestapo schleppte den Bewohner über ihnen weg. Aber in diesen Minuten empfing sie ihr Kind.

Doch die Angst blieb und sie wurde größer, je mehr das Kind in ihr wuchs und noch stärker, als es da war. Die standesamtliche Eintragung der Geburt ihres Kindes vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Der junge Standesbeamte war Tage zuvor eingezogen worden und ein älterer, schon seniler Mann vollzog ohne Fragen diese Handlung, zumal überprüfende Unterlagen durch einen Brand vernichtet waren.

Es war das Glück der Bettina Kormann und das ihres Kindes Lutz. Aber jedes erneute Knarren der ausgetretenen Stiege des Treppenhauses, über dem der Brandgeruch der Pogromnacht lag, das Klirren eisenbeschlagener Stiefel vor der Haustür und schließlich auch jedes Geräusch der Nachbarn. Lutz war ganz nach dem Großvater geraten, der den Weg nach Auschwitz schon hatte gehen müssen. Ihre Furcht blieb auch die Furcht ihres Mannes, der eines Tages von seiner Arbeit nicht mehr zurückkam. Er hatte den Nervenkrieg nicht mehr ausgehalten. Im Dunkel der Nacht war er von der Brücke in die Isar gesprungen, zerschlug sich dabei seinen Kopf beim harten Aufprall auf eine Eisscholle und trieb von ihren scharfen Graten zerfleischt stromabwärts. Angespült am Ufer eines kleinen Ortes wurde er als unbekannter, nicht zu identifizierender Toter auf dem Friedhof verscharrt, wie so viele in der Zeit des ungewöhnlichen Sterbens.

Bettina Kormann wartete einige Tage voll angespannter Angst auf ihren Mann. Als er nicht kam, lief sie auf der Suche nach ihm durch sämtliche Straßen der Stadt, ging zu seinem Betrieb, doch statt einer Auskunft drückte man ihr einen Schrieb in die Hand, in dem ihrem Mann bei nicht sofortiger Arbeitsaufnahme als Asozialer die Einweisung in ein Arbeitslager angedroht wurde. Dann wollte sie zur Gestapo, aber sie fürchtete sich und geriet doch in ihre Fänge, als sie den Ältesten der Jüdischen Gemeinde aufsuchte. Sie über sah einen mit Schlapphut am Schreibtisch Sitzenden, der, über eine Liste gebeugt, Ankreuzungen machte. Sie verstand nicht die verzweifelte Geste des Ältesten, daß sie so schnell wie möglich den Raum verlassen sollte. Der Gestapomann hatte ihre Anwesenheit bemerkt, und sie wurde in sein judenvernichtendes Kalkül einbezogen.

Nun war sie auf der Kuppel des Moosberges, inmitten einer erschöpften Menschengruppe. Das Tor des Lagers hatte sich wie von selbst aufgetan. Me-

chanisch stellte sie sich vor die Klagemauer und sank sogleich zu Boden. Sie wollte die Augen schließen, hineinschlummern in den ewigen Schlaf, doch ihr Junge schreckte sie auf, der vor Kälte zu weinen begann. Sie erhob sich wieder, zog ihren Pelzmantel aus und hüllte ihn darin ein. Sein Wimmern verstummte, während sich die Kälte jetzt ätzend wie Säure ihres Körpers bemächtigte.

Dann erschrak sie erneut. Es war neun Uhr. Der Kommandant kam ins Lager, geschmeidig wie ein Panther im nappagläänzenden Ledermantel. Keiner der anwesenden Blockführer konnte sich seine Entscheidung erklären. Als für einen Moment seine auf Bettinas Augen gerichtet waren, ging ein unmerkliches Zucken über sein Gesicht. Narrte ihn etwas oder war es nur die Duplizität eines Gesichtes, das ihm irgendwann einmal vertraut gewesen, vielleicht sogar sehr nahe gestanden hatte. Doch wer weiß es? Er trat näher zur Jüdin und sah sie wie erstaunt an, wischte sich mit der Hand über die Augen, als ob er ein Trugbild verscheuchen wollte, um dann mit dem Stiefel seines rechten Fußes die wärmende Hülle des Jungen zu lüften. Dunkle müde Augen sahen ihn erschreckt an. Für einen Augenblick verharnte er in sichtbarer Ratlosigkeit. Brendel und Schickler, die neben ihm standen, machten neugierige Gesichter. Dann drehte sich der Kommandant abrupt um. Mit gewohnter Stimme sagte er zu Schickler: „Übernehmen Sie die Bagage, Scharführer!“

Hatte er in dieser Minute der Ratlosigkeit gedacht: Ein Madonnengesicht, zum Sterben zu schade ... Niemand weiß es und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß in ihm vielleicht ein Hauch von Menschlichkeit geblieben wäre in dem rauhen Klima des Moosberges, das er selbst entfacht hatte und über das ihm die hunderttausend Toten des Lagers Zeugnis geben würden.

Später wußte jeder, daß er diesen Hauch von Menschlichkeit von den Übriggebliebenen des Moosberges sich zitternd erbat, als es für ihn ans Sterben ging, ohne Folter, ohne Qual, einfach nur, weil eine blutende Schußwunde sein Leben verrieseln ließ. Ein Strohtod hätte nicht sanfter sein können.

Er, der fleißige Endlöser, ließ Bettina Kormann nicht am Leben, obwohl es durchaus in seiner Macht gelegen hätte; umso erstaunter waren Schickler und Brendel, als er den Kalfaktoren, die gerade einen der Toten der Nacht auf der Bahre heranschleppten, befahl, ihn von der Trage zu werfen und den Jungen darauf zu legen. Als die Kalfaktoren gar ins Staunen gerieten, schrie er sie an: „Wird's bald, ihr Fettwänste!“

Als der Junge auf der Bahre lag, befahl er ihnen, den Moses zu den Feuerwehrleuten auf den Block „Acht“ zu bringen. „Kapiert?“ Seine Stimme klang überhöht im breiten bajuwarischen Dialekt.

Für Bettina war es die schönste Empfindung ihres Lebens. Sie sah den davonhastenden Kalfaktoren nach. Fast zufrieden war ihr Blick. Der Junge würde leben! Und ihr Tod, wie er auch sein möge, würde diesen Ausdruck auf ihrem Gesicht noch dann erhalten, wenn die Gasschwade ihr Leben erstickt haben würde.



Zwischen dem Zellenbau und dem Krankenrevier lag das Krematorium. Waren alle Gebäude außer den Häftlingsbaracken aus Granitquadern gebaut, so hatte man hier ausschließlich Klinker verwandt. Die große „Badezelle“ war weiß gekachelt, der Vorraum roh verputzt und ohne Außenfenster. Die kalkgetünchte Decke zeigte noch das Adergeflecht der Schalbretter. Eine zweihunderter Glühlampe verbreitete grelles Licht. Die Stirnwand des Raumes wurde dagegen durch zwei Fenster aus dickem Glas unterbrochen, hinter denen die „Duschen“ des Baderaumes zu sehen waren. Zwischen beiden Fenstern, die mehr Bullaugen auf Schiffen glichen, war ein Rohr angebracht, dessen oberes Ende in den Duschaum mündete, während das untere eine merkwürdige Form aufwies, ähnlich einer Wasseruhr bauchig hervorstieß und mit einem Verschußdeckel versehen war. In der linken Ecke des Raumes stand ein Doppelspind und ein Blechschrank, ein aus rohem Holz gezimmerter Tisch, auf dem sich zwei Kochgeschirre und ein Schachbrett befanden. Die Stellung der Figuren verriet eine in der Entwicklung befindliche Partie. Einige Holzschemel ergänzten das Mobilar des Raumes.

Schneider, der grünwinklige Kapo betrat schweratmend den Raum. Er hatte mit Wittig, seinem Kumpan, die Toten der Nacht aus der Schlucht nach oben tragen müssen. Sein erster Gang war zum Tisch. Mit seinen breiten Händen faßte er das Kochgeschirr und setzte es an den Mund. Während er gierig trank, tanzte mit jedem Schluck sein Kehlkopf hin und her. Kaffee floß aus den Mundwinkeln und näßte ihm die Jacke. Das Kochgeschirr wieder absetzend, rülpste er und schaute mit träge blickenden Augen auf das Schachbrett.

Wittig, der Aso, der gleich nach ihm eintrat, trug den schwarzen Winkel. Er war immer gut rasiert und hatte das Haar stets glatt nach hinten gekämmt. Niemand auf dem Moosberg sah ihn ohne steife Bügelfalte in der

Hose. Seine Jacke war auf Taille gearbeitet. Seiner Kleidung entströmte der Duft eines starken Parfüms. Seine Duftlieferanten waren die „Badegäste“. Er bevorzugte Lavendel. Unglücklich war er, wenn Schickler ihm die Fläschchen stahl, wahrscheinlich, um sie irgendeiner Flamme zu schenken, oder wenn der Wehrmachtsbericht von einer neuen Frontbegradigung sprach. Dann zerschlug er die Fläschchen, weil auch ihm die dicksträhnigen Nerven baden gingen.

Auch Wittig war durstig und verschwitzt. Aber sein erster Gang führte zum Spind, an dessen Tür ein kleiner Spiegel hing. Stets schaute er hinein und brachte mit pedantischer Bewegung seine schweißigen Haare in Ordnung. Er war erst einige Wochen im Krematorium. Vorher war er Badekalfaktor gewesen. Ehe er aber seine neue Stelle antreten mußte, hatte ihm der Kommandant eigenhändig Fünfundzwanzig hinten drauf gegeben. Er verschwieg unbewußt dem Kommandanten einen tätowierten Zugang. Dadurch geriet der Kommandant gegenüber der Ilse aus Buchenwald mehrere Wochen ins Hintertreffen. Sie standen im Wettbewerb um die meisten obszönen Tätowierungen. Die Ilse war nicht mehr da, weil Robert Koch, ihr Mann, das Zeitliche etwas gewaltsam hatte segnen müssen. Er war das Opfer seiner eigenen Institution geworden und starb in der Grube durch einen Schuß von vorn in die Brust und nicht ins Genick. Das unterschied ihn von den anderen in seinem Lager. Steinbiß, der Kommandant, sammelte weiter, obwohl er keinen Wettbewerbspartner mehr besaß.

Wittigs Platz war stets vorn an der Schleuse gewesen, die jeder Zugang passieren mußte, bevor er die Dusche verließ. So hatte er stets einen Überblick und dem Kommandanten manch „gutes Stück“ melden können. Wie er den einen übersehen konnte und wie der Kommandant ihn herausfand, das war ihm noch heute ein Rätsel. Die Fünfundzwanzig taten nicht mehr weh, und an das Klima im Krematorium hatte er sich gewöhnt.

Eines machte ihm Sorge. Durch die Schleuse war auch sein Bruder gegangen, der aus Groß-Rosen dem Lager überstellt worden war. Seines Bruders Bemalungen waren so, daß der Kommandant damit die Ilse Koch schon damals hätte übertrumpfen können. Er hatte ihn dem Kommandanten unterschlagen. Sein Bruder befand sich jetzt in einem Nebenlager, aber der Kommandant kroch ja überall herum, und wenn er ihn entdeckte, wären sie beide fällig. Das wußte Wittig, und das bedrückte ihn. Er tat bisher alles, was man von ihm verlangte, aber seinen Bruder anzugeben, hätte er doch nicht ver-

mocht, und man würde es auch nicht aus ihm herausschlagen, das nahm er sich vor.

Schneider schaute noch immer auf das Schachbrett, kaute an einem Stück Brot herum und sagte mit malmendem Gebiß: „Hundert sind es, abzüglich der vor den Öfen. In einer Stunde könnten wir fertig sein. Sie bringen Gold mit. Gut, daß das Gas die Kiefer öffnet, sonst müßten wir sie aufbrechen.“

Er schaute flüchtig zu Wittig hin. „Hast du gesehn, ein voller Goldmund ist dabei. Ob Schickler ihn bemerken wird?“ Nach einer Pause schaute er wieder auf das Schachbrett und meinte: „Wetten Franz, deine Dame hast du mal gehabt. In wenigen Zügen bist du sie los.“

Wittig blickte immer noch in den Spiegel und strich sich jetzt mit seinen schmalen Händen über die glänzenden Wangen. Er schien Schneiders Worte nicht gehört zu haben und besah sich jetzt die Fingernägel. „Wer wohl den Pelzmantel der Jüdin bekommen wird?“ sagte er. „Ich bin gespannt, Schickler oder Brendel?“

Während sie so daherredeten, war Rapportführer Brendel ins Krematorium gekommen. Er hatte vorher noch seinen gewohnten Gang zur Häftlingsküche gemacht. Hinter der Tür wartete schon der Küchenkapo, glänzend wie eine Speckschwarte. Er gab dem Rapportführer ein Paket. Brendel wog es in der Hand. „Ein bißchen leicht“, meinte er. „Hast wohl noch davon gefressen?“ Argwöhnisch blickte er auf den Kapo.

„Es ist immer dasselbe Quantum.“ Erschreckt beteuerte es der Kapo.

Brendel kniff ihm in den fetten Arm. „Das scheint mir das richtige Quantum zu sein?“ Er drückte fester. „Der Köter wird sich freuen, wenn das Gewicht nicht stimmt.“

Der Kapo wurde blaß. Er wußte, Brendel redete nicht, was er nicht wahrmachen würde, und so manchen hatte seine Dogge schon zerfleischt. Brendel aber entdeckte plötzlich zwischen dem flatterndem Brodem der geöffneten Kessel das Gesicht des Oberscharführers Schaper. Die Küchenschabe war in Katerstimmung. In einem solchen Zustand war sie nicht zu genießen. Brendel kannte das. Im Beisein des Küchkapos nannte ihn Schaper einmal einen Abstauber. Anderntags hatte Brendel dem Kapo eines Grinsens wegen eins aufs Maul gegeben, denn seine Eitelkeit konnte diese Bezeichnung nicht vertragen, und schon lange versuchte er gegen Schaper eine Retourkutsche zu fahren. Vor einigen Tagen war sie ihm gelungen. Brendel zog sich schnell aus der Küche zurück. Er wollte Schaper nicht ins offene Messer laufen und stieß

draußen mit Schickler zusammen, der seine Neujahrsfracht hatte wieder übernehmen müssen. Beide begrüßten sich mit verknißenen Gesichtern. Schickler in der Haltung des dienstlich Untergeordneten, aber mit sichtlicher Abneigung gegen den Rapportführer. Brendel mußte erst das zu leicht befundene Fleischpaket in die linke Hand nehmen, ehe er den Arm hob. Schicklers Augen suchten die Jüdin mit dem Pelzmantel. Als er sie fand, stieß er Brendel an und wies auf sie. „Da ist eine“, geilte er ihn an und schnalzte mit der Zunge. Brendel tat erhaben, schielte aber trotzdem auf die Frau.

Als Schickler die Außentür des Krematoriums aufriß, zogen sich die beiden Kapos die Jacken aus. „Sie kommen“, meinte Schneider und ging durch eine Nebentür zum Auskleideraum, öffnete sie und ließ die ankommenden Zugänge hinein.

Wittig war ihm gefolgt, ohne zu vergessen, sich noch einmal die Haare zurechtzustreichen.

Eine wohlige Wärme empfing die erschöpften Menschen. Sie rieben sich die klammen Hände und schienen wieder aufleben zu wollen. Doch Schneider und Wittig drängten: „Los, ausziehen! Schneller, schneller!“

Mit zitternden Händen versuchten sie, sich der Kleidung zu entledigen. Der „Duschraum“ mit der entströmenden Wärme ließ sie ungeduldig werden. Nur Bettina Kormann verharrte in schamhafter Untätigkeit. Schneider riß ihr mit groben Händen den Pelzmantel vom Körper, der lose über ihren Schultern hing. Zitternd begann auch sie sich zu entkleiden.

Schickler und Brendel waren in den Vorraum getreten. Der Rapportführer ging zu den runden Fenstern und schaute flüchtig in den leeren Duschraum, ging von dort zum Tisch und besah sich das Schachbrett. Er versetzte eine Figur.

Auch Schickler war an den Tisch getreten und tat dasselbe mit der schwarzen Dame. Er lachte: „Meine beiden Leichenheinis werden sich nachher ganz schön in die Wolle kriegen.“

Er ging zum Spind, öffnete es und nahm ein Stück Seife heraus. Während er es zerbrach, meinte er: „Beim vorletzten Transport war ein echter Brillant dabei gewesen. Ich sah ihn an der Hand eines Juden. Jetzt ist er weg. Einer der Leichenheinis hat ihn sicher verbunkert.“ Er lachte hämisch: „Sie legen sich Reichtümer an. Ich weiß nicht, warum, denn...“ Er sprach nicht weiter. Aus dem Auskleideraum drang Gemurmel der Zugänge und das wilde Schreien der Kapos. Die Unglücklichen mußten jetzt etwas von ihrem Schick-

sal ahnen. Mit einem Satz war Schickler an der Tür und rief in den Raum hinein: „Reißt ihnen die Fetzen vom Arsch, wenn sie nicht wollen!“

Als er zurückkam, sprach er, als ob er seinen Satz nicht unterbrochen hätte: „Schließlich kommen auch sie auf die Roste. Wir brauchen keine Zeugen für unser Handwerk. So oder so nicht.“

Als Schickler „so oder so nicht“ gesagt hatte, kniff Brendel die Augen zusammen. Den richtigen Schluß zu ziehen, dazu kam er nicht, denn Schickler begann laut zu fluchen: „Wo haben die Säcke nur den Brillanten versteckt?“

Er wollte damit seine ungeschickte Äußerung verdecken. Er schaute Brendel an. „Ob ich die beiden über den Bock lege? Der eine verarscht den anderen, bis ...“ Er mußte laut lachen, da ihm eine solche Situation ulkig vorkam. „Der eine verarscht den anderen.“ Er ließ das Wort förmlich auf der Zunge zergehen.

Brendel sagte nichts dazu. Er hatte den Tisch verlassen und ging mit langen Schritten durch den Raum. „Wenn es nur die beiden wären“, meinte er nachdenklich „Das ganze Lager ist Zeuge.“

Schickler unterbrach das Suchen. Er nahm die Mütze ab und kratzte sich mit dem Schirm den Kopf. „Schade“, erwiderte er. „Für das ganze Lager ist hier die nette Einrichtung zu klein. Wir müßten Auschwitz haben, da sind die Tore zum Himmel weit offen.“

Brendel blieb stehen und sah Schickler mit seinen schlafmützigen Augen an. „Auschwitz? Du irrst, sie waren offen“, sagte er dann und machte mit der Hand eine wütende Bewegung.

Jetzt drehte sich Schickler um. Seine Augen im stets geröteten Gesicht sahen ihn erstaunt an. „Was heißt das, sie waren offen?“ fragte er. „Ist die Welt wirklich schon so leer geworden?“

Brendel antwortete lakonisch und trommelte mit den Fingern auf seine Handfläche. „Nein, nicht leer, aber die Iwans sind dort.“

„Verfluchter Dreck!“ schimpfte Schickler, grinste jedoch gleich darauf und meinte: „Dann werden wir hier unseren Betrieb vergrößern müssen.“ Er wurde vertraulich und vergaß seinen Ärger über Brendel, dem er übel nahm, daß er sich in der Sylvesternacht sein „Schlachtvieh“ selber hatte vom Bahnhof abholen müssen, er stieß Brendel in die Rippen. „Du, ich hab dort die Anlagen gesehen. Prachtvoll, sag ich dir. Topf und Söhne baute die Öfen und die Siemens-Gesellschaft die Installation. Feine Sache, mein Vater war früher bei der Firma Meister.“ Die Hände Schicklers machten während seines Redens Bewe-

gungen, als wollten sie Brendel die ganze Mechanik dieser Einrichtung erklären.

Brendel achtete nicht darauf. Sein Blick war lauernd geworden und irgendwie klang eine Unsicherheit aus seinen Worten, als er erwiderte: „Ja, wenn die Russen uns noch die Zeit dazu lassen. Über die Karpaten sind sie schon geklettert. Wenn sie in der Slowakei sind, dann ist der Weg nach hier nur noch ein Katzensprung.“

Schickler hatte sich wieder dem Spind zugewandt. Er öffnete jetzt die zweite Tür, nahm einen Kanten Brot heraus und zerbrach ihn. Während er das Brot zerkrümelte, ohne etwas zu finden, meinte er zu Brendel: „Was soll das? Der Führer wendet nur die neue Taktik an. Siehst du, das ist gerade das Geniale an ihm.“ Er verhaspelte sich bei dem Fremdwort und sprach es falsch aus. „Er lockt die Russen auf einem kleinen Raum zusammen, schlägt dann zu und zerquetscht sie wie die Wanzen.“ Er hatte die Handfläche gegen die Spindtür gepreßt und sie im Halbkreis gedreht. „Die neue Waffe braucht der Führer erst garnicht anzuwenden, die nimmt er, wenn es um den ganzen Globus geht. Du!“ Er lachte einfältig. „Die Wunderwaffe, das ist eine Sache. Drückst auf den Knopf und wo der Führer will, dort ist alles wie wegradiert, ratzekahl weg. Da ist Coventry ein Dreck dagegen.“

Schickler schwärmte schon als Junge für die Technik. Er hatte begeistert Jules Verne gelesen und war dann doch nur ein Schlächter geworden. In der Hermannstraße in Berlin hatte er gelernt. Weil er dort zuwenig verdiente, ging er als Kopfschlächter zum Zentralviehhof. Später wollte er nach Chicago in die Schlachthäuser. Sein Körpermaß und sein Hirn aber waren bemessen für die SS. Einmal bei ihr, gefiel es ihm auch dort; nur wollte es nicht recht in seinen Schädel hinein, daß ausgerechnet er, der Kopfschlächter, jetzt nur noch den Gashahn aufzudrehen hatte. Wenn er aber von der Wunderwaffe hörte, dann bedauerte er es, ein gewöhnlicher Krematoriumsfritze geworden zu sein, dessen Einrichtung für ihn nur eine geringe Kapazität besaß.

Nach Schicklers Worten hatte Brendel das Empfinden, sich ihm gegenüber zu weit ausgelassen zu haben. Er hielt es daher für ratsam, ihm zum Munde zu reden, denn man kann nie wissen, dachte er, ob Schickler mich nicht beim Alten wegen defätistischer Äußerungen anschwärzen wird. Brendel war dabei gewesen, als der Kommandant so einem Defätisten die Lederpeitsche ins Gesicht schlug und ihn danach umlegte. Brendel sagte daher zu Schickler: „Natürlich hast du Recht. Der Führer weiß, was er will. Der Vorstoß in die

russische Weite war notwendig. Er mußte sie erst mal desorganisieren, durcheinanderwirbeln wie eine Handvoll Murmeln. Der vernichtende Schlag aber wird in Großdeutschland geschlagen. Der Ort spielt keine Rolle. Übrigens“, er machte ein wissendes Gesicht, „wir schlagen nicht allein zu, neue Verbündete helfen uns.“

Schickler hatte endgültig das Suchen nach dem Brillanten aufgegeben, er drehte sich um und schnippte wegwerfend mit dem Finger. „Neue Verbündete? Laß mich in Frieden damit. Wir schaffen es auch allein. Seitdem uns die Makkaronifresser untreu geworden sind, brauchen wir keine Verbündeten mehr. Wir sind uns jetzt selbst die Nächsten.“

Doch dann sagte er, wobei er garnicht empfand, wie er sich in Widersprüchen bewegte: „Du weißt, es geht nicht schief, aber sollte es schiefgehen“, er grinste und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Brusttasche. „Hier sind sie! Mit diesen Fleppen in der Tasche merkt man nicht, daß Fritz Meßberg, Schlachter von Beruf, jemals was mit dem Scharführer Schickler zu tun gehabt hat. Den Krematoriumsgeruch merkst du den neuen Papieren nicht an.“

Er ging dicht an Brendel heran, schlug ihm mit dem Handrücken an die Brust und fragte: „Und als was gehst du? Ich meine, als was würdest du gehen wollen?“ wiederholte er, als er Brendels abweisendes Gesicht bemerkte.

Brendel ging tatsächlich wie ein vorsichtiger Boxer auf Distanz. Er spürte die Schwäche Schicklers, dessen Treue auf den Führer in die Binsen gegangen zu sein schien. Im übrigen besaß jeder hier seine neuen Fleppen. Dafür lag sogar ein Befehl vor. Das Reichssicherheitshauptamt arbeitete anscheinend nach neuen Führerrichtlinien. Er tat aber Schickler nicht den Gefallen und ließ ihn in seiner Neugier zappeln. Nachdem er zum Schachbrett gegangen war und eine weitere Figur verstellte, sagte er im Ton des Vorgesetzten: „Das ist Dienstgeheimnis, Scharführer! Darüber schweigt man sich aus.“

Schickler wurde für einen Augenblick verlegen. Er wußte, daß er darüber nicht sprechen sollte. Alle Namen waren erfaßt und lagen beim RSHA in Berlin. Nun hatte er gequatscht. Egal. Aber über das andere schwieg er. Es brauchte niemand zu wissen, auch der Reichsheini nicht, daß er sich noch ein anderes paar Fleppen zurechtgelegt hatte, die nirgends erfaßt waren, als nur bei sich selbst. Kaltenbrunners Arm würde ihn nie erreichen, wenn er, Schickler, es nicht wollte. Aber verärgert war er trotzdem, weil der Scheißkerl von Rapportführer auf einmal so dienstlich tat.

„Na, dann schweig dich aus“, erwiderte er verbiestert. „Wollen hoffen, daß wir nicht alle mal reden müssen. Verdammter Dreck, in der Slowakei sagst du, sind sie schon?“ Er faßte sich an den Kragen, weil es ihm plötzlich zu heiß geworden war, zog sich den Mantel aus und hängte ihn an den Haken. „Du sprachst von Verbündeten?“ fragte er weiter. „Wer sollen denn die sein?“

In Brendels Gesicht verlor sich der dienstliche Ausdruck. Er konnte Schickler nicht leiden, er war ihm zu gewöhnlich. Aber dessen Frage nach den Verbündeten wollte er doch beantworten. Nicht aus Freundlichkeit. Er wollte mit seinem Mehrwissen nur prahlen. Während er sein Kinn nach vorn schob, meinte er : „Unsere neuen Verbündeten sind die Amerikaner.“ Er schwieg, ohne das Kinn zurückzuziehen und machte ein Gesicht, als wollte er sagen: Na, ist das nichts?

Schickler war in der Tat erstaunt. „Was du nicht sagst?“ Es klang ehrfürchtig und ungläubig. „Die uns die ganze Zeit mit ihren Superfestungen beharkt haben?“

„Ja die!“ erwiderte Brendel, und mit einem Ausdruck der Geringschätzung fügte er hinzu: „Machst Augen wie ein neugeborenes Kalb. Ich sagte es dir ja schon einmal, du verstehst was vom Vergasen und Verbrennen, aber von der hohen Politik hast du genau so wenig Ahnung, wie die da drinnen eine Dusche nicht von einer Gasleitung unterscheiden können. Du bist eben von Beruf Schlachter. Woher sollte es auch kommen?“

Schickler wollte auffahren, aber sein Phlegma schüttelte schnell wieder Brendels beleidigende Worte ab. Lachend erwiderte er: „Du sag das nicht, die da drinnen haben es immer bemerkt.“

Nun lachte auch Brendel, der den Sinn der Antwort plötzlich erfaßte. Er hatte so ein kluges Reagieren garnicht erwartet.

Schickler aber fragte weiter: „Die Amis meinst du also? Da kann ich meine Fleppen wohl zu den Akten legen?“

„Das kannst du getrost tun“, antwortete Brendel. „Schaffen wir es nicht allein, dann hilft uns der Amerikaner. Das ist schon perfekt. Ribbentrop hat diese Angelegenheit im Auftrag des Führers schon erledigt. Ihre Bombenangriffe sind lediglich nur noch zur Tarnung, damit der Iwan nicht merkt, wie sich das Karussell dreht. Wenn er erst in der Falle sitzt, dann ... „

„Mensch, woher weißt du das alles?“ unterbrach ihn Schickler ehrfürchtig.

Brendel tat wieder überheblich. „Tja, mein Lieber. Man muß schon Rapportführer sein, um sich in der Politik zurechtzufinden.“

Arschloch, dachte Schickler. Deine hohe Politik kenne ich. Wenn du mir sonst die Zugänge bringst, willst du doch nur absahnen. Bist wie die Elster aufs Gold versessen und geil dazu.

Er wurde in seinem wütenden Denken durch das laute Los! Los! der Kapos unterbrochen. Dann erklang das dumpfe Zuschlagen der Tür und das Verriegeln an sein Ohr. Als er den Blick auf die Glasscheibe richtete, sah er die Köpfe der Zugänge und die den Duschen emporgereckten Hände.

Schneider erschien, Schickler drehte sich ihm zu. „Alles fertig!“ meldete der Kapo und ging zu den Öfen.

Der Rapportführer war an eines der Fenster getreten und schaute in den „Duschraum“. Seine Schirmmütze war nach hinten gerutscht, so sehr klebte sein Gesicht an der Scheibe.

Schickler war indessen zum Schrank gegangen, schloß ihn auf und holte eine Packung heraus. Während er sich wieder umdrehte und dabei die Hülle vom Gefäß entfernte und sie achtlos auf den Boden warf, winkte ihn Brendel ans Fenster.

„Ist sie nicht rassig?“ Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund. Lüstern sagte er: „Schenkel hat sie, Schenkel ...“

Schickler lachte zynisch, ohne den Blick auf das Fenster zu richten. „Aus der machst du kein blondes Gift. Sie ist eine Jüdin.“ Dabei unterbrach er nicht einen Augenblick seine Beschäftigung. Er klappte den Verschußdeckel am unteren Ende des Rohres auf und ließ das Gefäß in den Behälter verschwinden. Schlug den Deckel mit der Innenfläche seiner Hand zu, als gäbe er jemanden einen eleganten Klaps, sicherte ihn und drückte einen stählernen Dorn in das Gefäß hinein. Mit dem Feuerzeug zündete er eine kleine Lampe an und stellte sie unter den Behälter. Die erwärmte Blausäure stieg im Rohr empor.

Brendel winkte mit der Hand. „Langsam, Schickler!“

Schickler tat so, als ob er die Flamme drosselte. Brendel klebte noch immer mit dem Gesicht an der Scheibe. „Weißt du?“ sagte er. „Als Junge habe ich früher auf dem Rummel immer durch die runden Gläser geschaut, Panorama nannte man so ein Ding. Ich wollte stets was Nacktes sehen, aber eine Handbreit übers Knie ging es nie, und die Schotten oben waren auch meist dicht.“ Er kicherte. „Das hat meiner Mutter Kind nie geahnt, jetzt habe ich das Nackte en detail und en gros. Herrgott, hat die Schenkel.“

Schickler schaute jetzt flüchtig durch das Fenster und meinte: „Gleich ist es aus.“ Sein Gesicht mit den groben Zügen blieb unbeweglich. Aus dem Vergasungsraum hörten sie dumpfes Schreien, das in Röcheln überging. Ein Gesicht zeigte sich an der Scheibe, es war angstverzerrt. Fäuste trommelten schwach gegen das dicke Glas.

Brendel schrie: „Weg vom Fenster!“ Er machte eine Bewegung, um das Gesicht beiseite zu schieben, doch seine Hand schlug nur gegen die Wand und rieb sich an ihrem rauhen Putz blutig. Er merkte es nicht, keuchte nur heiser: „Ich will sehen, wie sie ... „ Dann lief er zum anderen Fenster und schob Schickler grob zur Seite.

Schickler ging spöttisch zum Schrank zurück und verschloß ihn wieder. Geiler Ladenschwengel, dachte er. Bohrt seine Stielaugen in die Schenkel. Siehst du, da haben wir Kopfschlächter es euch voraus. Gefühl, das ist Dreck. Die Kraft ist es. Wir schlagen zu und aus ist es. Er ging, ohne auf Brendel einen Blick zu werfen an einen Schalter und knipste ihn an. Das Surren eines Ventilators, der das Gas wieder absaugte, setzte ein.

Brendel wandte sich vom Fenster. Sein Gesicht glühte. Die Mütze war ihm auf den Boden gefallen und das Haar fiel ihm wirr ins Gesicht. „Schade“, meinte er mit heiserer Stimme: „Er ging einfach nicht von ihr weg.“

Während Brendel sich den blutenden Handrücken beleckte, hatte sich Schickler rücklings auf einen Schemel gesetzt und grinste Brendel an. „Von der hohen Politik verstehe ich nichts. Irgend ein Rapportführer sagte es mir. Ich aber weiß, wie sie dort drinnen eingehen. Das Vorspiel mag bei jedem anders sein, das Ende aber ist gleich, auch bei der mit den rassigen Schenkeln. Wenn du es nachher sehen willst, kannst du es tun. Tot sind sie alle, mausetot. Kein Gran zuviel, kein Gran zuwenig.“ Er stand auf, ging zur Tür und rief mit langgezogener Stimme: „Kapoi!“

Schneider und Wittig kamen angerannt. „Herr Scharführer?“

Schickler winkte hin zur Gaskammer. „Die Gymnastik dort drinnen ist beendet. Los, an die Arbeit. Klaut ihr mir auch nur das geringste Blinkende, dann kommt ihr auf die Roste, verstanden?“

„Jawohl, Herr Scharführer!“ schrien die beiden zugleich, und drängten sich gegenseitig aus dem Raum. Als sie nach einiger Zeit wieder zurückkamen, hielt Schneider eine Schüssel in den Händen, ging damit zum Tisch und schüttete den Inhalt auf die Platte. Es waren Goldzähne und Brücken, Uhren, Ringe und Broschen sowie Geldscheine. Der Rapportführer stand hinter Schnei-

der und schaute gierig auf das Gold. Als Schneider weg war, wühlten seine Finger in den Wertsachen herum. Schließlich nahm er eine Brosche und hielt sie gegen das Licht. Der Stein brach das Licht in vielen funkelnden Sternen. „Ein schönes Ding, nicht wahr, Schickler?“ meinte er. „Für meine Agnes geradezu geschaffen.“

Schickler brummte: „Quatsch nicht so dumm und steck sie ein. Die Welt wird davon nicht ärmer und die hohe Politik nicht niedriger.“

Das war ein Seitenhieb, den er ihm gab, aber Brendel begriff ihn nicht. Ihn hatte das Goldfieber gepackt. Als er sich vergewissert hatte, daß die Kapos sich an den Öfen befanden, steckte er die Brosche hastig in die Manteltasche.

Auch Schickler sortierte, öffnete danach wieder die Schranktür, entnahm dem oberen Fach eine Kladde und trug jedes Stück ein. Eine Uhr vergaß er, vergewisserte sich aber, daß sie keine Widmung trug, womöglich eine jüdische. Solche ließ sich nicht absetzen. Mit plumper Hand füllte er eine Kasette.

Brendel wollte gehen, tippte sich aber an die Stirn und meinte: „Da hätte ich beinahe das Wichtigste vergessen.“ Er ging zur Tür und rief: „He, Kapo! Den Pelzmantel der Jüdin, aber schnell.“

Während Schneider nach dem Pelzmantel lief, dachte Wittig: Also der kriegt ihn.

Mit dem Pelzmantel über dem Arm ging Brendel. „Warte“, meinte Schickler, „ich muß auch nach vorn.“ Er schloß den Schrank, zog sich den Mantel an, nahm die Kasette und die Kladde unter den Arm und verließ mit Brendel das Krematorium. Brendel hatte das Fleischpaket auf dem Tisch liegengelassen, am Tor merkte er es erst, wollte aber deswegen nicht zurückgehen. Die Kapos werden es wohl fressen, dachte er und betastete die Brosche in seiner Tasche.

Schneider und Wittig kamen aus dem Ofenraum. Sie witterten, ob die Luft rein war, Schneider ging zum Tisch und entdeckte das Paket. Ein gekochtes Eisbein befand sich darin. Grinsend biß er hinein, reichte die andere Hälfte Wittig und trank danach glucksend aus dem Kochgeschirr.

Wittig schaute, nachdem er sich das Fett vom Mund wischte, wieder in den Spiegel, strich erneut das Haar zurecht und hob die auf dem Boden liegende Umhüllung des Blausäuregefäßes auf. Ein Höllengemisch, dachte er. Dann würgte es ihn, sein Bruder kam ihm wieder in den Sinn.

Schneiders Aufmerksamkeit galt jetzt dem Schachbrett. Ärgerlich sagte er zu Wittig: „Du hast gemogelt. Deine Dame stand nicht auf dem weißen Feld.“

Wittig trat zum Brett und schaute sich die Figuren an. Sein Blick war prüfend und seine dunklen Pupillen schossen hin und her. „Und du hast einen Springer verrückt, der Läufer stand auch nicht auf diesem Feld.“ Wütend warf er die Figuren durcheinander.

Schneider hatte trotz alledem den Vorteil seiner Stellung bemerkt gehabt und meinte bissig: „Nur weil du das Spiel verlierst.“

„Quatsch“, erwiderte Wittig, der von der Blausäure nicht los kam. „Die Partie war sowieso vermasselt.“ Dann ging er zur Tür und horchte nach draußen. „Alles sauber“, sagte er, „warte, ich hole die Sachen.“ Eilig verschwand er in den Auskleideraum.

Schneider nickte, schob indessen das Spind zur Seite und hob einen Ziegel aus dem Boden. Inzwischen war Wittig zurückgekommen und gab Schneider eine goldene Uhr, eine Brücke sowie zwei Ringe, die Schneider in die Höhlung legte.

Als der Ziegel wieder eingepaßt war, schoben sie gemeinsam das Spind an die Wand zurück. Schneider lachte und seine kleinen trägen Augen zwinkerten Wittig listig zu: „Ich hab es nie glauben wollen, nun muß ich es doch zugeben, was mein Vater sagte: ‘Handwerk hat goldenen Boden’.“

Als sie wieder an den Öfen standen, klang noch immer ihr schallendes Lachen aus dem Raum.

„Ein schöner Witz!“ japste Wittig



Nach einem aufregenden Arbeitstag saß Altenkirch vor seinem Ofen, dessen bullernde Hitze das kleine Zimmer im Haus am Berg füllte. Gedankenverloren schaute er in das Bunt der Glasperlen seiner Deckenlampe. Er gab sich ganz den Gedanken an Edith hin, an die seltsame Begegnung mit ihr, an das letzte Gespräch, an alles, was sich ihm von ihr tief eingeprägt hatte. Er kannte ihren richtigen Namen nicht. Als er sie zum zweiten Mal traf - die Befangenheit der ersten Zusammenkunft war überwunden - da wollte er ihr seinen Namen nennen, weil er glaubte, es müsse so sein. Sie aber legte abwehrend ihre Hand auf seinen Arm, kam ihm schnell zuvor und sagte mit leiser

Stimme: „Nenn mich Edith, doch verschweig mir deinen Namen. Glaub mir, es trägt sich leichter so in dieser Zeit.“

Auf sein einfältiges Erstaunen fügte sie dann mit dem Anflug eines Lächelns hinzu: „Damit du aber nicht der Bruder `Namenlos` bleibst, nenn ich dich einfach Lutz.“

Ihre Augen verrieten, daß sie zugleich befremdet dachte: Was schickt mir Leo da für einen sonderbaren Genossen?

Seit dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich stand Leo auf der langen Liste der Staatsfeinde als Josef Brandstetter mit an vorderster Stelle. Die Gestapo wußte, daß er einer der Führenden war, die in den Februartagen des Jahres 1934 den Aufstand gegen das klerikal-faschistische Dollfuß-Regime leiteten, darum fürchteten ihn die Nazis und suchten ihn wie einen Schwerverbrecher. Sein Steckbrief klebte an allen Litfaßsäulen.

Als Edith ihn zum ersten Mal traf, wußte sie noch nicht, daß dieser mittelgroße, ein wenig gedrungene Mann, dessen Schnurrbart ihm mehr das Aussehen eines Dorflehrers verlieh und nicht eines Revolutionärs, einer der meistgehaßten und verfolgten Österreicher war.

Nun aber war ihre Verbindung zu ihm an Altenkirch übergegangen, und beim letzten Treff mit ihm war ein leises Bedauern in ihrer Stimme, als sie sagte: „Wir werden uns also nicht mehr wiedersehen, Lutz.“

„Ich weiß es schon, Edith“, erwiderte er gepreßt. „Leo sagte es mir, du bist hier zu gefährdet.“

In ihm wehrte sich zugleich etwas, weil durch diese Feststellung der Partei eine Empfindung in ihm wie eine Streichholzflamme ausgelöscht werden sollte, und er erschrak, als Edith ihm Leos Worte bestätigte.

„Es ist so, Lutz! Die Gestapo muß erfahren haben, daß ich hier in der Stadt bin. Darum ist es Zeit, hier zu verschwinden.“

Sie versuchte ruhig zu bleiben, doch gelang es ihr nicht. Auch er konnte seine Gefühle nicht verbergen.

„Tut es dir nicht ein wenig leid, daß wir uns nicht mehr treffen sollen?“ fragte er. Er erwartete die Antwort und fürchtete sie zugleich.

„Ich hab mich an dich gewöhnt, Lutz.“ Scherzhaft und unpersönlich klang ihre Stimme, doch Edith konnte nicht verhindern, daß sich ihr Gesicht leicht rötete.

Er merkte es, und es machte ihn froh, gab ihm Mut zu sagen, wozu es ihn drängte: „Könnten wir uns nicht doch treffen? Nicht hier“, beeilte er sich hinzuzufügen, „in Linz habe ich gute Bekannte.“

Lange schwieg Edith.

„Lehn's mir nicht ab!“ drängte er sich in ihr Schweigen hinein. Schließlich gab sie seinem Bitten nach, war sich aber wohl ihres Verstoßes gegen die strengen Regeln der Illegalität bewußt ...

„Und nun trennen mich nur noch wenige Tage von ihr.“

Altenkirch sagte es laut und froh. Er stand auf und ging durch das enge Geviert seines Zimmers. Am Fenster blieb er stehen und lauschte. Wie fast jede Nacht hörte er Hundegebell und rauhe Stimmen. Sie treiben wieder ihre Todeskandidaten zum Berg hinauf, dachte er. Von seinem Gesicht wich der sinnende Ausdruck. Doch zum ersten Mal unterließ er es, das Fenster zu öffnen, um mit dem Transportführer ein Gespräch anzuknüpfen, denn er vermochte jetzt seine Sehnsucht nach Edith nicht zu tauschen mit dem Anblick jener Menschen, die aus der Liste des Lebens gestrichen werden sollten.

Vor einem Jahr wußte er noch nicht viel von diesen Unglücklichen hier und von der Partei, die ihm aufgetragen hatte, nach Moosberg zu ziehen. Mehr den Sozialdemokraten zugeneigt, hatte er die Kommunistische Partei lange Jahre als lästig empfunden, weil sie seiner Meinung nach in den ohnehin betrüblichen Zeiten noch mehr Unruhe in die Familien trug. So etwas wie Erstaunen blieb in ihm, daß er Leos Auftrag angenommen hatte, hierher zu gehen, um Verbindung zu den Genossen im Lager zu suchen. Nun ist Leo selber dort. Wie erschrak er, als er ihn im Baukommando wiedersah, in dem man ihn selbst als Zivilarbeiter eingestellt hatte.

Leo geriet während einer Razzia in Wien in die Fänge der Polizei. Noch wußte sie nicht, wer er wirklich war. Seine Papiere wiesen ihn als den Verwaltungsangestellten eines kleinen Betriebes aus, und sie hätten ihn wieder freigelassen, wenn bei ihm nicht ein Doppel an Lebensmittelkarten gefunden worden wäre. Obwohl er diese Frage zu klären versuchte, nahmen sie ihn mit und glaubten, einen Kartendieb gefaßt zu haben. Die Polizei überstellte ihn aber nicht der Kripo, sondern der Gestapo. Und diese identifizierte ihn durch die Gegenüberstellung mit einem völlig zusammengebrochenen Genossen. Sie hatten also den langgesuchten Josef Brandstetter endlich in ihren Händen.

Als seine Untersuchungen abgeschlossen waren und seine Akte dem Volksgerichtshof übergeben wurde, kam er - was mit schweren Fällen oftmals

geschah - nicht als Untersuchungshäftling ins Gerichtsgefängnis, sondern ins Lager auf dem Moosberg. Dort wartete Leo auf seinen Prozeß, der - darüber war es sich völlig im klaren - seinen Tod bedeuten würde.

Altenkirch löschte das Licht. Doch er konnte sich noch nicht entschließen, schlafen zu gehen. Er setzte sich wieder in den Lehnstuhl am Ofen. Am Sonntagmorgen war Altenkirch schon früh auf den Beinen. Er fuhr nach Neustadt, um sich mit jemandem von der Leitung zu treffen.

Nun saß er dem Genossen gegenüber, der anstelle von Edith die Verbindung zu ihm aufrecht hielt. In dem kleinen Zimmer mit verhängten Fenstern standen die Möbel wie drückende Wolken.

„Du mußt Leo zur Flucht verhelfen“, sagte der Genosse.

„Es liegt Schnee auf dem Gelände, wenn Leo flieht, hinterläßt er Spuren, die leicht zu verfolgen wären.“

Dabei dachte er erschreckt, daß es bisher kaum einem gelungen war, vom Moosberg zu fliehen, und wenn, es blieben ihm nur vier Stunden zwischen den Zählappellen.

Aus Altenkirchs Antwort klang Ratlosigkeit.

Der Genosse blickte auf. Um seine Augen lagen tiefe Schatten. Sie alle schlafen nicht mehr, sie haben keine Ruhe, dachte Altenkirch und vergaß, daß auch ihm der Schlaf und die Ruhe fehlten.

„Sein Prozeß wird bald stattfinden. Er wird am Beil nicht vorbeikommen.“ Die Stimme des Genossen klang besorgt. „Leo muß leben, begreifst du?“

Tiefes Schweigen. Eine dem Wintertod entronnene Fliege kreiste summend um die Köpfe der beiden Männer, ehe sie sich auf dem Schirm der Tischlampe niederließ.

Beunruhigt über Altenkirchs langes Schweigen fragte der Genosse: „Kennst du Leo?“

Altenkirch nickte. Wie sollt er Leo nicht kennen. Er sah ihn jetzt noch vor sich, wie er ihm damals als Fremder vor seiner Wohnungstür gegenüber stand.

„Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen“, flüsterte dieser ihm zu, trat ein und verschloß wie selbstverständlich die Tür von innen. Vornübergebeugt lauschte er zur Tür. Als im Treppenhaus alles ruhig blieb, spürte Altenkirch, wie ein Seufzer der Erleichterung die Brust seines uneingeladenen Gastes hob.

Der Mann war dann unaufgefordert ins Wohnzimmer getreten, hatte forschend auf Altenkirch geschaut und nach einem plötzlichen Entschluß gesagt: „Ich werde verfolgt. Die Gestapo ist hinter mir her.“ Dabei ließ er Altenkirch nicht aus dem Blick.

Altenkirch fuhr erschrocken auf, doch dann trat deutlich eine Erinnerung an ihn heran. Er mußte den Mann kennen. Da fiel es ihm wieder ein. Während eines Streiks im Jahre 1932 hatte er in seinem Betrieb in einer „wilden Belegschaftsversammlung“ gesprochen. Als ihn die Polizei fassen wollte, war er wie vom Erdboden verschwunden. Ihm verdankte er, so glaubte er, die nach dem Streik erfolgte Lohnerhöhung. Nun stand dieser Mensch vor ihm.

Als er ihm einen Stuhl anbot und dann selber zur Tür und zum Fenster ging, da hatte er endlich - nach langen Minuten - die Angst heruntergewürgt und verwies ihn nicht aus der Wohnung.

Aber schon nach einigen Tagen wurde sein Schützling unruhig. Immer wieder schaute er zur Uhr, und als es neun schlug, wollte er die Wohnung verlassen.

„Sie dürfen nicht gehen!“

„Aber ich muß gehen. Eine Verbindung würde zerrissen werden, die un-  
gemein wichtig ist“, erwiderte der Mann, noch unruhiger werdend.

Altenkirch hatte es wiederum Minuten der Furcht gekostet, bis er ihm geantwortet hatte: „Ich werde den Gang für Sie tun.“

Er verspürte wohl das Zögern des Mannes. Dennoch war er sehr froh, als er erwiderte: „Es kann ein sehr gefährlicher Gang werden.“

Als Altenkirch darauf bestand, sagte der Mann zu ihm, was er tun müsse und wen er treffen würde.

Die Augen der Frau waren forschend und abweisend gewesen. Er hatte sich auf diesem ungewohnten Treff nicht gerade geschickt verhalten. Erst als das Bindewort die Losung zu einem Ganzen verflocht, da änderte sich die Frau, die er sich so ganz anders vorgestellt hatte: Mit einem kurzen Haarschnitt und mit Fingern, die vom Nikotin gelb waren, und mit Augen, die süchtig blicken mußten. Wie er zu einer solchen Einschätzung kam, er hätte es nicht erklären können.

Sie aber war schlank, fast zierlich, und ihr volles dunkles Haar umrahmte ein zwar blasses, doch sympathisches Gesicht. Sie sagte mit leiser, wohlklingender Stimme: „Faß bitte meinen Arm und tu nicht so fremd, sonst fallen wir auf.“

Er faßte in tiefer Verlegenheit ihren Arm. Als er unerwartet ihre feste Hand in der seinen verspürte, überzog sich sein Gesicht mit tiefer Röte. Dann fühlte er einen winzigen Gegenstand in seiner Hand, über den sie seine Finger schloß. Noch ehe er seine Verlegenheit überwunden hatte, hörte er sie sagen: „Wir werden uns drüben an der Straßenkreuzung trennen. Gib das Leo, es ist eine wichtige Nachricht für ihn. Hat er einen Auftrag für mich?“

Altenkirch hatte sich schließlich gefaßt. Ihre Ruhe übertrug sich auf ihn. Die Passanten achteten nicht auf sie. Es war spät, von den verdunkelten Straßenbahnen huschte ihnen hier und da ein winziger Lichtstrahl entgegen.

„Ich soll Ihnen, ich soll dir sagen, in vierzehn Tagen zu gleicher Zeit am Platz B.“

Sie nickte. Dann waren sie an der Straßenkreuzung angelangt. Eine Straßenbahn polterte heran; die Tür öffnete sich, und sie standen für Augenblicke im Schein einer Glühbirne. Edith blieb stehen und sagte laut: „Da ist meine Bahn. Schau nach den Kindern, achte darauf, daß sie gut zugedeckt bleiben.“

Sie umarmte ihn und gab ihm einen flüchtigen Kuß. Vorbei an einem mürrischen Goldfasan, erklomm sie die Bahn.

Altenkirch sah ihr nach, ein wenig verdutzt, bis ihm die Tür ihr lächelndes Gesicht verbarg. Den Kuß verspürte er noch lange auf seiner Wange.

Das Summen der Fliege hatte wieder eingesetzt. Der Genosse vor ihm räusperte sich. Altenkirch schaute auf. Er war verlegen. Soweit hatte ihn die Frage des Genossen fortgetragen.

„Ich kenne ein Versteck, es liegt nicht weit vom Lager. Ich bin gewiß, dort wird man ihn nicht suchen“, antwortete Altenkirch endlich. „Im übrigen liegt Tauwetter in der Luft.“

Der Genosse nickte froh. Er hatte auf diese Antwort gewartet und sie gleichzeitig gefürchtet. Sein Gegenüber war noch zu unerfahren in der konspirativen Arbeit. Er kannte die ganze Härte des Kampfes noch nicht. War es richtig, ihn mit dieser Aktion zu betrauen? Welche Gefahren schwor sie herauf, wenn sie mißlang? Aber Leos Leben steht auf dem Spiel. Sein Tod wäre ein nicht zu ersetzender Verlust für die kommende Zeit. Wen sollten wir sonst beauftragen? Altenkirchs Vergangenheit weist keine Beziehungen zu uns auf, und er genießt deswegen das Vertrauen der Lagerführung. Also kann nur er uns helfen. Trotzdem atmete er schwer, es klang wie ein Seufzer. Altenkirch sah erstaunt auf.

Sorgsam und umsichtig bereitete Altenkirch in den nächsten Tagen Leos Flucht aus dem Lager vor. Zum Glück war das erhoffte Tauwetter eingetroffen, nur noch in den Mulden lag verharschter Schnee. Von seinem Kommando im Baubetrieb wird er die Flucht antreten müssen. Er ist dann außerhalb des stromgeladenen Stacheldrahtes und der Mauer. Dort wird er ihn abseits von den anderen Häftlingen beschäftigen, und vor dem Wachposten alte Dachpappe verbrennen lassen, daß ihm der Qualm in die Augen dringt. Inzwischen wird Leo im Versteck unter den gestapelten Balken liegen. Zivilkleidung und eine Pistole findet er dort. So müßte seine Flucht gelingen. Freilich, das Lager würde danach in der Kälte stehen müssen. Am Montag, wenn die meisten SS-Leute noch verschlafen ihren Dienst tun, soll es geschehen, wenn nicht ... Altenkirch unterdrückte wieder aufkommende Zweifel.

Dann endlich war auch der Sonntag da, an dem er sich mit Edith treffen wollte. An einem belebten Platz in Linz hatten sie sich verabredet.

„Ich bin froh, daß du gekommen bist“, sagte Altenkirch. Edith erwiderte nichts. Nur am Druck ihrer Hand verspürte er auch ihre Freude.

Über die Hauptstraße hinweg schritten sie durch weniger belebte Straßen. Sie schwiegen, und in ihrem Schweigen schienen sie für Augenblicke zu vergessen, was wirklich war.

Vor einem Haus mit einer barocken Fassade blieben sie stehen. Hier hatte Altenkirch mehrere Jahre als Junggeselle gewohnt. Dann hatte er geheiratet und besaß eine eigene Wohnung. Doch seine Frau verstarb schon nach einem Jahr. Er nahm seine Schwester zu sich, die dann mit ihm in die Ebene des Moosberges zog, ohne zu erfahren, was ihn dorthin trieb. Altenkirch öffnete die Haustür. Sie schritten über knarrige Stiegen in die obere Etage. Ein weißer Klingelknopf leuchtete aus der Dämmerung des Flurs.

„Soll ich klingeln, Lutz?“

Er nickte lächelnd.

Als ihr Finger auf dem Knopf ruhte, schrillte die Klingel wie ein keifendes Weib. Doch der alten Frau, die ihnen öffnete, leuchtete aus dem Gesicht ein junges Lächeln. Sie war nicht erstaunt, ihre Gäste, die sie später erwartete, schon jetzt zu sehen. Sie drückten den beiden die Hand und hieß sie freundlich einzutreten.

Altenkirch half Edith aus dem Mantel. Später, als sie beide allein in dem Zimmer waren, das Altenkirch früher bewohnt hatte, bemerkte er erst, wie zierlich Edith war. Das dunkle Kleid machte sie noch schlanker. Er schaute ihr

ins Gesicht. Eine kluge Stirn hat sie, dachte Altenkirch. Nur ihre Augen schienen ihm sehr müde zu sein. Er hätte sie jetzt gern geküßt.

„Nun?“ fragte Edith.

Altenkirch schrak auf.

„Du Dummer“, hörte er sie aus weiter Ferne sagen, dann fühlte er ihre weichen Lippen auf seinem Mund. Ihre Hände hielten seinen Kopf. „Warum machst du es dir so schwer?“

Sie setzten sich aufs Sofa. Dort saßen sie lange und schweigsam, die Hände ineinander verflochten. Nach einer Weile sahen sie sich wieder an. Forschend trafen sich ihre Augen.

Zwölf Stunden werden sie zusammen sein, dann wird er in diese, sie in jene Richtung fahren, und keiner würde vom anderen wissen, wohin sie sich begeben würden, weil zuviel Wissen die Last, die sie beide tragen, noch schwerer machen würde. Sie werden sich wieder verabreden, und sie werden wissen, daß vielleicht der eine oder andere, oder gar beide diese Vereinbarung nicht einhalten können.

Ach, warum sich Gedanken machen? Über das Morgen entscheiden sie nicht allein. Wieder war es Edith, die ihn küßte.

Sie unterhielten, neckten sich und lachten leise auf, wenn sich ihre Finger unverhofft berührten. Sie aßen vom mitgebrachten Kuchen, der so grau wie eine Uniform war, tranken Kaffee und plauschten eine halbe Stunde mit der Wohnungsinhaberin, um dann früh ins Bett zu gehen, gemeinsam.

Was hatte sie in dieser grausamen Zeit so nahe gebracht, in der nichts von Bestand mehr war? Wollten sie aus der ihnen auferlegten Einsamkeit für einige Stunden heraus? Trieb sie das natürlichste aller Gefühle zueinander? Wer von beiden wollte das jetzt beantworten, da sie sich gehörten.

Um ein Uhr nachts wurden sie aus dem Schlaf gerissen. Aufgerüttelt durch dumpfe Detonationen. Bombenangriffe! Die Einschläge mußten weit vor der Stadt liegen. Was sie in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins nicht hatten an sich herankommen lassen wollen, er war wieder da, der Krieg!

Edith löste sich aus Altenkirchs Armen, die wachen Augen in das Dunkel des verhangenen Raumes gerichtet. Alte Bilder, Schreckensbilder zogen an ihr vorbei. Ihr Vater während eines Streikes bei Daimler-Benz erschossen. Die Mutter auf sich allein gestellt, war in einem Hospiz untergekröchen. Lebte sie noch?

Sie selbst war Metalldruckerin. In ihrem Betrieb lernte sie einen Genossen kennen und lieben. Als sie ihn in den Januarnächten 1933 erschlugen, bekam sie sein Kind.

Edith versuchte, sich von diesen Bildern zu lösen. Aber es gelang ihr nicht. Es war so, als müsse sie immer daran denken, um ihren Haß nicht ohne Nahrung zu lassen.

Dann sah sie sich, der Junge war acht Jahre alt, fast irrsinnig geworden, zwischen den noch rauchenden Trümmern ihres zerbombten Hauses nach dem Jungen suchen. Sie fand ihn nicht mehr, er war verbrannt.

Sie stand allein, einsam und trostlos. Nur der Haß lebte in ihr, gegen das, was sie einsam gemacht. Dann kam ein Freund ihres Mannes. Es war Leo. Er führte sie aus dem Haß ohne Widerstand zum bewußten und haßvollen Widerstand. Sie wurde Edith, eine Genossin der verfolgten Partei. Nur allein bin ich geblieben, dachte Edith. Bin ich es? Neben mir liegt Lutz. Was wird er denken?

Seltsam spielt doch das Leben. Es war Leo, der beide zusammengeführt, ohne eine solche Bindung gewollt zu haben. Er war wieder aus Ediths Gesichtskreis verschwunden, während ihr Lutz in greifbarer Nähe blieb. Jedoch beider Aufgabe gestatteten es nicht, sich über ihn auszusprechen. Als Lutz sich von der Last seines Auftrages ihr gegenüber ein wenig zu erleichtern und Leo ins Gespräch zu bringen versuchte, legte ihm Edith ihren Finger auf den Mund. So wußte sie nicht, in welcher Gefahr sich Leo befand, denn Lutz schwieg verschämt.

Altenkirch hatte sich erschrocken aufgerichtet, als die schweren Detonationen erfolgten. Auch er war wieder inmitten der Wirklichkeit. Sie hieß Krieg, hieß Gestapo, SS, Folter und Mord, hieß Kampf.

Lutz suchte Ediths Hand und fand ihren warmen weichen Arm. „Edith! Ich habe Angst um dich. Weißt du, was oben im Lager geschieht?“ - Nun verriet er sich doch. - „Täglich mit Frauen und Kindern geschieht? Mit allen...“ Er liebte mit den Händen ihr Gesicht und wollte ihr in die Augen schauen. Aber das verhängte Fenster ließ nicht einen winzigen Schein herein.

„Laß uns weggehen. Irgendwo gibt es einen Platz, an dem wir nur für uns leben können.“

„Und dann bekäme ich mein zweites Kind, und auch dieses müßte ich vielleicht wieder zwischen den Resten eines zerbombten Hauses suchen.“ Edith faßte Altenkirchs Hand. Ihre Stimme klang streng: „Nein. Lutz! Es gibt keine

Abkehr. Der Krieg ist überall, hier, draußen und im Gewissen. Ihn nicht zu sehen, heißt ihn zu billigen!“

„Und unsere Zukunft, Edith?“

Es war ein schwacher Versuch, sie umzustimmen. Dann aber sagte sie und ihre Stimme war warm, wie versöhnend: „Unsere Zukunft ist die Vergänglichkeit des SS-Staates, Lutz. Sie gehört dem, der das Leben liebt und es nicht verachtet, und,“ sie faßte wieder Altenkirchs Hand, „uns beiden jetzt der Augenblick.“

„Verzeih“, sagte er leise. Er dachte an Leo und an die vielen im Lager. „Verzeih!“ sagte er nochmals; jetzt nicht nur zu Edith, zu allen, die ihm vertrauten.

Edith aber hielt seine Hand, fest und lange. Sie hatte ihren Lutz behalten. Ein frohes Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Um vier Uhr morgens trennte er sich von Edith. Die Schwere des Abschieds lag auf seinem Gesicht. Er eilte zum Bahnhof. Wenige Minuten trug ihn der Zug zurück. Das Abteil war kalt und verschmutzt. Es roch fade nach Rauch. Die Menschen im Abteil waren unausgeschlafen, wortkarg und mürrisch. Der Krieg hatte ihre Gesichter gezeichnet.

Der Zug war kaum eine Viertelstunde gefahren, da knirschten plötzlich die Bremsen. Altenkirch, der vor sich hin träumte, fiel vornüber auf einen anderen Sitz des Abteils.

Jemand knurrte. Er entschuldigte sich und richtete sich wieder auf. Als er das Fenster öffnete und sich weit hinauslehnte, sah er rote schwankende Lichter und dahinter den fahlen Schein eines Brandes. Der Bahnknotenpunkt war bombardiert worden. Angst stieg in ihm hoch. Um sieben wollte er auf dem Moosberg sein. Leos Flucht sollte im Laufe des Morgens durch ihn in die Wege geleitet werden. Bis zum Zählappell blieb dann nicht viel Zeit. Leo müßte dann außerhalb der kleinen Postenkette sein und sich schon im vorbereiteten Versteck befinden, ehe die Hatz nach ihm beginnen würde. Wenn ich nicht rechtzeitig dort bin, weiß er nicht, was er tun soll. Altenkirch sah auf die Uhr. Ihm blieben drei Stunden. Sollte kein Zug mehr fahren, ihm blieben noch zwei Wegstunden. Noch war kein Grund zur Sorge. In seine Gedanken hinein schrie jemand: „Alles aussteigen. Der Zug fährt nicht weiter. Die Strecke ist blockiert.“

Also doch zu Fuß, dachte er und tappte wie die anderen aus dem Abteil und ging den Damm in Richtung des fahlen Scheins entlang. Vor und hinter

ihm fluchten und ächzten die Menschen, die er nur als Schatten wahrnahm, die ihn stießen und die er wieder stieß.

Zwanzig Minuten mochte er wohl so über die Schwellen gestolpert sein, da blitzten Taschenlampen auf. Er hörte Stimmen und Rufe: „Hierher! Zu den Wagen!“

Er kletterte vom Bahnsteig, gelangte auf eine Straße, stand plötzlich vor einer Wagenkolonne der Wehrmacht und wollte an ihr vorbeigehen, doch man hielt ihn an, und eine heisere Stimme schrie: „Aufsteigen! Sie werden zum Bahnhof gefahren.“

Er kletterte in den Wagen, notdürftig vom Schein einer Taschenlampe gewiesen. Dann hörte er das harte Anlassen des Motors. Der LKW setzte sich in Bewegung. Über holprige Wege und Straßen ging die Fahrt. Die Plane des Fahrzeuges knatterte im Wind.

Noch ist kein Grund zur Besorgnis, dachte Altenkirch. Trotzdem wurde er das Schuldgefühl nicht los, am Vorabend der festgelegten Flucht des Genossen in die Stadt gefahren zu sein. Aber hätte er Edith warten lassen sollen? Nein, nein, so war es ja garnicht gewesen. Ihn trieb es doch zu ihr hin.

Der Wagen stoppte mit kreischenden Bremsen und rüttelte sie durcheinander. Als Altenkirch ausstieg, war es nicht mehr so dunkel. Der brennende Bahnhof erhellte den Wintermorgen. Aber er war noch hundert Meter entfernt. Seine Augen erfaßten mit Grauen einen ausgebrannten Lazarettzug. Heraushängende Menschenleiber, ineinander geschobene Waggons, Rauch und schwelendes Holz. Dieser Krieg ist Wahnsinn, ist Verbrechen, dachte er.

Eine Stimme sagte: „Es fährt kein Zug mehr, die Gleise sind zerstört.“

„Auch nicht nach Moosberg?“ Altenkirch suchte mit den Augen den Mann, doch er vernahm nur seine Stimme: „Auch nicht nach Moosberg.“

Also endgültig laufen. Er verließ die Reisenden, doch er kam nicht weit. Eine Wehrmachtsstreife hielt ihn an. „Zurück zum Einsatz!“ rief einer der Soldaten. „Die Strecke muß freigemacht werden.“

„Ich kann nicht!“ protestierte Altenkirch. „Hier mein Ausweis.“ Er zog seinen Dienstausweis. Der war unterschrieben vom Kommandanten des Moosberges, neben der Unterschrift bleckte der SS-Stempel mit dem Totenkopf.

Der Soldat sah ihn und dann Altenkirch an. Er verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. „Ein solides Papierchen“, lobte er zweideutig. „Es muß dir ja eine Freude sein, diesen Bombenschutt hier wegzuschaukeln.“ Er stieß seinen Kameraden an. „Meinst du nicht auch, Richard?“

Der mit Richard Angesprochene warf einen Blick auf den Ausweis und lachte bissig: „Arbeit macht frei! So heißt es doch bei euch auf dem Moosberg, nicht wahr? Na, dann arbeite den Bahnhof mal frei.“

Altenkirch hätte sich freuen mögen über die Bissigkeit der Landser, die den Spruch am Tor des Lagers kennen mußten. Aber ihm wurde jetzt jede Minute kostbarer als Gold. Er mußte weg, um jeden Preis. Ungeachtet der Bemerkungen der beiden wollte er gehen, doch da griffen die Hände der Landser zu und stießen ihn hin zum brennenden Bahnhof. „Dort hinaus geht es und nicht gekniffen, Volksgenosse“, sagte wieder der eine Soldat. „Oder willst du auf der Flucht erschossen werden? So was soll es doch geben, nicht wahr?“

Sie ließen kein Auge von ihm. Erst nach Stunden wurde es ihm möglich, sich zu entfernen. Seine Hände trugen Brandwunden, der Anzug war völlig verschmutzt. Er selber war verschwitzt, und doch fror es ihn. Er verspürte in der Brust ein heftiges Stechen.

Nachdem er sich aufkommenden Sturmböen entgegenstemmen und bis zum Knöchel tief in Lehm und Eiswasser waten mußte, nahm ihn endlich ein Auto mit. Es brachte ihn bis in die Nähe des Moosberges. Dann mußte er absteigen. Seine Füße waren kalt und schwer. Mühsam stieg er den Weg zum Berg hinauf. Auf halber Höhe blieb er stehen. Er fieberte. Auf die Uhr wagte er nicht mehr zu schauen. Der Wind trug ihm Kommandorufe entgegen. Die Häftlinge rückten in die Baracken ein. Zu spät. Und doch schritt er weiter. Mehr mechanisch als bewußt. Als er die Kuppe des Berges erreicht hatte, rückte die große Postenkette ein. Alles war wie sonst. Kein hastiges Rennen der SS, kein Hundegekläff, kein Aufheulen der Motoren. Von den Türmen griffen die ersten Spinnenfinger der Scheinwerfer in den anbrechenden Abend hinein. Da wußte er: Leo hatte ohne seine Hilfe nicht fliehen können. Tief brannte die Schuld.

Zum Arbeitsplatz, seiner Arbeitsstelle zu gehen, war nutzlos und gefährlich. Auch ihm war es nicht erlaubt, nach dem Einrücken der Wachen das Kommandanturgelände zu betreten. Er war müde zum Umfallen, und das immer stärker werdende Fieber schüttelte ihn. Völlig erschöpft kam er unten im Dorf an. Als er über die Schwelle seiner Wohnung stolperte, konnte ihn Lina, seine Schwester, die seit Stunden ängstlich auf ihn gewartet hatte, gerade noch auffangen. Mit zitternden Händen zog sie ihm die Schuhe und Kleidung aus und schleppte ihn zum Bett.

„Was ist mit dir?“ fragte sie besorgt.

Doch Altenkirch schüttelte nur den Kopf. Er fühlte sich kaum fähig zu sprechen. „Laß“, meinte er und schloß die Augen.

In der Nacht stieg das Fieber weiter an. Er murmelte Unverständliches, das Lina noch verwirrter machte. Aber sie wagte nicht, den Arzt zu holen. „Wenn ich einmal krank werden sollte, daß du mir ja nicht den Arzt ins Haus holst“, hatte er einmal gesagt. Sie verstand es nicht, aber sie gehorchte. Mit wehem Blick sah sie auf den Bruder, der sich in wilden Fieberträumen quälte.

Vier Wochen waren vergangen, so lange hatte ihn die Lungenentzündung ans Bett gefesselt. Heute war er zum ersten Mal wieder aufgestanden. Was mag nicht schon alles geschehen sein? Hatte Leo noch eine andere Gelegenheit zur Flucht gefunden? Ist er nicht geflohen, dann wird der Prozeß stattgefunden haben und sein Leben nicht mehr zu retten sein.

Altenkirch war langsam durch die Stube gegangen. Schwer stützte er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte. Das Schuldbewußtsein drückte ihn unaufhörlich.

Die plötzliche Stille ließ Lina, die in der Küche werkte, ängstlich aufhören. Es war ihr am Morgen schon nicht recht gewesen, daß ihr Bruder aufstand. „Du siehst noch viel zu elend aus“, hatte sie ihm gesagt. Doch er, voller Unruhe und peinigender Gedanken, konnte nicht länger liegenbleiben. Nun, da sein schlurfender Schritt verstummt war, eilte sie schnell ins Wohnzimmer. Ihre feuchten Hände an der Schürze abtrocknend, ging sie auf ihn zu und rief erschrocken: „Ist dir nicht gut, Georg?“

Doch sie wollte ihm jetzt keine Vorwürfe machen. Sie fühlte auch, daß er schwer genug an etwas zu tragen schien, mit dem er nicht fertig werden konnte. Mit der ganzen Mütterlichkeit einer Frau, der es nur verblieb, einem Bruder zu helfen, hatte sie Georg in den vier Wochen seiner Krankheit aufopfernd gepflegt, Nächte der Angst ausgestanden, er könne ihr unter den Händen wegsterben, und sich entsetzt geschüttelt vor seinen wilden Fieberträumen, daß er nicht zufällig im Haus am Abhang des Todesberges wohnte.

Altenkirch hörte weder den erschreckten Ausruf seiner Schwester noch ihre besorgte Frage, so sehr lastete die Ungewißheit auf ihm. Erst als er Linas Hände auf seiner Schulter fühlte, drehte er sich ihr zu, denn mit dem Gedanken an Leo trat auch die Frage nach dem Verbleib der Pistole, die er ihm am Fluchttag zustecken wollte, wieder auf. Wo waren die Lebensmittelabschnitte, die Leo für die ersten Tage gebraucht hätte? Beides trug er am fraglichen Tag bei sich in der Jackentasche.

Lange sah er seine Schwester an. Sollte er sie danach fragen? Tagelang hatte er darüber gegrübelt. Wie er nach Hause gekommen war, das war immer noch unklar geblieben. Er schaute an sich herab. Es war der gleiche Anzug, den er damals in der Bombennacht trug. Er mußte sehr verschmutzt gewesen sein. Jetzt war er gesäubert und frisch gebügelt. Ein Geruch von Seife hing ihm noch an. Aber die Pistole und die Marken fehlten. Er konnte noch so oft seine Hände suchend in die Taschen führen. Lina mußte sie herausgenommen haben. Und was mag sie gedacht haben? Sie ist ein ewig ängstliches Menschenkind.

Gerade als Lina ihre Frage nach seinem Befinden wiederholen wollte, da fragte er sie: „Sag, was ist aus dem geworden, was sich in meinem Anzug befand?“ Er fürchtete sich, die Dinge beim Namen zu nennen.

Der Fund in den Taschen des Anzugs hatte Lina die ganzen Wochen gedrückt. Ihre erste Regung war, alles irgendwie tief ins Wasser zu werfen, es zu vergraben. Nur nichts von diesem Teufelszeug in der Wohnung behalten. Aber sie hatte nichts fortgeworfen, nichts vergraben. Sie fand nichts, was ihr sicher genug schien. So trug sie, von ständigen Ängsten geplagt, die Pistole bei sich, während sie die Marken in ihrer Börse aufbewahrte.

Sie hätte ihren Bruder längst nach dem Zweck der Pistole und der Munition gefragt, aber sie wollte ihn erst gesunden lassen. Nun, da er selbst darauf zu sprechen kam, sagte sie leise mit bebender Stimme: „Die Pistole? Ich trag sie bei mir.“

„Bei dir?“ Ein Erstaunen lag auf Altenkirchs Gesicht.

Sie nickte.

„Ich hasse sie. Sowa bringt nur Unheil über die Menschen. Aber ich wußte nicht, wohin damit. Sie brennt mir wie glühendes Eisen auf dem Leib.“

Sie nestelte an ihrem Rock herum und reichte ihrem Bruder die Pistole. „Nimm sie, Georg, aber wirf sie weg, irgendwohin, nur trenn dich von ihr.“

Die Pistole war also da. Sie war nicht in falsche Hände geraten. Das beruhigte Altenkirch. Jetzt war etwas wie ein Lächeln um seinen Mund. „Nicht sie, Lina“, erwiderte er, „hat das Unglück über die Menschen gebracht. Sie ist nur ein Instrument, in guten wie in schlechten Händen. Der Mensch, Lina, ist es, der Unheil bringt, und der Mensch ist es auch, der es bekämpft. Ich werde die Pistole fortbringen, aber sie doch in gute Hände legen.“

Die Angst stieg in Lina so heftig hoch, daß es ihr schwindelte. Sie mußte sich setzen und ließ sich schwer in den Plüschsessel fallen. Ihre Augen waren

groß auf ihren Bruder gerichtet, indem sie sagte: „Ich verstehe dich nicht mehr, Georg. Du wärest mir beinahe weggestorben. Ich lief nicht zum Arzt, weil du es mir verboten hattest. Obwohl mir alles mehr als grausig vorgekommen war. Warum das alles?“

„Es sterben Millionen heutzutage, um die sich kein Arzt kümmert, Lina. Darum kommt es auf einen mehr nicht an.“ Er lächelte bitter. Seine Stimme wurde streng. „Sollte ich noch einmal krank werden, hörst du, Lina? Ich will auch dann keinen Arzt sehen. Heute mußt du ihn erst fragen: Bist du ein Mensch? Was ich im Fieberwahn spreche, das trägt er vielleicht morgen zur Gestapo.“

„Deswegen?“ Lina hatte es leise vor sich hin gesagt. Altenkirch vernahm es doch. „Ja, deswegen“, bestätigte er.

„Was du tust, ist gefährlich, Georg. Bitte, hör damit auf. Es wird nicht gut gehen. Ihr seid zu wenig.“

Lina hatte ihre Hände erhoben, und auf ihrem Gesicht lag die Sorge um ihren Bruder wie graues Linnen.

„Gefährlich ist heute alles, Lina. Ob du auf dem Berg arbeitest oder was anderes tust. Aber machen muß man etwas. Nur gut muß es sein. Weißt du, der Mensch braucht etwas, woran er sich in dieser Zeit aufrichten kann. Er muß gerade gehen können. Die Schande darf ihm nicht den Buckel krümmen.“

Er dachte daran, mit welcher Angst er damals die Pistole von dem Genossen empfang, damit er sich hier auf dem Berg seines Lebens wehren könnte. Die Pistole war längst in den Händen der anderen im Lager. Er wollte sie nicht, weil sie dort notwendiger gebraucht würde, und weil sie ihm nicht den Nutzen bringen könnte. Und Ängste hatte er jetzt noch, aber sie galten den Freunden im Lager.

„Die da vom Berg reden so ähnlich“, hörte er wieder die Stimme seiner Schwester.

„Aber sie handeln anders, Lina. Darin besteht der Unterschied zwischen meinem und ihrem Denken. Ihr Handeln ist Mord. Sag, lag ich lange im Fieberwahn?“

Sie nickte.

„Sprach ich viel Unsinn?“ Er versuchte zu lächeln, doch in ihm war die ängstliche Neugier, sie könnte zuviel von seiner illegalen Tätigkeit oben auf dem Moosberg erfahren haben.

„Fürchterliches hast du erzählt, Georg.“

„Hat mich jemand gehört? Waren sie da?“

„Gehört hab nur ich dich, Georg. Doch der Arbeitseinsatzführer von der SS war hier. Am nächsten Tag schon. Er dachte, du würdest die Arbeit verbummeln. Da aber schiefst du vor Erschöpfung. Da war noch jemand da. Er kam im Dunkeln und fragte, ob du noch oben auf dem Berg seiest. Ich verneinte und sagte, du seiest krank. Er wollte dich unbedingt sehen. Aber ich ließ ihn nicht in die Wohnung. Wer weiß, was der wollte und wer ihn geschickt hatte.“

„Wie sah er aus, Lina? Kannst du es mir sagen?“

„Wie soll er ausgesehen haben? Er war groß, hager und trug eine Armprothese.“

Altenkirch überlegte. Nein, ich kenn ihn nicht. Aber bestimmt haben die Genossen nach mir geforscht. Ich bin ja für sie verschollen.

„Weißt du, Lina“, sagte Altenkirch, weil ihn der Gedanke wieder zu den Genossen ins Lager führte, „ich werde noch einen kleinen Spaziergang durchs Dorf machen. Sonst verlern ich noch das Gehen und,“ sagte Altenkirch, weil ihn der Gedanke wieder zu den Genossen ins Lager führte, „und morgen werd ich wohl wieder nach oben gehen müssen.“

„Du solltest überhaupt nicht mehr nach oben gehen, Georg. Ich habe ein unfrohes Gefühl dabei.“

„Dich ängstigen noch meine Fieberträume, Lina. Ich kenne eine Frau, sie sagte: `Wir leben in der Gegenwart, damit anderen die gute Zukunft wird.` Sie ist eine kluge und tapfere Frau. Tapferer als ich es bin. Sie hat mich schwach gesehen, ich möchte es nicht noch einmal sein.“

Während ihr Name sich ihm zärtlich aufdrängte, sprach Lina ihn aus: „Diese Frau heißt Edith, nicht wahr?“

„Nannte auch ich sie in meinen Träumen?“ Altenkirch lächelte.

Lina nickte. Sie sah ihren Bruder nicht an, denn das Gefühl einer törichten Eifersucht nistete in ihr. Sie wollte nicht die Fürsorge für ihren Bruder mit einer anderen Frau teilen. Aber dann schämte sie sich ihrer eigensüchtigen Regung. Sie hatte längst ihre Sehnsüchte nächtlich einsam in die Kissen geweint, sich schließlich überwunden und abgefunden, daß sie ein Mensch mit unerfüllten Hoffnungen bleiben würde. Sie kannte die Qual der einsamen Frau, die schenken will und nicht kann. Nein, nein, sie wünschte das keiner anderen Frau. Und wieder gewann die schwesterliche Liebe die Oberhand in ihr, „um

ihretwillen, Georg, solltest du nicht mehr nach oben auf den Moosberg gehen“, sagte sie und blickte ihn bittend an.

„Aber um ihrer und der anderen wegen, Lina, muß ich es tun“, erwiderte er.

Lina stand auf, um ihre unterbrochene Arbeit in der Küche zu beenden. Sie gab es auf, ihn umzustimmen, dessen Wort ihr immer viel gegolten hatte. Sie seufzte tief, und mit mechanischen Bewegungen verrichtete sie ihren Abwasch. Das Leben verwirrte sie.

Altenkirch lief indes ins Dorf. Im Gehen dachte er: Die Lina, ein einfaches Menschenkind ist sie. Ihre Angst ist aber auch gleichzeitig ihre Abscheu vor denen dort oben, die ihr Tagewerk im Quälen der Menschen sehen.

Vor dem Gemeindehaus blieb er stehen. Es zog ihn hin zur Anschlagtafel. Ein grellrotes Plakat hob sich ab. Eine Ahnung überfiel ihn, und wie durch einen Schleier sah er schwarze Lettern wie in ständiger Bewegung. Mit Mühe las er: Am 12. Januar 1945 wurde ... „Leo“, flüsterte er, denn er fühlte keinen Halt mehr. Er glitt wie ins Unendliche hinein. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in seinem Bett und sah die ängstlichen Augen seiner Schwester. Doch bald hatte er sich gefaßt. „Weißt du“, sprach er mit Wehmut in der Stimme, „ich hab aus dem Leben einen guten Menschen verloren. Es schmerzt und drückt mich nieder, zu wissen, daß ich zu wenig getan habe, sein Leben zu schützen. Ich hab zu sehr an mich gedacht.“

Dann verschloß er sich. Seine Gedanken weilten bei Edith. Was würde sie sagen, wüßte sie, daß mein Verweilen bei ihr mein parteiliches Versagen war. Sollte Leo, der uns zusammengeführt hat, uns nun wieder getrennt haben? Eine eisige Kälte durchflutete ihn.



„Er lebt nicht mehr“, sagte der Mann und schwieg wieder. Nur sein nervöses Kauen mit dem zusammengepreßten Mund verriet, wie sehr ihn dieses Wissen bedrückte. Die Frau ihm gegenüber, getrennt durch den Tisch, dessen weiße Wachstuchdecke zerschabt war, hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen. Ihre Schultern zuckten. Lautlos weinte sie.

Das Zimmer schien ihr Unglück teilen zu wollen. Es hatte nichts mehr von der behaglichen Gemütlichkeit des Tages, an dem sie sich mit Lutz getroffen hatte und in dem sie eine Nacht der Liebe und des Vergessens verbracht hatten. Die Alte mit dem klugen, mütterlichen Gesicht, in dem jedes Fält-

chen eine Lebensweisheit verriet, war auch nicht mehr. Ihre Tochter erfüllte nur den Wunsch der Mutter, der Frau dieses Zimmer freizuhalten, von der sie annahm, daß sie dem schweren Leben einige Stunden der Liebe abgewinnen wollte. Aber nicht mehr die mütterliche Hand der Alten waltete in diesem Raum, sondern die Hand der allzu praktisch veranlagten Tochter, die ihren Mietern nur das gab, was sie für ihre eigene Behaglichkeit nicht brauchte. Das Zimmer war daher karg und düster, als läge die Alte noch aufgebahrt in diesem Raum.

Des Mannes Augen blieben auf dem Scheitel der Frau haften, deren Haar an der Wurzel schon grau war: Ihr ist der Genosse und Geliebte zugleich erschlagen worden. Und während ihre Schultern immer noch von verhaltenem Schmerz zuckten, dachte er: Hätte sie die Weisung der Partei befolgt, so hätte sie mit uns den Tod des Genossen betrauert, und ihn als Auftrag empfunden, noch mehr gegen die verfluchte Zeit zu tun, die kein Menschenleben achtet. Zu der Trauer um den Genossen kommt nun das Weinen um den Mann, den sie liebt. Nein, ihre Verbindung zu Altenkirch hatte der Partei keinen Schaden zugefügt, obwohl sie diese Treffs in der Zeit der Illegalität nicht guthieß. Aber was sie beweint, kann ihr die Partei nicht zurückgeben. Das trägt sie allein auf ihren Schultern, die schon so viel zu tragen hatten. Er strich ihr sanft über das Haar.

Edith schaute auf. Auf ihrem sonst so freundlichem Gesicht lag der Schmerz. Ihre Augen waren umschleiert. „Sag mir, wie er starb?“ Spröde klang ihre Stimme.

Gottseidank sie spricht, dachte der Mann und antwortete: „Er starb mutig...“ Er wußte nicht, ob er weiter sprechen sollte, denn das, was er schildern müßte, war unfaßbar und grausam.

Edith spürte das Zaudern des Genossen. „Sprich, sag mir die ganze Wahrheit. Verhehl mir nichts. Nur so werd ichs überwinden.“

Der Mann strich jetzt über ihren schmalen Handrücken. „Altenkirch starb mutig, aber auch furchtbar“, sagte er leise.

Edith senkte wieder den Kopf.

Ich hätte es ihr nicht sagen sollen, dachte der Genosse. Wer verträgt eine solche Wahrheit?

Vor acht Wochen hatte Edith hier in diesem Zimmer vergeblich auf Lutz gewartet, und war dann Tage später und voller Unruhe zu dem Genossen gegangen, um ihm ihre Sorge zu schildern. Sie hatte ihm gesagt, was sie für

Lutz empfand, und ihm auch ihre Treffs mit ihm mitgeteilt, ihren doppelten illegalen Treff.

Damals hatte der Genosse gesagt, die Partei habe von diesen Zusammenkünften gewußt, und da sie nun einmal waren, sie nicht unterbunden. Was er nicht sagte, war seine Sorge um Altenkirch, dessen Verbindung zu ihm aus irgendeinem Grunde unterbrochen war.

„Schafft mir Klarheit. Was ist mit Lutz?“ hatte sie dem Genossen gesagt, der sie tröstete, daß sie noch nicht das Schlimmste annehmen dürfe. Heute habe ich Klarheit, dachte sie. Und sie ist so furchtbar wie sein Tod. Hätte ich doch nicht gefragt, die Ungewißheit gab mir noch Hoffnung. Nun ist auch sie mir genommen. Doch im Ringen ihrer Gefühle und Gedanken blieb trotz des Schmerzes um den geliebten Mann das Bewußtsein in ihr wach, er war mutig geblieben und hatte der Partei keine Schande gemacht.

Als sie jetzt den Kopf hob, lag nicht mehr die Trostlosigkeit allein in ihren Augen. „Erzähl mir alles“, sagte sie zu dem Genossen, den das schweigende Nachdenken der Frau wieder quälte. Und mit einem wehen Lächeln sagte sie: „Nun weiß ich auch, wie er heißt. Für mich war er bis heute mein Lutz, dessen Namen ich ihm selber gab.“

Und dennoch liebte sie ihn, dachte der Genosse. Stark muß ihre Liebe sein. Er hatte seine Hände auf den Tisch gelegt. Sie waren wie Knollengewächse, knotig und rau. Auf seinen breiten Schultern ruhte ein Kopf, dessen spärlicher Haarwuchs ihn noch gedrungener erscheinen ließ. Seine Gesichtszüge waren grob, und doch sprachen aus ihnen Klugheit und Bedächtigkeit, die durch die Wärme seiner braunen Augen sympathisch wirkten. Er sprach langsam, als spräche er nicht gern, doch seine Worte waren überlegt, und Edith erkannte in ihm den erfahrenen Funktionär, der nur sagte, was zur Sache gehörte, und über das schwieg, was das Wissen des anderen nicht belasten sollte.

„... Die Verbindung war längst abgebrochen“, erzählte er. „Wir kannten den Grund nicht, warum Altenkirch den bestimmten Treff nicht wahrgenommen hatte. Wir wußten aber, wo er wohnte. Es war gefährlich, zu ihm zu gehen, aber wir mußten über bestimmte Abmachungen, die wir mit ihm getroffen, Klarheit haben. So ging ich selber, nachdem der Versuch eines anderen Genossen nichts erbrachte als eine bestätigte Mitteilung, daß er krank sei. Das Haus aber, in dem er wohnte war leer. Seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, war unbekanntem Orts verzogen. Auskünfte darüber im Ort einzuho-

len, war nicht ratsam. Aber ich bekam sie dann doch. Ich hatte einen Gedanken und ging in die Dorfkneipe, setzte mich in den Schankraum und bestellte ein Bier. Ungefähr ein Dutzend Dorfbewohner saß an diesem Spätnachmittag an den Tischen, mehr stumpfsinnig als lebhaft diskutierend, und lutschten an ihren Gläsern. Nach einer Weile rief ich dem Wirt zu: „Was habt ihr da für eine Schlafmütze als Bürgermeister in eurem Ort?“

Doch ehe der Wirt schwerfällig hinter der Theke hervorkam und antworten konnte, stand schon ein anderer auf und sagte mit finsterner Miene: „Was fällt dir ein, Fremder? Der Bürgermeister bin ich.“

„So!“ erwiderte ich und machte ein grimmiges Gesicht. „In der Stadt wissen wir nicht hin noch her mit den ausgebombten Familien, und ihr hier pökelt ein leeres Haus ein. Ist das etwa in Ordnung, Bürgermeister?“

Der Angesprochene erschrak, denn hinter ihm stand jetzt der Wirt mit einfältigem Gesicht und antwortete an seiner statt: „Du meinst das Haus am Dorfende, zum Berg hinauf, Fremder?“

Ich nickte.

Der Wirt schaute sich scheu um und dämpfte seine Stimme: „In dieses Haus bekommen wir keinen Lebenden mehr hinein. Das ist ein Totenhaus. Wer in ihm wohnt, den holt der Berg, der stirbt.“

„... oder wird unten im Dorf erschlagen“, ergänzte der Bürgermeister wütend über so viel Tölpelhaftigkeit des Wirtes. „Dieser hergelaufene Lump, der Altenkirch, hat es mit den Russen auf dem Berg gehalten, bis man ihn erwischt hatte als er ihnen unser gutes deutsches Brot verhökerte. Hier durchs Dorf, Fremder, hat er Spießrutenlaufen müssen, ehe man seine Leiche nach oben schleifte.“ Er lachte jetzt. „Wie zu Friedericus Zeiten, nur schlimmer.“ Dann besah er sich seine Hände, „und die haben mitgeschlagen.“ Er blickte sich dann im Schankraum um. „Und deine, Hinzengruber, und auch eure“, sagte er zu den anderen.

Da mischte sich wieder der Wirt ein: „Bis die Schlohbergsche dem Poserschmied die Brechstange, mit der er gerade einen Wagen hochwuchten wollte, aus den Händen riß und ihm...“

Edith hatte leise aufgeschrien und für Augenblicke ihr Gesicht mit den Händen verdeckt. Ich hab mich gehen lassen, warum erzähl ich es ihr mit aller Genauigkeit, dachte der Genosse. Aber schon sagte Edith und auf ihrem Gesicht lag eine Strenge: „Sag mir alles, auch wie er starb.“

Der Mann ihr gegenüber erwiderte: „Sie erschlug ihn.“ Karg blieben seine Worte, weil er im gleichen Moment dachte: Es ist zu grausam. Ich sehe doch, wie sie leidet. Und doch sprach er weiter: „Warum hat es der Schmied nicht selbst getan?“ fragte ich, um mehr zu erfahren. Man nannte ihn Hinzgruber, der dann antwortete: „Der Poserschmied ist eine Bär, ein Gorilla von Gestalt, aber gezittert hat er wie Espenlaub, als könnte er nicht zusehen, wie ein Volksverräter gerichtet wird.“

„Das ist der Schmied, unten am Dorfeingang?“ fragte ich.

Der Bürgermeister antwortete jetzt: „Ja, der ist es!“

„Ich hoffe“, erwiderte ich, „daß ihr nicht noch mehr solche Schlappschwänze habt? Der Führer braucht ganze Kerle.“

Da bekam ich zu meinem Erstaunen die Antwort: „Beschimpf ihn nicht. Er ist oben auf dem Berg, bei den Totenköpfen.“

Danach versandete das Gespräch. Ich trank mein Bier und ging, ohne zu vergessen, laut „Heil Hitler!“ zu rufen. So aber hatte ich die traurige Gewißheit, Edith, daß Genosse Altenkirch sein Leben für unsere Sache gegeben hat. Aber du wolltest alles wissen, ja, und du solltest auch alles erfahren. Sein Tod muß den Haß in dir stärken und dich härter machen. Diesen Haß brauchen wir, heute noch und auch morgen, wenn das Gute endlich siegen soll.“

Der Mann schwieg. Er hätte noch vieles sagen können, aber er tat es nicht, weil dieses Wissen nur ihn anging. So erfuhr Edith nichts davon, daß der Genosse trotz des Poserschmieds Zugehörigkeit zur SS, erst mit sich gerungen, dann alles genau durchdacht hatte, um schließlich in die Schmiede hineinzugehen. Und wie er, geworben vom toten Altenkirch, einen neuen Verbindungsmann auf dem Moosberg, gewann.

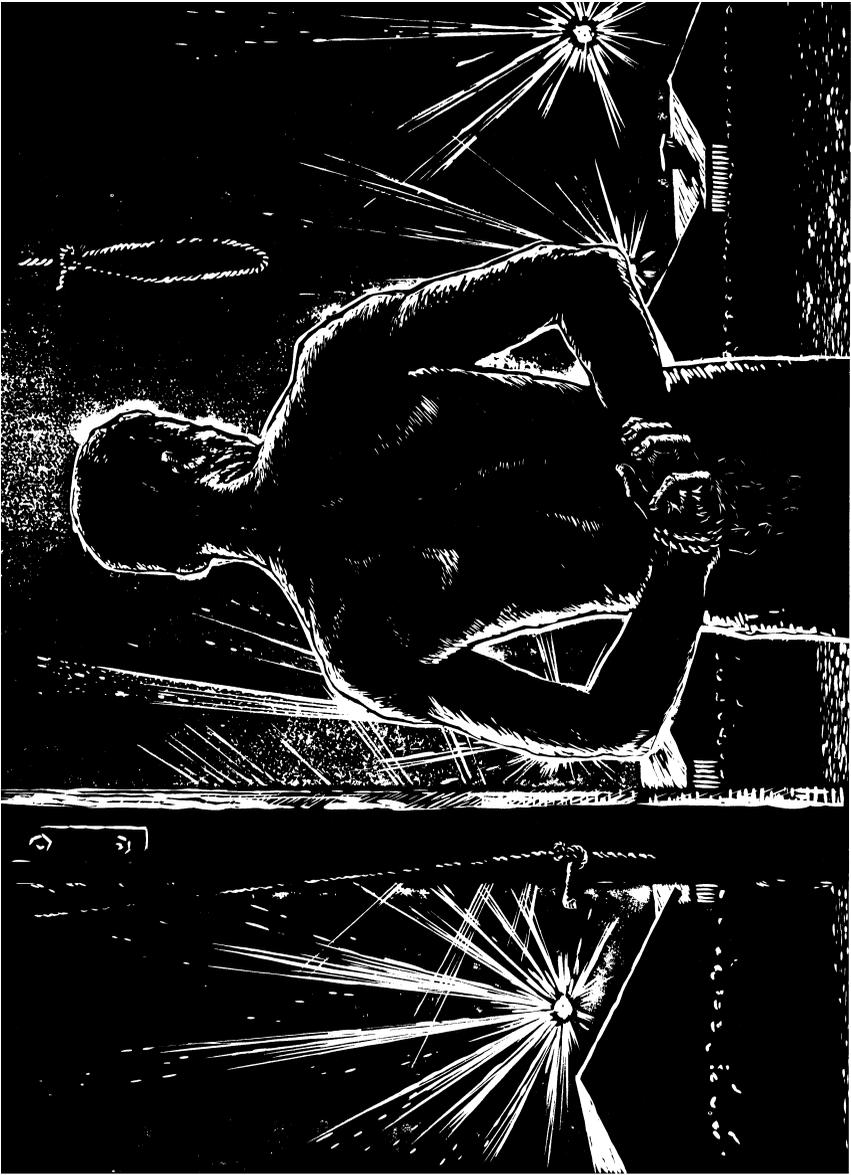
Mitten in seine Gedanken hinein, sagte Edith: „Die Partei soll mir erlauben, an Lutz Stelle zu treten.“

Der Mann blickte sie ernst an. Lange, so daß Edith unter seinen Blicken von dem Gedanken gepeinigt wurde, Unüberlegtes verlangt zu haben. Aber es war jetzt wie ein Fieber in ihr, mit ihrer Tätigkeit an Altenkirchs Stelle auch seinen Tod zu rächen, der ihr die Gemeinsamkeit mit ihm genommen hatte.

Der Mann antwortete ihr: „Es würde bedeuten, dich in die Höhle der SS zu schicken, ohne der Sache zu nützen.“

„Glaubst du, ich hätte weniger Mut dazu?“ antwortete sie gekränkt.

„Das ist es nicht.“ Er streichelte sanft ihre Hand, väterlich und besorgt. „Es ist ein Männer-KZ, und obwohl auch seit einigen Wochen Frauen dort





inhaftiert sind, gibt es für dich keine unmittelbare Verbindung. Du wirst gesucht und dort wird man dich dann auch finden. Aus diesem Grunde ist es schon nicht möglich. Du bist nicht legal, und weibliche Aufseher gibt es dort nicht.“

„Ich könnte Beziehungen zu den SS-Offizieren ...“ Edith stockte und eine Röte überzog ihr Gesicht.

Der Mann ließ sie nicht ausreden. „Das ist mörderischer Unsinn. Der führt nur ins Verderben. Edith, ich weiß, was dich bewegt. Aber wir haben keine Zeit mehr. Wir stehen vor dem Torschluß. Uns nützt es jetzt nicht zu wissen, was die SS dort oben plant. Nach ihren Gebräuchen ist anzunehmen, daß sie die Insassen des Lagers zu liquidieren versucht. Die oben im Lager werden es auch wissen. Was sie jetzt brauchen, sind Waffen, die ins Lager gelangen müssen. Wir werden es auf anderem Wege versuchen müssen.“

Edith wiederholte ihre Bitte nicht mehr. Sie sah ein, daß für eine Frau das Arbeiten dort nicht möglich sein würde. Es widerte sie jetzt auch an, mit den Mördern ihres Lutz zusammenzuleben, als sei nichts geschehen. Nein, diese Kraft würde sie nicht aufbringen.

Der Genosse wußte, daß ihre illegale Tätigkeit nicht weniger gefährlich sein würde. Er selber hatte noch gedacht, sie dem Poserschmied als Haushälterin zu geben, dessen Frau ihm vor kurzem verstarb. Doch er verwarf diesen Gedanken wieder. „Sprechen wir nicht mehr darüber, Edith“, sagte er, „die Partei gab dir andere Aufgaben.“

Um sie abzulenken, ließ er sie von ihrer Tätigkeit berichten. Gab ihr Ratschläge und weitere Aufgaben. Darüber war es spät geworden. Er sah auf die Uhr. Für ihn gab es keine Möglichkeit mehr, an diesem Tage noch fortzukommen. Edith ging es nicht anders. So setzten sie sich hin, jeder in eine andere Ecke des Sofas und hingen ihre Gedanken nach, bis die Müdigkeit sie übermannte.

Als die junge Frau, vom schlechten Gewissen über ihre mangelhafte Gastfreundschaft geplagt, aber auch aus Neugier, ihnen eine Tasse Pfefferminztee ins Zimmer tragen wollte, fand sie beide schlafend vor. Sie schloß wieder die Tür und dachte: Ein seltsames Liebespaar, kommt hierher und verzankt sich.



Wenn es dunkel wurde, rückten sie vom Fenster, das den Blick zum Berg freigab, und setzten sich in die Tiefe des verräucherten Schankraumes.

War der Raum sonst ohne Gäste, dann trocknete der Wirt seine bierfeuchten Hände und rückte zu den Dreien an den Tisch heran. So auch an diesem Abend. Seitdem die Nachricht aus dem Steinbruch sie zusammengeführt hatte, nicht nur aus gleichem Denken, doch aus gleicher Furcht, von da an waren sie schweigsame Männer geworden. Sie wollten die Flamme des Krematoriums nicht mehr sehen, die bleich in die Nacht stach. Und der Geruch verbrannter Menschenleiber, der in Schwaden durch den Ort zog, war unerträglich geworden.

Zuerst war es nur ängstliche Neugier der Ortsbewohner gewesen, die mehr dem Kreuz als dem Hakenkreuz zugetan waren, als man sah, wie die Bergkuppe bis hinunter in den Steinbruch mit einem Drahtzaun eingefriedet wurde und der Bauer Waser den größten Teil seiner am Berghang liegenden Wiesen für eine winzige Abfindung verlor. Als dann durchsickerte, daß dort ein Konzentrationslager entstehen würde, in dem unverbesserliches kommunistisches und sozialdemokratisches und anderes Gesindel festgesetzt werden solle - natürlich zum Schutze der Volksgemeinschaft - beruhigten sie sich. Als dann die ersten Zebra gestreiften ankamen, die vom Bahnhof aus den Hohlweg hinaufgetrieben wurden, blieb immer noch die Scheu. Später gewöhnten sie sich an solche Transporte. Von der Angst wollte niemand mehr wissen, als die Granitmauer den Stacheldraht ersetzte, die mit ihren Quadertürmen und dem Kommandantenhaus wie eine Fronfeste in die Höhe ragte. Schließlich war die Erscheinung auf dem Berg zu etwas Alltäglichem geworden, und als sich auch an „ehrvergessenen“ Deutschen und Fremdvölkischen durch Zulieferungen mehr verdienen ließ, und mancher aus dem Ort vor der Quadermauer seinen deutschen Platz fand und sich nicht an der heißen Front Gefahren auszusetzen brauchte, da zweifelte niemand mehr daran, daß das, was auf dem Berg geschah, richtig wäre.

So schien alles geordnet zu sein, bis zu dem Jahr, in dem der Blitzkrieg ausblieb, dem Ort vom ständigen Eintopfessen übel war, die Winterspende und manch anderes zur Last wurde und der „Heldentod“ vielfach in die Häuser einzog. Jetzt kam die Besinnung. Doch sie blieb verborgen und brach nicht aus, denn mit ihr kam die Furcht, daß die hinter der Granitmauer Vegetierenden eines Tages wie Racheengel in ihre Wohnungen eindringen könnten. Wer von denen sollte dann den Weizen von der Spreu zu unterscheiden vermögen? Die wenigen, die ihr Leben einsetzten, damit das Leben anderer nicht sinnlos verbluten sollte, wollten alles tun, damit der Sturm, der kom-

men würde, nicht ohne Richtung blieb. Einer von ihnen war der junge Singhuber gewesen, der aber wurde von der SS erschlagen.

Der Poserschmied, breit in den Schultern, haarig wie ein Bergschrat, saß mit aufgestützten Ellenbogen am Tisch und schaute gedankenschwer in seinen Krug. Er war schon in vierter Generation Dorfschmied, geachtet, seiner Ehrbarkeit wegen. Er verstand sein Handwerk und liebte seinen Beruf. Auf ihm lastete nur der Kummer seiner kinderlosen Ehe, und er trug sich mit dem Gedanken, ein elternloses Kind anzunehmen.

Als der Ortsgruppenführer ihm eines Tages einen solchen Jungen zuführte, nahm er ihn sofort zu sich und hoffte, mit diesem Jungen die fünfte Generation der Poserschmiede fortsetzen zu können. Was ihn störte war, daß der Junge ängstlich, ja verstört blieb. In den Nächten schrie er oft auf: „Bitte, bitte, nicht schlagen!“ und rief nach der Mutter. Besorgt schauten dann er und seine Frau sich an. Als er den Jungen zum ersten Mal zur Schule schickte, kam er nach Schulschluß zerkratzt, verschmutzt und mit zerrissener Kleidung zurück und weigerte sich, anderntags zur Schule zu gehen. Er wurde schließlich vom zürnenden Schmied dorthin gebracht. Worüber der Poserschmied noch nachdachte, die Pimpfe des Ortes wußten es schon längst und verhöhnten den Jungen als Kommunistenbalg und schlugen weiter auf ihn ein, bis es dem Poserschmied zu viel war. Doch der Klassenlehrer, der keinen Anlaß sah, sich in das Gerangel der Pimpfe einzumischen, meinte nur: „Wie der Herr, so das Gescherr!“ Die rote Seuche der Eltern wurde zurecht ausgemerzt. Er, der Poserschmied, sollte sich nicht so haben um dieses kleine Bolschewistenluder. Dann kam der Ortsgruppenführer, der einen Fehler gemacht zu haben glaubte und den aufbrausenden Charakter des Poserschmiedes kannte, und nahm eines Tages von der Schule weg, den Jungen wieder mit. Da die Adoption noch nicht erfolgt war, blieb dem Poserschmied keine Möglichkeit, ihn zurückzubekommen. Er bekam keine Auskunft, wo sich der Junge befand. Aber diese Ungewißheit fraß in ihm und ließ ihm keine Ruhe mehr, zumal er ahnte, wohin man ihn verschleppt haben konnte. Der Moosberg hatte viele seiner Art schon verschluckt.

Kaufmann Hinzgruber aus dem Gemischtwarenladen, mit den Augen eines listigen Spähers, spielte nervös mit den Fingern und hustete in regelmäßigen Abständen seinen trockenen Raucherhusten. Ihn drückte zweifach die Angst. die erstere teilte er mit den anderen, unter der zweiten aber litt er

allein. Durch die SS-Siedlung hatte sich sein Kundenkreis vergrößert und somit auch sein Verdienst. Was dann, wenn sie nicht mehr dasein würde?

Der Wirt, dem sein Gewerbe ein einfältiges Lächeln aufs schwammige Gesicht gemalt hatte, schaute Waser, dem das Alter und die schwere Arbeit an den Berghängen den Rücken beugten, erwartete von den Bauern eine zweite Runde, doch die blieb zum Ärger des Wirtes aus, der aber nicht Hinzgrubers Sorgen teilen brauchte, denn Bier wurde zu jeder Zeit getrunken, und man wird es weiter trinken, mag kommen, was will.

Im Kopf des Waserbauern gingen aufsässige Gedanken herum. Er war ganz Bauer, rang dem steinigen Boden das ab, was er zu geben imstande war. Ging für den Erzherzog, den er nicht kannte, in den Ersten Weltkrieg, obwohl er ihn nicht liebte. Und wollte nicht Heim ins Reich, nachdem die Nazis Österreich zum Ostgau Großdeutschlands gemacht hatten. Der nunmehrige Hitlergruß fand in ihm keine Heimstatt. Wenn er den Arm heben mußte, tat er es widerwillig, und ebenso widerwillig wurde ihm der Zweite Weltkrieg, dessen Ruhm nur bestand aus Überfällen, Töten und dem, was sich hier auf dem Berg tat. Noch tat er selber nichts dagegen, bis auch ihm der Brief ins Haus flatterte, daß sein Sohn auf dem Felde der „Ehre“ gefallen sei. Da erinnerte er sich an das Flugblatt des jungen Singhuber, das er eines Morgens unter seiner Türschwelle fand: „Macht Schluß mit dem Krieg! Er nimmt Euch Euere Väter und Söhne.“ Bei seinem Schwager in Linz, der in den „Hermann-Göring-Werken“ arbeitete, holte er sich Rat, den er befolgte.

Der fünfte in der Tischrunde, der Amtsschreiber, fehlte: ihn hatte die Furcht vor der Allmacht des Berges in den Teich getrieben, bevor sie dahinter kamen, daß er einen Teil des Geldes aus der Volkswohlfahrt für sich verbraucht hatte, statt, wie befohlen, es der Kommandanturkasse der SS abzuführen, die damit ihre Saufabende finanzierte.

Schweigend saßen sie, nur ihr tiefes Atmen und das Knistern des Seims in den Tabakspfeifen war zu vernehmen. Bisweilen schaute der eine den anderen an, kreuzten sich ihre Blicke, dann senkten sich ihre Augen, und sie wußten, daß trotz der Verschiedenheit ihrer Anschauungen, sie doch an das gleiche dachten. Oder ihr Blick wanderte zur Tür, und jeder von ihnen glaubte wieder, die Resi, des Wirtes sommersprossige Tochter, käme wie damals herein, zitternd und aufgeregt. Doch die Resi war längst verheiratet und wiegte drüben in der braunen Siedlung am Nordabhang des Berges schon ihr zweites Kind. Aber die Erinnerung war so frisch wie die aufgeworfenen Maulwurfshü-

gel auf der tauperligen Wiese. Der Hügel konnte mit einem Spatenschlag eingeebnet werden, aber was im Kopf saß, wollte sich nicht einebnen lassen.

Es war an einem Sonntagnachmittag gewesen, als auf halbem Wege zwischen dem Steinbruch und dem Lager auf dem Berg die Resi sich mit ihrem Alois an den Steinen getroffen hatte, an einer Stelle, die auch Endstation vieler armseliger Menschen war. Ihr Liebster, Alois Pichler, einer von der Wachmannschaft, war nun wieder gegangen, und ihre heißen Augen hatten noch seine Gestalt hinter der Biegung des Weges verschwinden sehen. Als sie aufstand und ihr zerknittertes Kleid in Ordnung bringen wollte, sah sie unter einem Stein etwas Weißes hervorlugen. Sie griff danach in dem Glauben, ihr Alois habe ihr einen Gruß zurücklassen wollen. Als ihr Blick auf das Papier fiel und sie las, was darauf stand, erschrak sie heftig und lief mit aufgelösten Haaren ins Dorf zurück. Atemlos stieß sie die Türe zum Schankraum auf und lief auf ihren Vater zu, der behäbig hinter der Theke stand und gerade für den Amtsschreiber einen Krug Bier abzapfte.

„Vater“, keuchte sie und reichte ihm den Zettel hin. Auf ihrem Gesicht lag die Röte innerer Erregung. Der Vater nahm ihr träge den Zettel mit dem kleinen Finger der Rechten aus der Hand, weil seine Hände noch vom Gläser-spülen feucht waren, suchte mit der anderen vergeblich nach der Brille und meinte: „Lies du, Gustav! Denn schließlich bist du ja im Amtsbüro und für alles Papierne verantwortlich. Ich für meinen Teil bin es für die Getränke.“

Dann hatte er ihm listig zugezwinkert, das Bier und den Zettel über die Theke geschoben und „Wohl bekomm’s“ gesagt.

Gustav Schlohberg griff neugierig nach dem Zettel. Am Zeilenfall sah er, daß es ein Gedicht sein mußte. Empfänglich dafür, drehte er seine schwäch-tige Gestalt, hurtiger, als er es sonst zu tun gewöhnt war, dem Inneren des Schankraumes zu, in dessen rauchverhüllter Tiefe der Poserschmied, Hinzgruber und der Waserbauer saßen. Er spitzte den Mund und flüsterte: „Ich glaube, es ist ein Gedicht!“ Er schmatzte dabei.

Schlohbergs Ehrfurcht vor Menschen, die dichteten, war groß. Diese Ehrfurcht wuchs, je mehr seine eigenen Versuche in blutleeren Reimen erstickten. Er bedeckte daher, wie er glaubte, daß es Dichter zuweilen tun, mit der flachen Hand seine Augen, als wollte er den Wohlklang goldener Worte wie den Wein aus der Wachau in sich hineinschlürfen. Doch die Männer forderten ihn mit lärmenden Stimmen auf: „Lies vor!“

Schlohberg schrak aus seiner Verzückung auf, blickte dann auf das Papier und las die wohl mit verstellter Hand mehr gemalte Überschrift: „Die Steinträger“.

Dann stutzte er, zog seine Stirn kraus und schaute mißtrauisch zur Resi hin, deren Augen ängstlich auf den Zettel gerichtet blieben.

„Nun fang schon an!“ murrten die anderen ungehalten, und Gustav Schlohberg begann:

„Gekrümmt unter der Steine Last  
stemmen sich die Todgeweihten  
aus der Tiefe des Bruches  
ächzend hinauf in die Höhe,  
Stufe um Stufe...“

Schlohberg hielt inne und schaute mißtrauisch auf. Ihm wurde es plötzlich trocken in der Kehle, und eine Glutwelle stieg auf. Er wollte das Papier in seinen Händen zerknüllen, da ihn eine Ahnung überkam, etwas zu tun, was gefährlich werden konnte. Die anderen, die erst belustigt dreingeschaut hatten, blickten jetzt wie gebannt auf Schlohberg.

„Lies endlich weiter!“ redeten sie ungeduldig und rückten näher an ihn heran. Irgend etwas zwang Schlohberg wider seinen Willen weiterzulesen.

„Einhundertfünfundachtzig Stufen,  
vom Blut der Träger getränkt.  
Stufen des Grauens, der Qual und des Hasses ...“

Die Schankgäste hatten aufgehört zu rauchen. Die Pfeifen erkalteten, das Bier blieb unberührt und verlor seine Blume. Der Wirt hinter der Theke hob die Hand ans Ohr, um besser hören zu können.

„Weiter! Weiter“ drängten sie wieder auf Schlohberg ein, als er erneut zögerte. Es war keine sogenannte, von ihm trefflich beherrschte Kunstpause, die er sonst nach jedem effektvollen Satz einzulegen gewohnt war. Jetzt drückte ihm die Angst schier den Schweiß aus den Poren. Schließlich war er Amtschreiber und seiner Meinung nach auch ein Beamter, und das hier ... Er zotelte das Papier in den Händen. Doch er las, weniger dem Verlangen der ande-

ren nachgebend, sondern vielmehr aus einem ihm unbegreiflichen Zwang heraus, weiter:

„Da löst der erste sich wankend  
aus der Mitte des Trosses.  
Nicht hebt er den Fuß mehr  
zum nächsten Schritt.  
Ein Zittern durchrinnt  
die Gestalt des Gequälten,  
ein Schrei preßt sich  
aus gemarterter Brust.  
Da fällt krachend der Stein zu Boden,  
und über ihm bricht kraftlos zusammen  
ein Mensch, die Hände verkrallt...“

Wieder schwieg Schlohberg. Er mußte aussetzen, nicht nur, weil seine Stimme zu zittern begann, sondern weil ihm jetzt auch die Hände zitterten und es vor seinen Augen flimmerte. Der Schankraum war von einem schweren Atem erfüllt, als ob sich auf der Brust eines jeden von ihnen die Last des Granits befände. Dann wiederholte Schlohberg zu seinem eigenen Entsetzen und noch immer zitternd den unvollendeten Satz:

„ ... die Hände verkrallt im kalten Gestein.“

Er las schnell und immer schneller, als ob er fertig werden wollte, ehe etwas Unerwartetes einträfe, und hatte längst auf einen deklamierenden Ton verzichtet, seine Stimme klang heiser und abgehetzt:

„Unter den rohen Tritten  
schwarzuniformierter Banditen  
krümmt sich sein Körper  
in wildem Schmerz.  
Pfeifend sausen die Schläge nieder.  
‘Du willst nicht, du?’  
Doch nur ein Stöhnen  
gibt der Bestie Antwort,

der jähe Schuß  
einem Menschen den Tod.“

Das letzte war hauchdünn gesprochen. Schlohberg blickte wie getroffen auf. Plötzlich schrie er: „Ich kann nicht mehr! Ich will nicht mehr!“

Er ließ das Blatt zu Boden fallen. Seine Arme hingen schlaff herab und sein Gesicht nahm einen hilflosen und erschreckten Ausdruck an.

Das Atmen im Schankraum schien auszusetzen. Da hob der Waserbauer das Blatt Papier auf und las an Schlohbergs Stelle weiter:

„Da stößt die entmenschte Hand  
eines der Schläger  
dem Vordersten den Stein  
von der Schulter.  
Entsetzliche Schreie, vermischt mit  
dem Krachen zermalmender Blöcke,  
erfüllten die Luft.  
Sich windende Körper im Blute der anderen,  
Stöhnen und Röcheln,  
und schaurig geben die Wände des Bruchs  
das höhnische Lachen der Bewacher  
zurück ...“

„Aufhören! Sofort aufhören!“

Der Wirt schrie es, weil er plötzlich begriff, was es mit diesem Gedicht auf sich hatte. Er schaute mit verstörtem Blick den Waserbauern an und entriß ihm, vor die Theke kommend, das Papier. Dann sah er sich nach seiner Tochter um, die sich mit beiden Händen entsetzt die Ohren zuhielt.

„Hier, Resi!“ rief er. „Lauf, bring es zum Berg hinauf!“

Die Resi machte eine abwehrende Bewegung. Das Gesicht des Vaters aber verzog sich zu einer wütenden Grimasse, und wieder schrie er: „Hörst du, sofort zum Berg damit, zum Berg!“

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Die Resi griff zum Zettel und wollte hastig davonstürzen, doch da stellte sich der Waserbauer vor die Tür und drehte den Schlüssel herum.

„Wart, Resi!“ sagte er und schaute forschend den Wirt und die anderen an. Sein hageres Gesicht zuckte merkwürdig. „Von den Totenköpfen dort oben ist niemand im Schankraum“, meinte er, „wäre es daher nicht richtiger, wir verbrennen das Gedicht und...“, er sah sie wieder der Reihe nach an, ehe er weitersprach, „und halten den Mund?“

Der Wasserbauer hatte kaum gesprochen, da schrie Schlohberg, von dem keiner der Anwesenden einen Einspruch erwartet hatte, laut auf: „Du bist wohl wahnsinnig, Wasserbauer?“

Schlohberg war auf den Führer vereidigt worden. Das fiel ihm jetzt ein, und er glaubte, drum etwas sagen zu müssen.

„Ja, Resi, lauf“, drang er auf das Mädels ein. Dann machte er ein gewichtiges Gesicht, als überlegte er, und sagte dann mit nicht allzu überzeugter Stimme: „Am besten ist's, ich gehe selber und bringe das Pamphlet“, er stotterte bei dem Wort, „nach oben.“

„Du?“ fragte der Wasserbauer und lachte, doch sein Lachen klang gepreßt. „Du vergißt wohl, daß du dieses Pamphlet als erster vorgelesen hast, und du?“, wandte er sich jetzt an den Wirt, „Du hast ihn dazu aufgefordert, 'Wohl bekomm's' hast du gesagt. Ich für meinen Teil habe weitergelesen, und ihr beide, hört ihr?“, er wandte sich an Hinzgruber und den Poserschmied, „ihr beide habt zugehört, freiwillig zugehört.“

Dann schwieg er eine Weile, und als er sie wieder anschaute, da blickten seine Augen finster auf. Er hatte sich vorgebeugt, seine Stimme war wie ein Keuchen: „Steine hat mein Acker, mehr als er Brot hervorbringt. Aber ich will nicht, hört ihr? Ich will nicht, daß auch meine Asche den Acker düngen soll!“ Er schrie jetzt: „Genug, daß mir die Asche der anderen vom Berg herunterweht. Die da oben machen aus unserem Wissen ein Verbrechen.“

Der Wasserbauer hatte sich wieder aufgerichtet. Er ging zum Tisch, trank hastig sein Bier und sagte unerwartet und gleichsam anderen Sinnes in das drückende Schweigen hinein: „Ja, die Resi soll hinaufgehen und das Gedicht abgeben. Es wird wohl besser so sein.“ Er warf einen schrägen Blick auf Schlohberg. „Aber Resi, du gehst nicht eher, bis du weißt, was du denen dort oben zu sagen hast. Wenn du mehr sagst als dieses, daß du den Zettel gefunden hast und daß außer dir niemand, dein Freund nicht, dein Vater nicht, die anderen nicht und auch ich nichts davon wissen, dann trägst du vielleicht das Unglück in unsere Häuser.“

Als das Mädchen stumm nickte, die Tür aufschloß und gehen wollte, da sagte der Wasserbauer noch: „Und denk an den jungen Singhuber, wir alle wissen noch sehr gut, wie er zugrunde ging. Nur fürchten wir, darüber zu reden.“

Es begann schon zu dunkeln, als Resi den Berg hinauf lief. Die Männer im Schankraum, auch Schlohberg, hatten stillschweigend anerkannt, was der Wasserbauer forderte. Sie würden schweigen. Doch die Lust, im Schankraum zu sitzen, war ihnen vergangen.

Als Schlohberg seiner Behausung zu humpelte, dachte er: Es ist kein Gedicht. Es reimt sich nicht mal. Aber die Wahrheit hat's in sich. Unwillkürlich richtete er den Blick zur Kuppe des Berges, und als er vor sich hinflüsterte: „Eine furchtbare Wahrheit“, da überfiel ihn wieder das Zittern, und wie ein Trunkener mußte er sich an einem Pfosten festhalten.

Hinzgruber hatte die Augen geschlossen. Er berechnete - wie er es als Kaufmann gewohnt war - die Vor- und Nachteile seines Wissens um dieses Gedicht. Die Endsumme ergab sein Schweigen.

Der Wasserbauer versuchte auf dem Wege zu seinem Gehöft sich die letzten Zeilen, die er nicht mehr hatte vorlesen können, ins Gedächtnis zurückzurufen:

„... Stufe um Stufe ...“

Er suchte nach den fehlenden Worten „Ja, so war es“, murmelte er.

„ ... Schritt um Schritt  
stemmen sich die anderen  
hinauf in die Höhe.“

Ohne es zu empfinden, hob er mechanisch die Füße, beugte den Kopf nach vorn, als trüge er selbst einen schweren Stein auf der Schulter, und wiederholte die Worte:

„Stufe um Stufe,  
Schritt um Schritt.“

Wie damals schien der Schankraum von einem schweren Atem erfüllt zu sein. Trüb brannte die Lampe. Die grauglasierten Krüge auf dem Bord hinter der Theke glotzen im Halbdunkel wie gebleichte Schädel auf die Tischrunde herab. Der Wasserbauer kaute auf den Enden seines struppigen Bartes. Der Blick seiner Augen schien durch die Wände zu gehen, hin zum Berg, der feuerspeierend mehr denn je Rauch und Asche nach unten wehte, bis zum Dorfanger, der seit langem leer geworden war von jungen Menschen. Der Krieg fraß die einen in seiner nimmersatten Gier; die Furcht vertrieb die anderen. In den niedrigen Häusern, die wie geduckte Wesen an der Sohle des Berges klebten, saßen die jungen Witwen und weinten sich die Augen aus dem Kopf.

Jetzt blickte der Wasserbauer die Tischrunde an. Forschend wie immer waren seine Augen. Werden sie weiter schweigen? Es war nicht die erste Flugschrift, die er ihnen in mitternächtlicher Stunde in den Türschlitz geschoben hatte.

Diese Schrift hatte niemand mehr den Berg hinaufgetragen. Aber sie hielten die Köpfe gesenkt, wie an all den Abenden ihrer Tischrunde. Sie fühlten den Blick des Wasserbauern, und es war, als neige Hinzgruber den Kopf noch tiefer.

Den Poserschmied überkam plötzlich ein Schütteln, als trüge er ein Fieber in sich. Er stand auf. Geräuschvoll schob er den Stuhl beiseite. Die schwierige Hand mit den hornigen Nägeln lag breit und wuchtig auf dem Tisch. Sein mächtiger Brustkorb hob sich, das Gesicht zuckte. Dann kam polternd wie granitene Brocken aus seinem Mund: „Hab jahrzehntelang die falschen Hufe beschlagen. Hab's gewußt und gelitten. Genug jetzt geduldet!“

Seine Augen unter buschigen Brauen gingen von Mann zu Mann, dann drehte er sich stiernackig um und ging mit harten Schritten aus dem Schankraum.

Hinzgrubers Mund preßte sich zusammen. Seine Lippen waren schmal und blutleer. Warum zerreißt er das Schweigen und bringt Unruhe unter uns, schienen seine merkwürdig grauen Augen zu sagen. Das Gesicht des Wirtes blieb wie unbeteiligt.

Mit Augen, in denen der Sieg eines langen Ringens lag, blickte der Wasserbauer dem Poserschmied nach. Die letzten Worte des Schmiedes waren seine Worte, die Worte der Flugschrift gewesen. Doch dann überfiel ihn die Furcht. Dieses laute Aufbegehren des Poserschmiedes hatte er nicht gewollt, und wie ungern er auch an sein damaliges Aufbegehren zurückdachte. Es barg Gefahr

in sich und durfte sich nicht wiederholen. Einen strengen Blick auf Hinzgruber und den Wirt werfend, stand er auf und eilte dem Poserschmied nach.

Als er ihn zur späten Stunde verließ, umspielte ein Lächeln seinen sonst so herben Mund. Eine harte Scholle hatte er aufgebrochen.



Reimschüssel, der meist für die SS das Gold aus dem Lager trug, war geplatzt. Der Kommandant fand bei ihm zwei goldene Uhren und mehrere Ringe. Es wäre nicht schlimm gewesen, denn durch das Lagertor gingen mehr als nur zwei Uhren. Aber so ein Aso, der sich erwischen läßt, dem haut man trotz seiner Verdienste für die SS den Arsch voll und schickt ihn dann zu den Steinträgern. Dort endete gewissermaßen eine Lagerlaufbahn mit dem Tode.

Einen vollen Tag mußte Reimschüssel deswegen vor der Klagemauer am Tor stehen, dann übernahm ihn SS-Eisold, der Kommandoführer der Steinträger. Das granitene Zeitalter für Reimschüssel hatte begonnen. Da aber keiner der Blockführer bei seiner Übernahme den Daumen nach unten gehalten hatte, war für den Aso der Tod noch nicht beschlossen. Das aber wußte Reimschüssel noch nicht.

Um die Mittagszeit brachten sie ihn aus dem Steinbruch in den Block zurück. Reimschüssel hatte von der ersten Stunde seiner Strafarbeit daran gedacht, sich zu verstümmeln. Er wollte aus dem Steinbruch heraus. Als Eisold an der bewußten Zaunlücke einen Steinträger durch die Postenkette jagte, war er entschlossen, sein Vorhaben auszuführen. Er wollte nicht der nächste sein, dem man die Mütze vom Kopf reißen würde, damit er sie auf dem Wiesengelände zurückholen mußte. Er wollte nicht auf der „Flucht“ erschossen werden. Aber der Granitstein zerquetschte ihm nicht wie gedacht ein oder zwei Finger, sondern die ganze Hand. Er war reif für den Krankenbau. Doch Steinhuber, der SS-Arzt, war abwesend, und der Revierkapo wagte nicht, einen Steinträger ins Revier einschieben zu lassen. Reimschüssel mußte in seinen Block zurück.

Wendt, sein Blockältester, schüttelte den Kopf. Es war ein Wunder, daß Reimschüssel mit seiner zerquetschten Hand noch lebte. Weil Eisolds Vorgänger, Fickert, nicht mehr da ist, dachte Wendt. Sicherlich beherrscht der neue Kommandoführer noch nicht die gewohnte Praxis. Wendt erlaubte Reimschüssel, sich ins Bett zu legen, der aber wälzte sich vor Schmerz hin und her,

schließlich stand er auf. Die Zähne zusammengebissen, lief er wie wild durch den Schlafsaal.

In diesem Augenblick trat Erwin Kerber in den Tagesraum des Blocks. Erwin war in der Lagerwäscherei beschäftigt und besuchte während der Stromsperre gern Wendt, mit dem er sich angefreundet hatte. Wendt sagte gerade zu Grigori, seinem Stubendienst, etwas von einer verfluchten Welt. Kerber hatte es noch aufgeschnappt und erwiderte: „Mit deiner verfluchten Welt, Fritz, ist es bald aus. Die Rote Armee kämpft sich mit mächtigen Schlägen an allen Fronten nach vorn. Nicht uns, aber dem Kommandanten samt seinem SS-Geschmeiß wird es dann an den Kragen gehen.“

Die drei merkten nicht, wie die Tür des Schlafsaales sich öffnete und Reimschüssel vom Schmerz gequält, in den Tagesraum treten wollte. Als er aber Kerber sprechen hörte, horchte er auf und zog die Tür leise wieder zu. Nur einen Spalt ließ er offen und lauschte mit angehaltenem Atem.

„Was soll's“, winkte Wendt resigniert ab. „Wieviel Jahre hoffe ich schon auf den Sieg der Roten Armee? Wir werden ihn wohl nicht erleben.“

Kerber, der sich seine Zuversicht nicht nehmen ließ, antwortete: „Dann kannst du ruhig noch einige Wochen hoffen. Du wirst sehen, diesen blutigen Spuk überleben wir.“

Grigori, der Russe, der solche lauten Gespräche nicht liebte, dachte: Aber was wird der Sieg mir bringen? Der Stalinbefehl bestand noch, aber verhindern konnte er nicht, daß hunderttausende und ich in Gefangenschaft gerieten. Der Krieg hat seine Gesetze, die durch keinen Befehl außer Kraft zu setzen sind. Nun, ich bin sicher, die Nachkriegszeit wird diesen Befehl wieder außer Kraft setzen und unterscheiden können, wer aus Feigheit übergelaufen, und wer es nicht vermochte, sich aus den Kesseln zu befreien.

Reimschüssel hatte mit steigender Neugier das Gespräch der beiden verfolgt und vergaß darüber den Schmerz. Dabei stieß er mit dem Kopf die Tür eine Handbreit weiter auf und war, erschreckt über das entstandene Geräusch, zu seinem Bett gerannt. Grigori schaute auf die Tür und dann auf Wendt.

Wendt dachte aber nicht mehr an Reimschüssel und meinte nur: „Der Wind hat die Tür aufgestoßen. Hier zieht es wie Hechtsuppe.“

Das Gespräch blieb aber verstummt. Keiner hatte mehr Lust, es fortzusetzen. Erwin blickte auf die Blockuhr und hatte es dann eilig, wieder in die Wäscherei zu kommen. „Die Stromsperre wird bald zu Ende sein“, sagte er und verließ mit schnellen Schritten den Block.

Tage waren vergangen und Reimschüssel hatte Glück gehabt, das heißt, was man so Glück nennen kann. In seine zerquetschte Hand war der Brand geraten. Sie wurde durch den Häftlingsarzt abgenommen. Horak, der Tscheche, kam deswegen von unten aus dem Krankenlager nach oben in die Ambulanz. Dann war Steinhuber, der SS-Arzt gestorben. Steinhuber hatte in der Neujahrsnacht gesoffen und lag einige Stunden lang in einer verharschten Schneewehe, in die er auf seinem Nachhauseweg gestolpert war. Als sie ihn fanden, hatte er eine doppelseitige Lungenentzündung und kränkelte sich in den Tod hinein. „Nun ist mir mein bestes Stück auch eingegangen“, bemerkte der Kommandant so beiläufig während eines Kasinogesprächs.

Bis zu Steinhubers Beerdigung, die mit allem SS-Pomp vor sich ging, blieb das Glück des Asos, denn keiner der Steinträger hätte sich mit Wissen des SS-Arztes so lange im Block halten können, wie sich Reimschüssel gehalten hatte. Dann aber riß seine Glückssträhne. Ein anderer SS-Arzt war plötzlich da, der aber schaute sich nicht den verstümmelten Arm des Asos an, sondern nur dessen Krankenakte und verfügte Reimschüssel für den nächsten Tag in den Steinbruch zurück.

Reimschüssel verließ mit gesenktem Kopf und dem Schreiben in der Hand, das seine Arbeitsfähigkeit bescheinigte, das Krankenrevier. Auf dem Weg zum Block überfiel ihn wieder die Angst vor dem Steinbruch, dem er durch den freiwilligen Unfall hatte entgehen wollen. Mit der Angst kam auch die verzweifelte Suche nach einem Ausweg. Schließlich fraß er sich an der fixen Idee fest, daß jetzt nur noch sein Blockältester ihn vor dem Steinbruch und vor dem sicheren Tod zu retten vermochte.

Das war natürlich Unsinn. Wendt besaß eine solche Macht nicht, die imstande gewesen wäre, den Befehl eines SS-Arztes außer Kraft zu setzen. Reimschüssel wußte es genau so gut, und dennoch blieb er dabei, weil er keinen anderen Ausweg fand.

Reimschüssel war keine große Leuchte. Seine Begabung war mittelmäßig und auf gleicher Stufe sein Fleiß. Die Organisation Todt hatte ihn kurzerhand zum Bau des Westwalles verpflichtet. Hals über Kopf mußte er Ort, Wohnung und seine Liebste verlassen. Eifersüchtig war er, und seine Furcht, sie könnte es anders wollen, verließ er ebenso Hals über Kopf die Arbeitsstelle und hielt sich schadlos bei seiner Liebsten auf. Aus ihrem Bett heraus wurde er verhaftet und dem Arbeitslager Rummelsburg überstellt. Doch seine ihm innewohnenden Widersprüche führten ihn schließlich ins KZ auf den Moos-

berg. Dort bekam er den schwarzen Winkel und arbeitete als Kommandierter vor der Mauer.

Als er sich aus ganz natürlichem Grund ans Leben klammerte, erlosch der gutmütige Zug an ihm. Ein Gedanke gewann langsam die Oberhand: „Und wenn er mir nicht hilft“, so führte er sein Selbstgespräch, „dann gehe ich zum Kommandanten. Die Unterhaltung, die er damals mit dem aus der Wäscherei geführt hat, wäre ein Fressen für ihn. Es bringt mich gewiß erst garnicht mehr in den Steinbruch zurück.“

Mit dieser Absicht betrat Reimschüssel seinen Block. Wendt, der hinter seinem Tisch in der Blockältestenecke saß, hob den Kopf, als Reimschüssel auf ihn zutrat und ihm den Zettel auf den Tisch legte, während Grigori sich beim Einteilen der Abendportionen nicht stören ließ. Wendt sah erst den Zettel und dann Reimschüssel an, der seinen Armstumpf noch in der Binde trug. Das ist sein Ende, dachte er.

Eine Trage besitzt er nicht, und den Stein hält er mit der Hand nie auf der Schulter. Er bekommt ihn erst garnicht hinauf. SS-Eisold wird seinen Heidenpaß haben, diesem Krüppel den schwersten Stein aufhucken zu lassen. Am nächsten Tag werde ich ihn wohl schon von der Blockstärke abschreiben müssen.

Wendt besaß keine Vorliebe für Reimschüssel. Er schätzte ihn so ein, wie er die anderen in seinem Block einzuschätzen pflegte, die immer auf sich bedacht waren. Aber es fiel ihm schwer, das auszusprechen, was er sagen mußte und was einem Todesurteil gleichkam.

„Du wirst also morgen früh wieder ausrücken müssen.“

Reimschüssel hatte einen Schemel herangezogen und sich gesetzt. Seine Augen blickten Wendt bittend an. „Du mußt mir helfen, Blockältester“, sagte er. „Du siehst doch, daß ich nicht arbeitsfähig bin. Wie soll ich da einen Stein halten können? Und komme ich ohne ihn oben an, dann ...“ Reimschüssel sprach nicht das aus, was folgen würde. Ihm schnürte es die Kehle zu, und in seine Augen traten Tränen. Mit der gesunden Rechten versuchte er, Wendts Hand zu erfassen, um sie zu streicheln. „Bitte, bitte, hilf mir“, flehte er. „Schick mich nicht in den Steinbruch zurück.“

Es war eine Bitte aus tiefster Angst heraus, und noch war die Absicht des Verrats zurückgedrängt.

Wendt entzog Reimschüssel die Hand. Er blickte auf Grigori, doch sein russischer Kamerad sah nicht auf. So war niemand da, der ihm die Entschei-

ding hätte leichter machen können. Hier gab es auch keine Hilfe. Das Einzige, was er noch für ihn tun konnte, war, nach einer Trage Ausschau zu halten. Wer aber würde auf seine verzichten? Nein, auch eine Trage rettete ihn nicht mehr. Als er Reimschüssel, dessen Augen noch immer flehend auf ihn gerichtet waren, wieder ansah, meinte er: „Mit diesem Armstumpf bist du natürlich arbeitsunfähig. Das weiß ich wohl. Selbst die Strumpfstopfer und die Gemüseputzer könnten dich nicht gebrauchen. Und hier gilt das Gesetz der SS. Obwohl ich es möchte, kann ich für dich nichts tun. Bitte ich um dich beim Lagerarzt, dann marschiere ich morgen früh neben dir in den Steinbruch. So leid es mir tut, du mußt dich selber durchschlagen.“

Reimschüssel wischte sich mit dem Ärmel seine Augen. Sekundenlang starrte er auf die Tischplatte, als überlege er, und ohne den Kopf zu heben, sagte er dann mit merklich veränderter Stimme: „Ich will nicht in den Steinbruch zurück!“

„Du wirst wohl gehen müssen“, erwiderte Wendt. Da er es ungeduldig sagte, klang es schroff. Das aber reizte Reimschüssel. Er war aufgesprungen und die anfängliche Hilflosigkeit in seinen Augen wich einer aufsteigenden Tücke. „Ich geh nicht in den Steinbruch, verstehst du?“ schrie er. „Ich will mir keine Kugel in den Wanst jagen lassen. Ich will nicht unter den Steinblöcken zu liegen kommen. Ich will nicht von der Fallschirmspringerwand heruntergestoßen werden. Ich will“, er keuchte jetzt und Speichel stand ihm auf den Lippen: „Ich will nicht sterben!“

Plötzlich ließ er sich wieder auf den Schemel fallen, sein Kopf fiel vornüber auf die Tischplatte und er heulte: „Leben! Leben will ich!“

Wendt sprang auf und hielt ihm den Mund zu. „Bist du von Sinnen!“ rief er ihm zu. „Du schreist dir schon jetzt den Tod an den Hals!“

Reimschüssel verstummte auf einmal. Er stieß Wendts Hand von sich, stand auf, und mit einer Ruhe, die unheimlich wie ungewöhnlich war, sagte er: „Du willst mir also nicht helfen!“

„Ich kann dir nicht helfen, sieh es doch ein“, erwiderte Wendt.

Die Augen des Asos funkelten. „Auch dann nicht, wenn ich zum Kommandanten gehe und ihm beweise, daß ihr die alten Roten geblieben seid?“

„Was kannst du schon erzählen“, erwiderte Wendt, sah aber erschreckt auf Grigori, der unmerklich den Kopf hob. „Ich dachte immer, du wärest ein gewöhnlicher Schieber des Fressens wegen, aber du bist ja mehr, du bist ein

ausgemachter Schuft, dem zu helfen ich mir nicht die Finger schmutzig machen würde.“

Ohne auf Wendts Worte zu achten, die auch an ihm vorbeigeredet schienen, kniff Reimschüssel lauernd die Augen zu und erwiderte hämisch: „Ich kann schon was erzählen. Du wirst dich wundern, ich hab dich und den aus der Wäscherei belauscht.“

Die Gedanken Wendts gingen blitzschnell Tag um Tag zurück und blieben an jenem haften, an dem sie Reimschüssel aus dem Steinbruch nach oben geschleppt hatten. Er muß was wissen, dachte er. Um aber sein Erschrecken zu verbergen, antwortete er in gezwungener Ruhe: „Was er und ich gesprochen haben, das konnte jeder hören. Gewöhnliche Lagergespräche waren es.“

„So! Gewöhnliche Lagergespräche?“ Reimschüssel verzog sein Gesicht. „... Nicht uns, aber dem Kommandanten samt seinem SS-Geschmeiß wird es dann an den Kragen gehen. Glaubst du, daß dieses ein gewöhnliches Lagergespräch war?“

Wendt war mit einem Satz bei Reimschüssel, der zurückwich. „So was ist nie gesprochen worden!“ schrie er und wußte doch, daß der Aso sie belauscht hatte.

„Nie?“ Reimschüssel grinste wieder.

„Ich schlage dir die Schnauze ein, du Schuft, du Spitzel!“ schrie Wendt unbeherrscht. Sein Gesicht rötete sich, er hob die geballte Faust und wollte sie auf den runden Schädel des Asos schlagen, doch da stand Grigori neben ihm und fing sie ab.

„Laß das, Blockowie“, sagte er. „Wir werden ihm helfen.“ Er sah Wendt mit zwingenden Blicken an, dessen Faust sich wieder öffnete, aber auch aus Reimschüssels Gesicht verlor sich die Tücke. Wieder blickten seine Augen flehend auf und ein Schimmer der Dankbarkeit lag in ihnen, als er sich an Grigori wandte: „Du willst mir helfen?“ Er versuchte, Grigoris Hand zu küssen.

Eine armselige Kreatur ist er, aber gefährlich geworden, dachte Grigori, und antwortete: „Wir werden dir helfen.“

„Nun gut, ich spreche mit dem SS-Arzt“, ging Wendt auf Grigoris Antwort ein. „Und wenn er nicht hilft, spreche ich mit dem Kommandanten. Könntest bei mir im Stubendienst arbeiten. Nun geh aber und laß mich endlich den Rapport fertig machen, sonst stehen wir deinetwegen länger draußen in der Kälte.“

„Tausend Dank, Blockältester! Tausend Dank!“ stammelte Reimschüssel. Der alte, träge, gutmütige Ausdruck lag wieder auf seinem Gesicht. Dann ging er. An der Tür blieb er nochmals stehen, und für Sekunden wandelte sich sein Blick: „Wenn du es nicht tust“, drohte er.

Der strenge Blick des Blockältesten verscheuchte ihn von der Tür.

Als sie allein waren, sagte Wendt zu Grigori: „Ich versteh dich nicht. Wie konntest du sagen, wir helfen ihm? Weißt du denn eine Hilfe? Ich nicht. Hättest mir nicht in den Arm fallen sollen. Zu seiner verstümmelten Hand wäre ein zerschlagenes Gesicht dazugekommen.“

Grigori sah ihn lange an. Mit leiser, doch betonter Stimme sagte er: „Willst du etwa gehängt werden? Und soll dein Kumpel Erwin und vielleicht auch ich neben dir hängen? Du mußt es doch spüren, wenn wir auch nicht darüber reden, daß wir eingebaut sind in den Kreis der Kameraden, die zu gegebener Zeit im Lager den Aufstand auslösen werden. Soll er durch Reimschüssel in Frage gestellt werden? Ehe man dich und mich hängt, wird man doch willkürlich andere ergreifen, und uns jedes Wort aus dem Mund schlagen. Lassen wir es nicht soweit kommen. Denn das kannst du nicht wollen.“

„Nein, das will ich nicht. Mich und Reimschüssel würde ich aufs Gewissen nehmen. Die anderen wären schon zuviel“, erwiderte Wendt. „Aber wie soll ich es denn hindern? Reimschüssel wird sprechen. In einer solchen Lage ist er sich selbst der Nächste.“

„Eben“, sagte Grigori. „Wir sind es auch. Aber wir haben mit unserem Versprechen einen Tag und eine Nacht gewonnen. Diese Zeit muß uns den Ausweg zeigen. Wir müssen ...“

Grigori schwieg. Er schaute Wendt unverwandt an. Unter diesem Blick stieg in Wendt die Antwort auf: Ihn töten, um ihn zum Schweigen zu bringen, dachte er. Er selbst hatte für Augenblicke mit diesem Gedanken gespielt. Jetzt war es ihm furchtbar. Er ist doch auch nur wie ich in diese Mühle geraten und will wie ich nicht in ihr zermahlen werden. Und jetzt soll der eine dem anderen den Tod bringen? Gewiß, er will über meine Leiche gehen, aber soll ich ...

Grigori ging zum Fenster und in Wendts Grübeln hinein sagte er leise: „Vor wenigen Minuten war uns Reimschüssel noch der Kamerad. Nicht sehr beliebt, aber auch nicht gefährlich. Jetzt ist er uns zur Gefahr geworden, mehr noch, er wurde unser Feind. Er könnte eine Lücke in die Widerstandsfront des Lagers schlagen. Alle Kameraden erhoffen die Freiheit. Reimschüssel darf diese Hoffnung nicht zuschanden machen. Wir alle unterliegen unseren eigenen

Gesetzen. Wer sich ihnen entzieht, stellt sich außerhalb des Lebens, das wir verteidigen. Unsere Notwehr wird zum Recht der guten Sache. Ich denke, du begreifst es.“

Grigori schaute wieder seinen deutschen Kameraden an. Wendt erwiderte seinen Blick. Vieles wurde ihm jetzt klar. Und so, als ob er nur nebenbei etwas erwähnen wollte, sagte er: „Reimschüssel geht jede Nacht austreten.“

Grigori nickte. Dann sprachen sie nicht mehr darüber. Und während Grigori sich wieder den Portionen zuwandte, einen Klumpen Fett mit einem Bindfaden in winzige Würfel zerlegte, grübelte Wendt, an seinem Tisch sitzend, wer soll ihn richten? Wenn es niemand tun will, müßte Grigori, der Russe ...

„Nein“, sagte er sich. „Wieso komme ich auf ihn? Das ist doch meine Angelegenheit. Ich muß damit fertig werden.“

Trotzdem überflog er den Kreis der Kameraden in seinem Block. Übrigbleiben tue nur ich. „Also, ich muß es tun“, sprach er vor sich hin und erschauerte. „Aber es ist gut so. Niemand braucht zu wissen, warum er sterben mußte.“

So verging der Tag, und der Abend rückte heran. Wieder stand alles zum Appell angetreten. Wie die anderen Blockältesten meldete auch Wendt die Stärke seines Blocks. Als er abrücken ließ, war auf einmal Reimschüssel umgefallen. Sein Gesicht war gelb und aus seinem Mund erbrach sich grüner Schleim. Er stöhnte.

Reimschüssel hatte sich den ganzen Nachmittag im Lager herumgetrieben und war kurz vor dem Abendappell ins Krematorium, das sich neben dem Krankenrevier und unter dem Zellenbau befand, gegangen. Er suchte Wittig, seinen Kumpel und Goldlieferanten, auf. Ihm erzählte er, daß er morgen wieder in den Steinbruch müsse, daß aber sein Blockältester ihn bei dem SS-Arzt heraushauen wolle. Wittig meinte: „Es wäre besser, wenn du noch ein paar Tabletten nehmen würdest, die werfen dich morgen früh genau aufs Krankentbett, und du kannst dann sowieso nicht raus.“

„Hast du solche?“ fragte Reimschüssel gierig.

„Das Zeug fällt bei mir massenweise ab“, erwiderte Wittig und ging in den Nebenraum, um nach wenigen Augenblicken mit einer Schachtel Luminal-Tabletten zurückzukommen. „Hier, steck sie dir ein“, meinte er. „Es braucht niemand zu sehen.“

„Und wieviel muß ich davon nehmen?“ fragte Reimschüssel und steckte die Schachtel hastig weg.

Wittig, der keine Ahnung von der Dosierung besaß, meinte leichthin: „Je mehr, desto besser.“

So schluckte Reimschüssel eine unheimliche Menge dieser Tabletten. Die Dosis warf ihn während des Appells um.

„Schafft ihn in den Block“, befahl Wendt einigen Häftlingen, die Reimschüssel widerwillig auf ihre Schultern hoben.

Als sie ihn auf sein Bett legten, stachen seine Pupillen nach oben und sein Körper bäumte sich. Wendt betrachtete schweigend den Aso. Wenn er stirbt, so ist das geschehen, was ich hätte tun müssen, dachte er. Aber dieser Gedanke machte ihn nicht frei. Auch in ihm bäumte es sich auf, denn Reimschüssel quälte sich in den Tod hinein. Sein Mund war jetzt weit aufgerissen, und die Augen quollen hervor. In Wendt kämpften zwei Stimmen: Laß ich ihn sterben, meinte die eine, während die andere eiferte: So stirbt selbst kein Hund. Du mußt was für ihn tun.

Als sich Reimschüssel noch einmal wild aufbäumte, da sagte Wendt und erschrak über seine Stimme: „Man muß sofort den Magen auspumpen.“

Reimschüssels Kumpane glotzten ihn träge an. Sie hatten schon mehr als einen sterben sehen, ohne daß sie darüber sonderlich gerührt waren. Sie zögerten daher, ins Revier zu laufen.

„Los, zum Revier!“ schrie Wendt sie jetzt an.

Aber sie drehten sich nur träge herum. Da lief er selbst zum Krankenrevier. Er traf nur den Sani an. Mit ihm rannte er zum Block zurück. Als er vor Reimschüssels Bett stand, war der Aso schon tot.

„Da nutzt kein Pumpen mehr“, meinte der Sani und schloß die Lider des Toten. Er packte sein Gerät wieder unter den Arm und verließ den Block.

„Zieht ihn aus und tragt ihn in den Waschraum“, befahl Wendt zwei der Herumstehenden, die den Wert der Kleidung mit den Augen abtasteten. Seine Stimme war auf einmal müde. Er ging in den Tagesraum zurück und setzte sich an seinen Tisch. Dort vergrub er den Kopf in beide Hände.

Reimschüssels Tod machte ihn nicht froh. Daß der Tote nichts mehr verraten konnte, löste in ihm nicht die Spannung. Vergeblich versuchte er die widerstrebenden Gefühle zu entwirren. Das Sterben bringt mich noch um den Verstand, dachte er. Mechanisch griff er zur Kommandiertentafel und radierte an den Zahlen herum. Er mußte sich ablenken, lief aus dem Block und irrte

wie vorher Reimschüssel durch das Lager. Erst als die Nachtglocke ertönte, ging er in den Block zurück. Ein wenig hatten sich seine Gedanken beruhigt. Er hätte sich eine andere Lösung gewünscht, in der nicht der Tod Pate hätte stehen müssen.



Es war an einem Tag gewesen, an dem man von der Kuppel des Berges aus das schneegekrönte Massiv der Alpen hatte sehen können. Klar und rein war die Luft. Die winzig erscheinenden Dörfer vor ihnen waren kapuzenhaft eingehüllt in Miriaden winziger Schneekristalle.

An diesem Tag war der Kommandant übel gelaunt. Er mußte die vergangene Nacht in seinem Gastzimmer verbringen. Wie ein schlechter Witz mutete ihm dieser Fakt jetzt noch an. Dazu war er hungrig aus dem Haus gegangen. Er, der gern und reichlich aß, ihm knurrte der Magen, als hätte er schon seit Tagen fasten müssen. Magrit, seine Frau, hatte ihm wegen des Pelzes der vergasteten Jüdin ihr Schlafzimmer verweigert. Jetzt aber eilte sie ihm eifersüchtig nach.

An der Biegung des Weges kam ihnen das Steinträgerkommando entgegen. Häftlinge in fadenscheinigen Hosen und Jacken. Als sie vom Berg herunter kamen, hatten sie ihre klammen Finger gerieben, beim Anblick des Kommandanten war alles an ihnen erstarrt und die Augen wie erloschen. Der größte unter ihnen war der Pole Taddäus Zalewski. Er ragte um Kopfeslänge über alle hinweg. Zalewski war Lehrer gewesen und verhaftet worden wegen verbotener Lehrstunden, die er den Kindern seines Heimatortes gab. Er kam deswegen auf dem Moosberg in die „Lehre“ des Allgewaltigen des Berges, der ihn in das Steinträgerkommando steckte.

„Otmar!“ rief plötzlich die Frau des Kommandanten mit harter Stimme.

Der Kommandant blieb stehen und drehte sich um. „Was ist, Magrit?“ fragte er mißtrauisch.

„Der da, der hat mich fixiert!“ Ihre zierliche Hand stieß nach vorn und zeigte auf Zalewski.

In der Tat ruhten die Augen des Häftlings für wenige Sekunden auf ihrem Gesicht. Taddäus Zalewski dachte dabei an ein Mädchen mit kastanienbraunem Haar. Vierzehn Tage nur war es seine Frau gewesen, als man sie trennte. Jetzt aber glaubte er sie wiederzusehen. Diese Ähnlichkeit! Doch Zalewski hatte gleichzeitig den Blitz in den Augen der Frau des Kommandan-

ten bemerkt. Er spürte ihn wie den stechenden Schmerz eines Dolchstoßes. Erschreckt wandte er sein Gesicht von ihr und blickte jetzt starr seinem Vordermann in den Nacken. Doch es war schon zu spät für ihn.

„Wer hat dich fixiert?“ fragte der Kommandant, der mit dieser gewünschten Ablenkung den hartnäckigen Fragen seiner Frau zu entgehen hoffte.

„Der da!“ Wieder schoß ihre Hand nach vorn.

„Der Pole!“ zischte der Kommandant, und seine Narbe auf der linken Gesichtshälfte begann zu glühen. Er sah seine Frau an, sie sah ihn vielsagend an. Er verstand und hatte es erwartet. Mit zynischem Lächeln reichte er ihr die lederne Peitsche und gebot dem Kommando Halt.

Sie trat mit ihren in pelzverbrämten Wildlederstiefeln steckenden Füßen einige Schritte zurück, winkte mit dem Kopf Zalewski aus der Reihe, der über sie hinwegblickend und mit erhobenem Haupt aus dem Glied trat.

Sie schlug zu ihm herauf und mit jedem Schlag verbreiterte sich der blutige Striemen auf dem Gesicht des Polen. Er blieb unbeweglich stehen und stöhnte seinen Schmerz in sich hinein.

Die Frau stand nach jedem ihrer Schläge lange Sekunden vornübergebeugt, den Mund leicht geöffnet, zwischen dessen roten Lippen die Zähne wie eine Perlenkette schimmerten, blickten ihre Augen mit einem fast kindlichen Erstaunen in das blutende Gesicht des Polen, als bewundere sie seine Standhaftigkeit.

Mit einem gesättigten Lächeln um den Mund warf sie dem Kommandanten die Peitsche wieder zu, der sie geschickt auffing und sie durch das blendende Weiß des Schnees zog. Gleich einer Schnittwunde zeigte sich die rote Spur. Er schaute wieder seine Frau an. Das Fellbarett war ihr vom Kopf gerutscht und der Wind spielte mit ihren Haaren. Sie sieht allerliebste aus, dieser kleine Teufel, dachte er, und die Peitsche versteht sie wie immer zu handhaben. Sie schlug stets in die gleiche Kerbe. Dann schaute er auf Taddäus Zalewski und auf die Steinträger, die noch tiefer ihre Augen in die Nacken ihrer Vordermänner senkten. Er war sich nicht ganz schlüssig, wie er das Werk seiner Frau beenden sollte. Aber die frechen Augen des Polen mußten ausgefixiert haben, für alle Ewigkeit aus, das war klar für ihn. Nach einer Weile sagte er mit einer Stimme, die nichts Ungewöhnliches forderte: „Ich will dich beim Abendappell nicht mehr sehen, verstanden?“

Danach schaute er seine Frau an, die ihm mit den Augen und einem leichten Nicken des Kopfes ihr Einverständnis gab.

Taddäus Zalewski hatte ihn verstanden. Er schritt ins Glied zurück. Die Steinträgerkolonne setzte sich durch den Wink des Kommandanten wieder in Bewegung. Zalewski wußte, daß es sein letzter Tag sein würde. Er fand es fast wie ein Glück, daß er noch die Schönheit der schneebedeckten Alpen hatte sehen können, die ihn so sehr an die heimatlichen Karpaten erinnerten. So wie der Giwon werd ich liegen, nein, von mir wird nur der Staub übrigbleiben, auf der Halde des Berges. Morgen ..., nein, es bedrückte ihn nicht. Morgen wird er nicht mehr sein.

Nur ein seltsames Erstaunen blieb in ihm, und er fragte sich, wie konnte es geschehen, daß ich mich nicht gewehrt habe?

Taddäus Zalewski hatte nur wenige Tage die Wärme der liebenden Frau empfunden. Doch die kurze Zeit ihres Zusammenseins erhielt in der darauffolgenden Zeit seiner Gefangenschaft die Vorstellung, daß sein Glück erst durch die Liebe dieser Frau sich ihm ganz erschloß. Die Ähnlichkeit ihrer weichen Züge, das Haar, die Augen der Frau des Kommandanten hatten ihn verwirrt.

Das war der Grund, warum er nicht die Hände zum Schutz seines Gesichts hob und warum er sich nicht wehrte. Aber mit jedem Schlag der Peitsche zerschlug die Frau des Kommandanten ihm diese Vorstellung, die ihm einem Heiligtum gleichkam und die er auf alles Weibliche übertragen sehen wollte. Taddäus Zalewski, dieser romantische Träumer, wollte nicht mehr leben.

Inzwischen war der Kommandant mit seiner Frau den Berghang weiter hinauf geschritten. Mit dieser Morgengabe des Polen, glaubte er, seine Frau ausgesöhnt zu haben. Er legte brünstig seinen Arm um ihre Hüfte, während seine linke Hand versuchte, ihr noch glühendes Gesicht zu tätscheln. Während er listig dachte: heut' gibst du mir freiwillig, was du mir gestern verweigertest, schob sie seinen Arm brüsk von sich, und störrisch erhob sie erneut die Forderung: „Den Pelz, ich will wissen, wer den Pelz bekommen hat!“

Über das Gesicht des Kommandanten zog der Unwille. Es wurde ihm zugleich klar, daß er diese heikle Frage nur noch mit einem Trick aus der Vorstellungswelt seiner Frau zu bannen vermochte, und zum erstenmal ging er auf ihre beharrliche Fragestellung ein: „Ich weiß nicht, was du für einen Pelz meinst.“

„Den dir Brendel brachte!“

Sie sah schräg zu ihrem Mann auf. In ihren Augen lag das Wissen von seinem Handel mit dem Pelzmantel der vergasten Jüdin, während er innerlich

auf das Klatschmaul seines Rapportführers fluchte. Doch mit unschuldiger Miene im Gesicht sagte er: „Ach, den meinst du. Warum hast du es mir nicht schon früher gesagt? Ich hätte nicht hungrig vom Tisch zu gehen brauchen, und das da von gestern Abend wäre auch nicht notwendig gewesen. Aber ...“ Er schnalzte mit der Zunge, „ein schöner Pelz war es. Du hättest deine helle Freude an ihm gehabt. Leider ...“, sein Gesichtsausdruck wurde traurig und seine Stimme klang mitleidig: „tragen hättest du ihn nicht dürfen.“

Seine Frau verzog schmolgend ihren Mund. „Bin ich es dir nicht wert?“

„Doch, doch! Aber laß es dir nicht nahegehen, Magrit“, tröstete er sie. „Der Pelz war verlaust.“

„Läuse?“ Sie schüttelte sich und sah ihn mit großen Augen entsetzt an.

„Schlimmer noch, Magrit! Typhusläuse. Ich hab ihn sofort verbrennen lassen.“ Seine Stimme wurde streng. „Wie gesagt, es war ein schöner Pelz. Aber der Rapportführer hat sich nicht desinfizieren lassen. Er trug den Pelz.“

„Und ich bin gestern noch bei seiner Frau gewesen.“ Sie blieb stehen, drehte sich dann plötzlich um und lief eilig den Weg wieder zurück. Der Kommandant, der ahnte, was sie zur Eile trieb, rief ihr scheinheilig nach: „Mach das Bad sehr heiß und nimm Rivanoltableten, sie sind ein gutes Desinfektionsmittel!“

Als sie seinen Blicken entschwunden war, stieß er ein Lachen aus. ‘Hätt’ ich’s ihr sagen sollen, daß mir der Pelz den Schoß einer anderen öffnen soll?’

Mit sichtlichem Behagen schritt er nun den Berg weiter hinauf. Im Offizierskasino bestellte er sich vier belegte Brötchen mit lachsrotem Schinken und zwei weichgekochte Eier. Es war das Frühstück, das ihm seine Frau vorenthalten hatte. Danach ging er ins Kommandantenhaus und setzte sich in seinem Arbeitszimmer hinter den breitausladenden Schreibtisch.

Am Nachmittag hörte er den Schuß zur gewohnten Stunde. Er schaute auf die Uhr. „Pünktlich wie die Maurer“, lachte er.



Es war die zweite Nachtstunde, da gellte die Pfeife des Lagerältesten in den Schlaf der Häftlinge hinein. Wendt, von Träumen gequält, wachte auf und schaute verwirrt um sich, ehe er sich fand, gellte es zum zweiten Male und der Ruf: „Die Blockältesten zur Schreibstube!“ echote durch das Lager.

Wendt sprang aus dem Bett und zog sich hastig an. Dann weckte er Grigori, seinen Stubendienst. „Ich muß nach vorn“, rief er ihm zu und lief aus

dem Block in die kalte Nacht. Von einem Seitenweg kommend, keuchte der dicke Älteste aus dem Judenblock ihm entgegen. In diesem Block lebten wie in einem Reservat einstmals hochgestellte, vermögende Juden, die, versippt und verschwägert mit der internationalen Finanzwelt, der SS noch von Nutzen sein sollten, wenn es um ihre arische Haut gehen würde, auch angesichts dessen, daß Millionen Juden durch die Feueröfen des Dritten Reiches gegangen und nur noch Staub im Winde waren. Beide erreichten zugleich den Appellplatz, der wie ein graues Tuch vor ihnen ausgebreitet lag.

Für Wendt war es nichts Neues, von der Pfeife des Lagerältesten zu unzeitgemäßer Stunde aus dem Schlaf gerissen zu werden, und immer war es in letzter Zeit der Kommandant gewesen, der wegen seiner schlaflosen Nächte ihn nicht in Ruhe ließ und ihm und den anderen Blockältesten Dinge zu tun befahl, die er genau so auch am Tage hätte befehlen können. Aber gerade darin lag die Börsartigkeit des über Leben und Tod entscheidenden Lagerkommandanten.

Was wird er jetzt wieder im Sinn haben, dachte Wendt. Doch diesmal war die Hand des Kommandanten nicht allein im Spiel. Wendt brauchte nicht lange zu rätseln, was diese Nacht ihm an neuer Überraschung bieten würde. An der Längsseite des Wäschereigebäudes standen Zugänge. Gerade streifte die Lichtbahn des Scheinwerfers die graue bewegliche Masse. Frauen! Doch hatte er nicht die Zeit, sich zu vergewissern, wer sie waren und woher sie kamen. Der Lagerälteste, ein unangenehmer Typ mit gebräunter Hautfarbe und öligschwarzem Haar, trat jetzt mit Mirko, dem Häftlingsschreiber, heran, und wieder gellte dessen Pfeife.

Wendt hörte, wie Mirko ärgerlich und besorgt zugleich sagte: „Ehe sich das träge Fleisch gewisser Blockältester aus der Koje wälzt, sind uns die Frauen dort erfroren.“

Der Tscheche ist in Ordnung, dachte Wendt. Vom Lagerältesten hielt er nicht viel, obwohl er einen roten Winkel trug. Er teilte die Meinung vieler, daß ihm ein rosa Winkel besser zu Gesicht stehen würde, denn jeder im Lager glaubte, er sei der Lustknabe des Kommandanten.

Steinbiß, so hieß der Kommandant, hätte es sich auch leisten können, einen solchen aus dem Häftlingslager zu halten, gefahrlos sogar, denn an seine Macht, die fast an Allmacht grenzte, wagte sich hier in seinem Befehlsbereich auch nicht die leichteste Verdächtigung heran, ihn der „Röhmeri“ zu bezichtigen. Es war andererseits gang und gäbe in der Zeit der herannahenden Göt-

terdämmerung, unliebsame Zeitgenossen wegen Defätismus, und wenn dies nicht ausreichen sollte, sie der rosawinkligen Abart anzuklagen. Das bedeutete, sie zu befördern, nämlich vom Leben in den Tod. Die einzige Beförderung, die nicht mehr rückgängig zu machen war.

Steinbiß aber genoß trotz einiger Foules, die er sich leistete, das uneingeschränkte Himmlersche Vertrauen, weil er dessen Drecksarbeit machte, die sein rangoberster Chef wegen der absoluten Verschwiegenheit keinem anderen Lagerkommandanten zuwies als ihm.

Innerhalb des Lagers jagte er am Tage die abartigen Rosawinkligen im Steinbruch zu Tode, und des Nachts im Krematorium die zur Sonderbehandlung ihm übergebenen Schlappschwänze von Wehrmachtsoffizieren, die nicht zu siegen verstanden oder nicht siegen wollten und Zivilisten, die heimlich ausscheren wollten.

Wenn die „Lustknaberei“ stimmte, dann würde bei dem Lagerältesten das Angstgefühl vor dem Lustgefühl dominieren, weil er doch damit rechnen mußte, gelegentlich als corpus delicti einer im Dritten Reich verfolgten „Abartigkeit“ vorzeitig für immer zu verschwinden, so wie der Kommandant den polnischen Tischler wegen seiner einmaligen handwerklichen Kunst nach erfolgter Arbeit hatte verschwinden lassen. Jedenfalls schienen dem Lagerältesten die Frauen nichts zu bedeuten, denn er verlor kein Wort über Mirkos Äußerung.

Endlich kamen die säumigen Blockältesten angerannt. Ihr Atem quoll wie Dampf im Schein einer schirmlosen Lampe, der durch das geöffnete Fenster der Schreibstube drang wie ein dunstverhangener Stern der Nacht. Wendt stellte sich der Nummer seines Blocks entsprechend als Achter auf, dabei sah er, wie Mirko auf den Lagerältesten einsprach, der zwar mit verzogenem Gesichtsausdruck reagierte, doch einige Blockälteste wieder zurückschickte.

Wendt dachte: Es ist gut so, wir brauchen diese Schläger nicht, die sich nur an den Frauen aufzugeilen versuchen werden. Er sah Mirko an, der vertraulich seinen Blick erwiderte.

In dieser Nacht war Wendt doch bereit, seine Meinung über den Lagerältesten ein wenig zu mildern, als er den Blockältesten die Aufgaben zuwies und zu ihm sagte: „Fritz, du bringst die entlausten Frauen in den Block des Lagers III.“ Mirko schien also einen Einfluß auf ihn auszuüben.

Das Lager III war erst im Aufbau begriffen und Wendt wußte, daß in dem dortigen Block noch nicht ein Bett stand und man anscheinend auch

keine Betten aufzustellen beabsichtigte, so wie es auch in den zwei Quarantäneblocks 19/20 keine gab. Man hatte tags zuvor nur eine Schütte Stroh in den Räumen eingelagert. Er nickte jetzt dem Lagerältesten zu und stand gleich darauf vor dem Eingang des Bades, das sich im Keller des Wäschereigebäudes befand und aus dessen geöffneter Tür der Brodem wie aus einer Waschküche quoll.

Er wartete auf den Schub der Frauen, der sich in einer nicht endenwollenden Kette ins Bad verlief.

Von dem anwesenden Oberscharführer, dem das Bad und die Wäscherei unterstanden, angeschrien, mußten sie sich ausziehen und ihre Kleidung auf einen Haufen werfen. Baden durften sie nicht, trotz der dampfenden Brausen. Das wärmende Wasser, das ihren erstarrenden Körpern wieder Leben verliehen hätte, blieb ihnen vorenthalten. Es war nicht für sie bestimmt, weil es der Oberscharführer so wollte. Er hatte es eilig, zurück in seine vermiefte Stube zu kommen. Die Badekalfaktoren bestäubten die Frauen nur gegen Läusebefall mit einem unangenehm riechenden Pulver und nackt mußten sie an dem grinsenden Oberscharführer vorbei ins Freie laufen.

Wendt erschrak, als er die Frauen sah. Es waren heruntergehungerte Gestalten mit schuppiger Haut, die sich wie eine übergroße Hülle zeigte. Die Augen in den verkrampften Gesichtern waren ohne Glanz, wie erstorben. Herrgott, dachte Wendt, was haben sie aus diesen Frauen gemacht?

Er hätte sie, so wie sie aus dem Bad kamen, sofort in ihren Block bringen mögen, aber er mußte warten, bis die zehnte Fünferreihe voll war, denn das Zählen war eine nicht wegzudenkende Handlung im Lager, die jeden erfaßte, ob lebend oder tot. Ob erschlagen, erhängt oder zertreten, es wurde gezählt. Es zählte der, der wegen eines geringen Vergehens auf den Bock gespannt wurde, und wehe ihm, wenn er sich verzählte, dann erhielt er nicht die ihm zugeordneten fünfundzwanzig Schläge, sondern dreißig oder mehr. Es zählte der die Kniebeugen, zu denen er verurteilt war. Es zählte der die Tritte und die Stunden, die er vor der Klagemauer stehen mußte, bis zur Ohnmacht, aus der er vielleicht nicht mehr erwachte. Das Zählen blieb für den Häftling der Alldruck, für den SS-Mann das Vergnügen. Und alles mußte unter dem Strich stimmen.

Auch Wendt zählte. Als die zehnte Reihe sich gefüllt hatte, lief er im Laufschrift mit den Frauen ins Lager III. Er wurde dabei die Angst nicht los, diesen ausgemergelten Frauen zuviel an Kraft abzuverlangen. Doch er mußte

sie in Bewegung halten, sollte nicht das Blut in ihren Adern vor Kälte erstarren.

In dem für sie bestimmten Block fand er nur dürtige Kleidung vor. Auf der Strohschütte fehlten die Decken. Sie erfrieren hier, wenn ihnen nicht sofort geholfen wird, dachte er und ergrimmte bei dem Gedanken, daß der Kommandant für diese Frauen nicht hatte besser sorgen wollen, denn was vorher stürbe, brauchte nicht mehr zum Sterben geführt werden.

Als er zurücklief, eilig, um nicht dem nächsten Trupp die Qual des Wartens zu verlängern, stand sein Entschluß fest, an dessen Folgen er nicht denken wollte. Er führte die zweite Gruppe an seinen Block heran, winkte Grigori, der auf ihn gewartet hatte, und rief ihm eilig zu: „Komm mit!“ lief dann mit ihm in den Schlafsaal und riß den schlafenden Kalfaktoren und Kapos das dicke Polster der Decken von ihren Leibern herunter. Nur die ihnen zustehenden zwei Decken ließ er auf den Betten. Er achtete nicht auf das entrüstete Geschimpfe der so unsanft aus dem Schlaf Gerissenen. Diese Fettwänste, die sich draußen in den SS-Küchen und Kantinen vollstopften, hätten noch mit einer Decke genug, dachte er grimmig und warf die so erbeuteten Decken Grigori in die Arme, der unter ihrer Last fast zu Boden ging. Das wiederholte sich mit jedem Trupp, den er führte.

Draußen gab Wendt den Frauen soviel Decken, wie sie zu tragen imstande war.

Nur wenige Frauen vermochten ihm mit einem Blick oder Wort zu danken. Wendt hätte es auch nicht bemerkt. Er verlangte keinen Dank für das, was ihm selbstverständlich erschien. Dem letzten Trupp, es ging fast auf drei Uhr zu, gab er noch das im Block befindliche Brennmaterial in die Hände.

„Die Fettwänste im Schlafsaal werden ganz schön zetern, wenn sie in der Frühe den Tagesraum ungeheizt vorfinden“, meinte er zu Grigori. „Aber die Frauen erfrieren mir sonst. Und wenn heute ein Ofen mehr auf dem Moosberg brennt, dann soll der ihn löschen, der den traurigen Mut dazu hat. Ich jedenfalls habe ihn nicht.“

Grigori blickte Wendt bedenklich an. Er wußte, ein Blockältester verkörperte einen Teil der Macht der Lagerführung. So war die Funktion gedacht. Aber es kam auf die Machtausübung an. War er ein Politischer, ein Rotwinkel, dann war meist Ruhe und Ordnung im Block, eine Voraussetzung zum Überleben. War er ein Grünwinkel, ein BVer, dann herrschte meist Willkür, brutale

Gewalt und Ungerechtigkeit. Aber Machtpersonen blieben sie, die einen gewöhnlichen Häftling zu erschüttern vermochten.

Auf dem A-Flügel des Blocks Acht lagen keine gewöhnlichen Häftlinge. Sie standen alle als sogenannte Kommandierte den SS-Chargierten näher als ein Blockältester dem Blockführer, es sei denn, er erledigte dessen Geschäfte. Es lag nicht in Wendts Macht, einen von diesen abzulösen, aber es konnte in der Macht des einen oder anderen Kommandanturkapos liegen, ihn, Wendt ablösen zu lassen, was für ihn den Tod im Steinbruch bedeuten konnte. Diesen Fakt ließ Wendt emotionsbetont oft außer acht in Situationen, in denen ein kluges Denken weit richtiger gewesen wäre. Darum Grigoris bedenkliche Miene.

Wendt führte, wie befohlen, auch den letzten Trupp der Frauen ins Lager III. Unterwegs kam ihm Mirko, der rührige Tscheche, entgegen. „Du mußt dir unter den Zugängen eine Frau suchen, die du als Blockälteste vorschlagen kannst“, meinte er. „Aber denke daran, sie muß eine Deutsche sein, und regele das sofort, ehe Brendel sie aussucht.“

Er sprach, wenn auch mit Akzent, ein einwandfreies Deutsch. Er hatte als Karls-Student in Prag Germanistik studiert. Im Lager wollte er lange Zeit kein deutsches Wort mehr sprechen, so sehr war es ihm verhaßt gewesen. Aber bald lernte er die Sprache nützen, als er erkannte, daß auf dem Moosberg eine Häftlingsaktion nicht isoliert von anderen zu existieren vermochte. Hier war man als denkender Mensch auf alle angewiesen, auch auf die deutschen Häftlinge, und im Verkehr mit dem politischen Nemeč lernte er Deutsche von Deutschen zu unterscheiden. Er war sehr angetan, als Wendt erwiderte: „Was die Blockälteste anbetrifft, so mach dir keine Sorgen. Ich werde schon die Richtige finden.“

Er dachte an die Frau, die ihm schon aufgefallen war, als er die zweite Gruppe vor dem Bad übernommen hatte. Sie überragte ihre Gefährtinnen an Größe. Ihr Gesicht war vor Kälte verquollen, doch nicht verzagt. Sie war ausgezehrt und knochig wie die anderen, und doch, so dünkte es ihn, war sie anders.

Als er mit einem anderen Trupp angekommen war, da hatte sie den Frauen schon die Schlafstätten angewiesen und die Decken so verteilt, daß niemand benachteiligt war. „Ja, ich weiß sogar schon eine“, ergänzte er seine Antwort im Gedanken an diese Frau.

„Dann geht's in Ordnung“, erwiderte Mirko zufrieden, weil er wußte, daß auch Frauen seines Landes mit diesem Transport gekommen waren. Er verabschiedete sich von Wendt und begriff dessen Eile, die Zugänge in ihren Block zu führen. Mirko war ebenfalls abgespannt und freute sich auf sein Bett in der Schreibstube, das in einem Verschlag neben der Kartei stand, um immer griffbereit seine Finger in ihr zu haben. Sein Lagerältester schlief in einer anderen Ecke und das Schnarchen drang zu ihm herüber. Mirko glitt unter die Decke, die er an den Beinen überschlug, um so seine Körperwärme zu erhalten. Er dachte erleichtert: Auf diesen Nemeč ist Verlaß.

Wendt hatte den Block wieder erreicht. Er ließ die Frauen, die nur den einen Gedanken hatten, sich neben den schon liegenden Kameradinnen aufs Stroh zu legen, den Vorrat an Holz und Torf vor die kalten Öfen werfen. Das Verlangen nach Wärme verdrängte auch ihren so qualvollen Hunger.

Wendt stand im Flur, der die beiden Tagesräume trennte. Da trat die Frau an ihn heran, mit der er sich gerade im Gedanken beschäftigt hatte. Sie bat um Streichhölzer. Wendt sah auf und reichte ihr sein Feuerzeug.

„Danke“, sagte sie und ging zum Ofen. Da Papier fehlte, nahm sie eine Handvoll Stroh und stopfte es in das Feuerloch. Mit klammen Fingern griff sie das Holz und legte einige Scheite nach. Dann klickte das Feuerzeug. Wendt schaute ihr vom Korridor aus zu. Er sah für einen Augenblick, wie die aufleuchtende Flamme ihr Gesicht erhellte. Sie tut so, als wäre es selbstverständlich, für andere zu sorgen, dachte er. Für die Frauen wird sie hier sicher ein Segen sein. Hoffentlich ist sie eine Deutsche. Sie sprach deutsch, ohne Akzent.

Leise hatte sie die Ofentür geschlossen und ging an ihm vorbei zum anderen Flügel, um auch dort den Ofen anzuheizen. Dann kam sie wieder und wollte ihm das Feuerzeug zurückgeben.

„Behalt es“, meinte er, vom schlechten Gewissen geplagt, ihr nicht beim Heizen geholfen zu haben. „Womit willst du sonst morgen das Feuer anzünden?“ Und nach einer Weile: „Was bist du für eine Landsmännin?“

Sie steckte das Feuerzeug in ihre Rocktasche. „Hast du es nicht an meiner Sprache erkannt?“ Sie lächelte mit feinem Spott, doch dann wurde sie ernst. „Ich gehöre der Nation an, die sich ein ganzes Leben schämen müßte, wenn sie diese Fähigkeit noch besäße.“

„Du bist also eine Deutsche?“

Sie nickte: „Siehst du, wie leicht man uns erkennen kann.“ Es lag viel Bitternis in ihrer Stimme. Dann schwieg sie und verschloß sich, als habe sie

schon zuviel gesagt. Aus den Tages- und Schlafsälen drang das Gewirr vieler Stimmen an ihre Ohren. Draußen geisterte ein Scheinwerfer durch das Lager. Wendt war froh, eine Landsmännin getroffen zu haben.

„Du brauchst dich nicht zu diesen Deutschen zu rechnen, und schämen mußt du dich auch nicht, wichtig ist, daß du vor dir selber bestehen kannst“, antwortete er in das augenblickliche Schweigen hinein.

Er sprach die Worte so daher, als hätte es in seinem Innern nie Anfechtungen gegeben. Er wußte, wie das Gekräuch der Zweifel und Schlimmeres mehr noch auch an ihm ständig zu nagen versuchte und man stark, ja, sehr stark sein mußte, sich dessen zu erwehren. Hatte er jederzeit vor sich bestehen können? Er erinnerte sich, und die Scham brannte jetzt noch in ihm, als er aus der Masse der Zugänge von den Genossen im Lager noch nicht sofort als ihresgleichen erkannt worden war, und als er eine Nummer unter tausenden von Nummern am Tisch eines überfüllten Blocks saß und noch nicht einmal wußte, wer sein Tischkamerad war. Der zu seiner Rechten, der auch gleichzeitig sein Bettnachbar war, lag im Schlafsaal an einer Lungenentzündung krank darnieder. Sein Tischältester bat ihn eines Sonntags, dem Kranken das Mittagessen zu bringen. Es war eine Schlempe. Ausgehungert wie er war, ging er mit dem Gedanken zu dem Kranken, daß er die Suppe nicht würde essen können und daß er sie dann herunterschlingen dürfte.

„Dein Mittagessen“, meinte er zu dem Kranken. Er setzte sich auf den Rand des Bettes und hielt ihm die Schüssel hin, aus der ein Geruch verdorbenen Fettes aufstieg.

Doch der Kranke hob nur für einen Moment die schweren Lider seiner fieberkranken Augen und seine spröden Lippen formten verworrene Worte, aus denen er herauszuhören glaubte, was seinem Verlangen nach Sättigung entgegen kam: „Iß du es!“

Er hatte noch etwas gezögert, doch als es ihm so vorkam, der Kranke läge schon in der Agonie, da löffelte er heißhungrig die nun schon lauwarne Suppe herunter, als fürchtete er, sie könne ihm wieder abverlangt werden. Doch das Kratzen mit dem Löffel nach den Resten des Essens in der Aluminiumschüssel mußte ins Gehör des Kranken gedungen sein. Er öffnete weit die Augen und sein Mund flüsterte: „Hunger! Kamerad! Hunger!“

Da erschrak er und verbarg die leere Schüssel hinter seinem Rücken, floh förmlich in den Tagesraum zu seinem Tischältesten, von dem er wußte, daß er die Brotration des Tages für den Kranken aufgehoben hatte, und erbat sie sich

mit den Worten: „Er hat noch Hunger“, und machte mit dem Kopf eine Bewegung zum Schlafsaal hin.

„Da scheint er ja über den Berg zu sein“, erwiderte sein Tischältester froh und überreichte ihm das Brot. Er brachte es sofort dem Kranken, der es in kleinen Bissen verzehrte.

Ich werde es wieder gutmachen, gelobte sich Wendt. Aber er konnte es nicht mehr. Wenige Tage später war sein Bett Nachbar tot. Doch die Scham trug Wendt weiter in sich.

Um den Faden des Gesprächs nicht abreißen zu lassen, sagte Wendt zu der Frau: „Wir brauchen hier eine Blockälteste, wenn alles richtig laufen soll. Ich habe an dich gedacht. Du wirst wohl die Rechte dafür sein. Ich werde dich deswegen dem Lagerältesten vorschlagen. Such dir indes unter den Frauen eine Stubenälteste und für dich einen Stubendienst. Allein kannst du es nicht schaffen.“

Wendt sprach hastig, als wollte er etwas in sich übertönen, stockte, und obwohl es bei ihr nicht nötig schien, sagte er dann doch: „Und sei nicht zu streng zu ihnen, verstehst du?“

Die Augen der Frau, die in den dreißiger Jahren sein mochte, hatten lange auf ihm geruht, der in sich hineingelauscht haben mußte, jetzt aber leuchteten sie für einen Augenblick auf. Doch dann fiel ihr Blick auf den grünen Winkel auf seiner Jacke. Kaum merklich flog ein Schatten über ihr Gesicht. Wendt darin sehr empfindlich, bemerkte ihn sofort und Bitternis wollte in ihm wie schon so oft aufkommen. Aber sie ergriff - unerwartet für ihn - seine Hand und drückte sie fest.

Zum ersten Mal nach fast dreizehn Jahren ruhte wieder eine Frauenhand in der seinen. Sie war knochig und kalt, und dennoch löste sie in ihm eine Empfindung aus, die ganz anders war als jene in vielen Nächten, in denen er an seine einstige Frau hatte denken müssen. Diese hier hätte ausgehalten und gewartet, dachte er.

Nur wenige Male hatte seine Frau ihn besuchen dürfen. Das war in den Tagen gewesen, an denen noch die Weimarer Republik den Wechselbalg Adolf Hitler nährte. Als die braune Flut dieses Weimar des Versagens dann im Blut aufrechter Menschen ertränkte und das Weimar der KZ's schuf, schrieb seine Frau, sie halte das Warten nicht mehr aus. Es war der Schrei einer Einsamen gewesen. Es drang aus ihren Zeilen auf ihn ein. Vielleicht hatte sie auch wie viele Frauen unter dem Druck dieses blutigen Systems gestanden? Er selber

überlegte, ob er ihr nicht die Scheidung nahelegen sollte, um ihr Los zu erleichtern. Später, sollte er überleben, würden sie ja wieder zusammenleben. Da erhielt er den Brief eines ihm unbekanntem Rechtsanwalts und dazu ihre Scheidungsklage. Nicht das hatte ihn umgeworfen. Ihre Begründung war es: Ihr zukünftiges Leben verträge sich nicht mehr mit dem eines aus dem Volke zurecht Ausgestoßenen. Da wußte er, das war keine Scheintrennung, das war auch keine Kapitulation vor den Schwierigkeiten, denen sie ausgesetzt sein konnte, das war Abkehr von dem, was sein Lebensinhalt war. Sie hatte den Vater ihres Kindes in die Kategorie des zum Schimpfwort gewordenen „Untermenschen“ eingeordnet. Das war bitter, das tat weh.

Er warf verstohlen einen Blick auf die Frau. Ja, diese hier hätte ausgehalten, wiederholte er im Gedanken. Ihm war so, als müsse er sich ihr erklären, ihr sagen, daß er nicht der sei, den sein Winkel aussagt und der ihm wie ein Kainsmal auf dem Leib brannte. Er zeigte auf den Winkel. „Wegen Sprengstoff“, meinte er, „RFB“, fügte er hinzu und war glücklich, daß sie nun wußte, daß er kein Berufsverbrecher war. Eine zweite Erniedrigung, vielleicht jetzt durch sie, hätte er nicht mehr ertragen wollen.

Sein grüner Winkel hatte ihn mehr als einmal zur Verzweiflung getrieben. Die Politischen im Lager, die ihn nicht kannten, schnitten ihn. Es dauerte lange, selbst hier in seinem Block, bis er zu einigen Genossen echten Kontakt gefunden hatte. Ja, man war irgendwie garnicht bestrebt, ihn als einen politischen Häftling herauszustreichen. Die Grünen auf dem A-Flügel versuchten, sich ihm anzubiedern, ihn zum Komplizen zu machen, und sie wunderten sich, daß er nicht ebenso wie sie für die SS allerlei Geschäfte betrieb, die ihnen zwar keinen Reichtum einbrachten, jedoch den Magen stopften, ein Vorteil in dieser Misere hier, den nur wenige sich leisten konnten.

Nur Grigori, zu dem er Vertrauen hatte, und dem er einmal ein Weniges seiner Sorgen anvertraute, meinte: „Laß, Fritz! Für mich bist du der Genosse, und dein grüner Winkel kommt uns allen hier im Block zugute.“

Er hätte mit dieser Antwort zufrieden sein können, obwohl sie Grigoris wahre Meinung nicht verriet, daß er mit diesem Winkel die Aktivitäten in seinem Block zu decken habe, die einmal mithelfen sollten, das Lager von innen her zu befreien. Doch jeder andere Blick, der ihn traf, schien mißtrauisch auf das grüne Dreieck gerichtet zu sein, das er auf der linken Seite seiner Jacke tragen mußte. Und das trieb ihm jedesmal das Blut ins Gesicht, so wie jetzt.

Sie standen sich im kalten Flur schon eine ganze Weile gegenüber. Der unmenschliche Weg zum Berg hinauf, dazu die rastlose Sorge um ihre Leidensgefährten hatte auf das Gesicht der Frau einen Hauch der Röte gezeichnet. Jetzt aber zog sie unter der übergehängten Decke fröstelnd die Schultern zusammen. Wendt hätte nun gehen müssen, damit auch sie sich hätte hinlegen können. Auch sie brauchte Wärme und Ruhe, doch ihn hielt etwas an ihrer Seite, das zu erklären ihm wohl nicht möglich gewesen wäre. Nur das wieder eingetretene Schweigen, das ihn belastete, mußte er unterbrechen. Da ihm der Augenblick nichts anderes eingab, sagte er: „Gib auf den Ofen acht, er darf nicht qualmen, sonst merken es die da vorn. Du mußt wissen, bis jetzt hat eigentlich nur ein Schornstein richtig rauchen dürfen.“

„Ich weiß“, unterbrach sie ihn. „Ich habe die Flamme des Krematoriums gesehen.“

Um ihretwegen mußte er jetzt gehen, denn sie blickte ihn jetzt unter bleiern schweren Lidern an. Auch durfte er nicht als letzter über den Appellplatz zu seinem Block zurück. Die Posten auf den Türmen fackeln nicht lange. Er verabschiedete sich rasch und ein wenig hastig, weil er sich jetzt schämte, wohl an die anderen Frauen gedacht zu haben, nicht aber an sie, die genau so hilfsbedürftig war und unbedingt des Schlafes bedurfte. Die Nacht war kurz, und der kommende Tag brauchte wache Augen.

Noch einmal spürte er ihren Händedruck. Als er den Block verließ, wußte er, daß er sich um sie und die Frauen dort kümmern würde. Und ganz plötzlich empfand er den Wunsch zu überleben.



Die der Blockälteste von der „Acht“ so ganz im Netz seiner Gedanken und Gefühle versponnen hielt, lag mit geschlossenen Augen auf der Strohschütte ihres Blocks, spürte die aufkommende Wärme, die der Ofen ausstrahlen begann, der langsam versuchte, die Kälte zu verdrängen. Sie befand sich im Zustand einer Art des Glücks, denn sie und ihre Kameradinnen wurden nach langem, kaum erträglichem Transportweg von der Wiener Neustadt zum Moosberg hinauf, von der Solidarität ihrer Kameraden empfangen. Sie selber, jahrelang im Tatbereich der Solidarität, beglückte diese Hilfe.

Obwohl ihre Augen bleischwer und die Kälte noch nicht ganz ihrem Körper entflohen, wollte der Schlaf nicht kommen, weil der ihr innewohnende Gedankenfluß sich nicht bändigen ließ.

Die Solidarität war ihr schon vor ihrer Verhaftung zur Lebensaufgabe geworden. Nicht schlechthin Solidarität caritativer Art, sondern für die gequälten und verfolgten Arbeiter ihres Landes. Das Beglückende lag darin, daß die gegenseitige Hilfe der Genossen und Kameraden gerade in der Gefangenschaft, die mit schweren Repressalien bedroht blieb, Ausdruck einer hohen Moral, des inneren Wertes aufrichtiger Menschen war.

Wie so oft, wenn der Tag oder die Nacht ihr die Zeit ließen, dachte sie ihr Leben zurück, wie es sich aus einstiger Farblosigkeit herauschälte und es einen verantwortungsbewußten und kämpferischen Inhalt bekam.

Ihr Vater war Vorsitzender des sozialdemokratischen Ortsvereins, der eine lärmende Gemütlichkeit und Jovialität ausströmte, zu Hause die Politik verbannte und draußen gefühlvolle Reden hielt. Morgens ging er, abends kam er aus dem Parteibüro oder aus einer Versammlung, und wie er morgens aus den Pantoffeln stieg, so kletterte er abends wieder in sie hinein, mit Ausnahme des Mittwochs, wenn er seinem Bierabend im Volkshaus mit fast rituellem Gebaren nachging. Dann vergaß er, leicht angesäuselt, selbst die Schuhe auszuziehen und stieg mit ihnen ins Bett, die ihm dann seine Frau von den Füßen streifen mußte. Aber vorher wurde beim Tabaksqualm feste diskutiert, mit vorgefaßter Meinung die Nazis leicht braun, die Kommunisten grellrot gefärbt. Die Nazis, die er zwar als Radaubröder markierte, waren ihm trotz ihres bedrohlichen Anwachsens keine Gefahr für die Republik. Auf ihrem Marsch ins Dritte Reich - das sie niemals erreichen würden - täten sie sich nur die Sohlen abwetzen. Die Kommunisten betrachtete er als Störenfriede und Umstürzler. Er konnte seine tiefe Abneigung ihnen gegenüber nicht verleugnen.

Die Mutter war ein Pummelchen, ein Küchenwunder, die graue Maus im Hause, ganz ihm und seinem Gaumen ergeben. Zu ihrem Fünzigsten schenkte er ihr aus einer Laune heraus Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus“. Sie bedankte sich und legte das Buch zur Seite. Sie hatte es nie gelesen noch lesen wollen. Er war damit zufrieden, erwartete wie jeden Abend, wenn es kalt wurde, die vorgewärmten Pantoffeln und die Wärmflasche im Bett, und nicht ein einziges Mal dachte er daran, daß auch sie das Gleiche von ihm beanspruchen könnte. Er hielt zwar große Stücke auf Bebel, zog jedoch aus dessen Buch nicht die geringste Konsequenz. Wahrscheinlich hatte auch er es nicht gelesen oder nicht lesen wollen, weil es ihm unbequem war. Wichtig für ihn war sein Haus, seine Burg und in ihr der Burgfrieden. So war er ein Teil des großen Burgfriedens seiner Partei, in der so gar nicht festen Burg der Repu-

blik. Und sie, Olga, die Tochter, teilte dieses so rosarot gefärbte Familienleben, bis sie „Die Frau und der Sozialismus“ zumindest aufhorchen ließ.

Sie fand das Buch rein zufällig im Schubfach der kirschfarbigen Kommode ihrer Mutter unter der Tafelwäsche. Sie hatte etwas für ihren Tisch gesucht. Zuerst blätterte Olga nur neugierig in einigen Seiten herum, las hier und dort ein Kapitel, bis sie das Interessante der Menschheitsgeschichte herausfand, wie sie sich aus dem Dunkel der Urzeit ins Licht der Gegenwart heraushob. Als sie es ganz gelesen, erkannte sie wohl, daß Bebel eine Bresche für die Frau in das scheinbar festgefügte Mauerwerk der bürgerlichen Gesellschaftsordnung zu schlagen versuchte, um der Frau in der Ausbeutergesellschaft ihren Stellenwert aufzuzeigen.

Und ich zog nicht die Schlußfolgerung daraus, dachte Olga, daß ohne Zutun der Frau diese Bresche nicht erweitert würde und nicht zu ihrer gesellschaftlichen Gleichstellung führen kann. Ich hätte härtere Denkanstöße gebraucht, die mir der Vater nicht hatte geben können, noch geben wollen. In seine behagliche Plüschsofarei war ich eingeordnet wie die Mutter als ein Pummelchen mit einem Mann, ähnlich wie Vater und natürlich mit dem Mitgliedsbuch der SPD in der Tasche. Was wußte ich schon von Rosa Luxemburg und Clara Zetkin.

Und mein Bruder Erich? Er ist zwei Jahre jünger als ich und ging zum Verdruß des Vaters seine eigenen, wenn auch undurchsichtigen Wege. Irgendwie ahnte Vater, daß es kurz oder lang einmal wie eine Bombe in seine Familienburg einschlagen würde, und es schlug ein. Eines Tages erschien Erich in der braunen Uniform der SA und sagte fast liebevoll mahnend zu ihm: „Es wird Zeit, Vater, daß du dich nach einer anderen Beschäftigung umsiehst.“ Dann war er gegangen und nicht wiedergekommen. In dem Gebäude des bankrotten Spediteurs Kiese Wetter hatten er und seine Kumpane sich eingenistet, und von dort aus verübten sie ihre Überfälle auf die Arbeiter.

Das war der erste Riß im Gefüge der Familienburg Rahuts. Ein Stoß gegen die Wunschliste des Vaters, aber noch kein Anstoß zum Denken. Für ihn blieb es wichtig, daß trotz der Krise, Not und Hunger, in die seine Republik hineingeraten war, sein Leben weiter so dahinplätschern würde.

Zu einem gemütlichen Beisammensein der Partei nahm er Mutter und mich mit. Dort lernte ich Herbert Schukart kennen. Er war Schlosser auf der August-Thyssen-Hütte in Hamborn-Bruckhausen und wohnte dort bei seinen Eltern, eingeklemmt zwischen hohen Fabrikmauern in einer kleinen Werks-

wohnung, während ich in Hamborn-Obermarxloh wohnte. Er trug die Uniform des Reichsbanners. Wir gefielen uns, und so trafen wir uns dann öfters im Stadtpark, dessen Bänke, Blumen und Blätter vom Kohlenstaub übersät waren. Wir trafen uns aber nur dann, wenn er Tagschicht hatte und wenn ich des Nachmittags dem heißen Dunst einer Schnellbügelei entfliehen konnte, die im Zentrum der Stadt lag. Der Vater lobte unsere Verbindung. Ich würde seinem Wunsch nach in eine sozialdemokratische Familie einheiraten und sein Schwiegersohn war, wenn noch nicht in der Partei, so doch Mitglied des Reichsbanners, das war auf halbem Wege zur SPD.

Komisch, Olga fiel es jetzt erst ein. Herbert hatte sich mit mir nie über das Gegenwärtige unterhalten, das politisch so buntscheckig und so brisant geladen war. Als ich beiläufig erwähnte, daß ich Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus“ gelesen - ich wollte damit ausdrücken, daß seine zukünftige Frau nicht ganz unbelesen sein würde - sah er mich lächelnd an und sagte: „Du gefällst mir auch so“, und druckste dann herum, daß er am Abend den Saalschutz einer SPD-Versammlung zu übernehmen habe.

Als ich ängstlich fragte; „Ist das nicht gefährlich, sich immer den Stöcken der SA auszusetzen?“ lächelte er wieder, diesmal wie es mir schien ein wenig geringschätzend: „SA? Gegen die Kommunisten schützen wir unsere Versammlungen, weil sie uns hartnäckig zu agitieren versuchen.“

Trotz des familiären Behütetseins, sahen ihre Augen doch mehr und ihre Ohren hörten mehr, wenn die braunen SA-Kolonnen mit ihren Schlagstöcken bewaffnet und laut gröhlend an ihrer Bügelei vorbeizogen und ihr Bruder lachend aus dem Trupp zu ihr herüberwinkte. Im Grunde genommen aber lag ihr in der Zeit ihres Verliebtseins keine andere Unterhaltung als jene, wann sie wohl zu heiraten gedächten, wie es mit der eigenen Wohnung stehen würde und wie weit wohl ihre Ersparnisse reichen könnten, um ihr Nest behaglich einzurichten.

Wie dumm war ich damals. Auf Olgas Gesicht lag ein mitleidiges Lächeln, während rings um sie das Stroh raschelte, heiseres Husten und ängstliches Stöhnen sie umgab. Sie werden sich alle erkältet haben, wenn nicht noch mehr, dachte sie für einen Augenblick sorgenvoll, dann glitt sie wieder in ihre Gedankenwelt zurück.

Dann kam der Tag mit seinem Schrecken. Olga wußte ihren Verlobten bei einer Versammlung, die ihr Vater leiten würde und auf der Ollenhauer vom Zentralvorstand der SPD sprechen sollte. Sie wollte mitgehen, mehr um

bei ihrem Herbert zu sein als zuzuhören, was Ollenhauer zu sagen habe. Auch beschlich sie eine Ahnung, daß Herbert etwas passieren könnte, denn die Wahlversammlungen - und eine solche war es - waren oft explosiv geladen. Der Vater verbot es ihr, sie zu besuchen. Sie sollte nicht seine Zweigesichtigkeit erkennen. Barsch sagte er: „Du kommst noch früh genug an die Politik heran, wenn du verheiratet bist und mit deinem Geld wirtschaften wirst.“ Das war eine Ausrede.

Gewöhnlich waren die Versammlungen gegen zweiundzwanzig Uhr beendet. Der Vater kam erst tief in der Nacht heim. Ein Umtrunk mit Ollenhauer war dem nicht vorausgegangen, denn er war völlig nüchtern, aber verstört. Sie hatte nicht schlafen können und empfing ihn an der Tür. Erschreckt über sein Aussehen, fragte sie: „Was ist geschehen? Du bist ganz anders heute.“

Der Vater sah sie merkwürdig an. Sie sah, wie seine Hände fahrig an der Jacke herabstrichen und daß es um seinen Mund zuckte. Da schrie sie: „Sag doch schon, ist was mit Herbert?“

Auch die Mutter war hinzugekommen, eingehüllt in einen dunklen Schlafmantel und erschreckt über das Aussehen ihres Mannes, hielt sie wie erstarrt ihre Hand vor den Mund. Da raffte sich der Vater auf. „Faß dich, Tochter“, sagte er mit leiser Stimme: „Dein Herbert ist heute auf dem Heimweg mit drei seiner Kameraden von der SA überfallen und erschossen worden.“

Sie wollte erst schreien, doch dann fühlte sie, wie ihre Stimme versagte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, fühlte noch, wie sie in eine Leere hineinfiel, dann umgab sie eine tiefe Ohnmacht. Als sie erwachte, vernahm sie wie aus weiter Ferne die Stimme der Mutter. Da kam ihr der Augenblick wieder in Erinnerung. „Herbert ist tot, ermordet“, sagte sie. Dann zuckte es grell in ihrem Hirn. „Ermordet von den harmlosen Marschierern der SA!“ Der Vater sah zur Seite, dann bohrte es weiter in ihr. Da stimmt doch nichts im Verhalten ihres Vaters, aber auch ihres Herberts, der da glaubte, sich gegen die Kommunisten verteidigen zu müssen. Noch gab sie sich dem Schmerz über den Verlust ihres Verlobten hin, aber in ihr begann es zu revoltieren. Mit Herbert kann ich nicht mehr darüber sprechen, aber mit Vater werde ich es tun. Sie wollte Klarheit haben, wie diese Bluttat hatte geschehen können und wer ihr Vorschub geleistet hatte.

Am anderen Tag ging sie nicht zur Arbeit. Sie wollte den Toten sehen, Abschied von ihm nehmen, ganz allein, doch der Vater teilte ihr verlegen mit,

daß die Leichen der Ermordeten vom Polizeipräsidenten beschlagnahmt worden seien. Sie könne Herbert nicht sehen.

„Und die Mörder? Hat der Herr Polizeipräsident auch sie sichergestellt?“ fragte sie.

Der Vater zuckte mit den Schultern, dann kam es grollend aus ihm heraus: „An allem sind nur die Kommunisten schuld. Sie machen die Zeiten so unruhig und reizen die Nazis mit ihrer „braunen Pest“.“

Sie blickte erschreckt auf. „Du, Vater, du schützt die Mörder meines Herberts und verdammt dafür die Kommunisten!“

Der Vater murmelte etwas: „Jetzt wird man schon in der eigenen Wohnung agitiert, erst der Sohn und jetzt die Tochter.“ Er ließ sie stehen, für ihn war es Zeit, ins Parteibüro zu gehen.

Am Abend, nach stundenlangem Grübeln, hatte sie sich wieder in ihr Zimmer zurückgezogen. Da klingelte es. Die Mutter öffnete die Tür und führte den Mann in die Wohnstube. Sie war behaglich eingerichtet, und dem Ofen entströmte eine angenehme Wärme, denn der Herbst war kalt und feucht. Vater Rahut saß im Sessel und las das sozialdemokratische „Volksblatt“. Hinter ihm schaute Bebel im vergoldeten Rahmen ernst auf seinen Parteigenossen herab.

„Ein Herr Spindler möchte dich sprechen“, sagte die Mutter.

Der Vater sah auf und verzog sein Gesicht. Spindler war der Ortsvorsitzende der KPD, und er hatte Rahut schon in dessen Parteibüro aufgesucht. Rahut hatte sich verleugnen lassen. „Er ist nicht da“, wimmelte ihn die Sekretärin ab. Jetzt dachte Rahut: Nun dringt er auch noch in meine Wohnung ein. Er will Profit aus dem Überfall schlagen. Er bot Spindler keinen Stuhl an und ließ ihn stehen. Die Mutter ging verlegen aus dem Zimmer.

Mit sich beschäftigt, achtete Olga zuerst nicht auf das Gespräch im Wohnzimmer, das nun heftiger wurde. Sie lauschte und hörte jetzt die Stimme ihres Vaters: „Ja, ja! Ich weiß schon, Einheitsfront, nichts als Einheitsfront gegen die braune Pest, wie ihr sie nennt.“ Sie klang verächtlich und abwehrend zugleich.

„Ja, Einheitsfront, ehe es zu spät ist, Genosse Rahut“, erwiderte Spindler eindringlich. „Gestern waren es die Reichsbannerkameraden, die von der SA ermordet wurden, morgen kannst du oder ich es schon sein, und übermorgen tausende Arbeiter, wenn der braune Mob zur Macht greift. Willst du das ver-

antworten? Ist es nicht besser, wir drängen gemeinsam die braune Flut zurück, ehe sie uns verschlingt?“

Olga schritt näher zur Tür. Sie hörte Wort und Gegenwort, wie sich die Stimmen vor Erregung steigerten, doch sie sah nicht, wie jetzt ihr Vater aufstand, mit hektischer Röte im Gesicht. Er ging auf Spindler zu, der ein wenig vorgebeugt, nunmehr auf Antwort wartete. Rahut tippte ihm mit dem Zeigefinger verächtlich auf die Brust: „Erstens“, sagte er, „bin ich nicht dein Genosse. Zweitens ist es nichts als Schwarzmalerei von euch Kommunisten, und“, er schrie jetzt auf einmal, als ihn Spindler durchdringend ansah, „damit du es weißt, lieber zweimal mit Hitler als nur einmal mit Thälmann“, und jetzt raus, wollte er rufen, doch da riß Olga verstört die Türe auf. „Vater!“ rief sie: „Niemals mit den Mördern meines Herbert! Damit du es weißt!“

Sie war aus dem Raum gestürzt, irrte lange planlos durch die Straßen und dachte nur: Mit Herberts Mördern will er gehen, der Vater. Sie spürte auf einmal, daß auch sie ein Arbeiterkind war, zu denen gehörte, die vom Vater verraten wurden. Sie hatte sich nie mit den Argumenten der Kommunisten befaßt, wußte nichts von ihren Fehlern und Standpunkten. Das sozialdemokratische „Volksblatt“ las sie zwar, selten die erste Seite, mehr das Lokale, die kolorierte Kleinbürgerei, die kommunistische Zeitung kannte sie nicht. Aber was sie zwischen Tür und Angel aus Spindlers Mund erfuhr, schien ihr wichtig genug, um sich darüber Gedanken zu machen.

Dann erlebte sie Tage später, wie es durch das Wirken der Kommunisten zu dieser von ihnen geforderten Einheit kam, über den Kopf des Vaters hinweg. - Olga öffnete für Augenblicke ihre Lider, so erregend kam das Erlebnis auf sie zu. Von draußen schnitt der Mond eine schmale Spur durchs Fenster, über die Unruhe der Schlafenden hinweg. - Ich wußte nicht, was dem vorausgegangen war. Man wollte Herbert und seine Kameraden stillschweigend verscharren. Meier, der Polizeipräsident, Vaters Parteigenosse, wollte es. Doch der Wille seiner Mitglieder wollte es anders. Sozialdemokraten und Kommunisten trugen meinen Herbert zu Grabe. Ich war noch vom tiefen Schmerz befangen, doch ich konnte nicht übersehen, wie über die Gräber der Toten der Kommunist Spindler den sozialdemokratischen Genossen die Hand zum Bündnis reichte, und wie sie ergriffen wurde, nicht vom Vater, aber von seinen Genossen Arbeitern.

In diesen Tagen und Wochen waren die Straßen frei von den SA-Kolonnen, frei von ihrem provozierenden Gegröhle und ihren Fahnen, feige hatten

sie sich, seitdem das Arbeiterwort über Parteienstreitigkeiten hinweg, galt, in ihren Kasernen verkrochen. Ich ging zu Spindler, sagte ihm, daß ich herauskommen wolle aus meiner bisherigen Indifferenz. Ich sei es meinem Herbert und allen anderen schuldig.

Ihr lebender Herbert hätte es wohl nicht verstehen wollen, aber ihr toter Herbert forderte nun mehr von ihr, als nur ein richtiges Erkennen. Spindler wollte ihre augenblickliche Aufwallung nicht nutzen, wie es ihr Vater ausgedrückt hatte, um Kapital herauszuschlagen. Er warb sie nicht für die Partei. Nein, mit Gefühlen allein werden wir nie die Herrschaft der Arbeiter herbeiführen. Sie muß wissen, eindringen in die Erkenntnisse ihrer Klasse, dachte er. Eine Enttäuschung würde sie in ihre Indifferenz zurückfallen lassen. Er unterdrückte die Verlockung, durch sie ihrem Vater einen Denkkzettel zu verpassen, gab ihr vielmehr Aufklärungsschriften und wies sie behutsam auf die Rote Hilfe hin, in der sie wirken könne. Er sagte ihr, der Polizeipräsident habe nach der Demonstration viele Arbeiter verhaften lassen, die wahrscheinlich einen Prozeß wegen „Aufwiegelei“ zu erwarten hätten. Ihnen muß die Rote Hilfe zur Seite stehen, muß ihnen die Anwälte vermitteln, aber alles kostet Geld, es werde durch Beiträge und Sammlungen, wenn auch mühsam zusammengeholt. Hier könnte sie Mitglied werden, und im übrigen solle sie nur aufs Parteibüro kommen, wenn sie Probleme habe, die ihr zu schaffen machen. Er, Spindler, sei bereit, ihr zu helfen.

So wurde ich Mitglied der Roten Hilfe. Ich glaube, ich war kein schlechtes Mitglied. Ich, die stille, behütete Tochter, stellte meinem Vater Fragen über Fragen. Er blieb mir stets die Antwort schuldig, die bekam ich von Spindler. Ich wurde aufsässig und klagte Vater an, von Arbeitergeldern zu leben, aber für die Arbeiter wenig zu tun. Die Mutter, sie tat mir leid, schüttelte bei diesem Disput nur den Kopf, flüchtete in die Küche und murmelte vor sich hin: „Zeiten sind das, Zeiten!“

Als sich wieder einmal der Vater von der Mutter die Schuhe ausziehen und die Pantoffeln überstülpen ließ und dabei nach seinem Parteiblatt griff, während sich die Mutter schwer aus ihrem Kreuz erhob, lief mir die Galle über. „Weißt du, was du bist?“ schrie ich ihn an. „Ein spießbürgerlicher Schmarotzer und ein Hauspascha bist du!“

„Und du scheinst eine kommunistische Megäre geworden zu sein!“ schrie er zurück.

Der zweite Riß im Familiengefüge der Rahuts war nicht mehr zu verbergen. Der Vater verbiesterte sich immer mehr. Er trug selbst jetzt die Politik ins Haus. Seine Abneigung gegen die Kommunisten stieg, die nun auch in seine Familienburg eingedrungen waren und ihm jetzt auch die Tochter verdarben. Mit der Tochter sprach er kein Wort mehr. Sie zog aus, wohnte bei einer arbeitslosen Familie in einer der Nebenstraßen und war glücklich, als es ihr gelang, zwei ihrer Bügelkolleginnen für die Rote Hilfe zu gewinnen.

Indessen lenkte Spindler mit Verantwortung eines erfahrenen Funktionärs ihre Schritte und bewog sie, sich in die Kreisleitung der Roten Hilfe wählen zu lassen.

Dann kam der Tag - und der Schimmer eines Lächelns ging über ihr Gesicht, vermischt mit einem gewissen Stolz - an dem ich Vater in einer Versammlung gegenübertrat, seine Politik, die er hier im Ort vertrat, anprangerte und seine Worte wiederholte, daß er lieber zweimal mit Hitler zu gehen beabsichtige, als nur einmal mit Thälmann. An diesem Tag trat ich der Kommunistischen Partei bei.

So bin ich Kommunistin geworden, dachte sie und hab getan, was Herbert versäumte und der Vater nicht tun wollte.

Als sie damals gegen ihren Vater auftrat, griff sie nicht nur aktiv in das politische Leben ihrer Stadt ein, sie wurde auch sofort von der Politischen Polizei des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten als gefährliche Agitatorin registriert. Dieses Dossier wurde später den Nazis in die Hände gespielt.

Sie half dort, wo die Partei sie einsetzte, zumeist jedoch agierte sie unter den sozialdemokratischen Frauen und gewann viele von ihnen für die Thälmannsche Sache. Der Übertritt der Sozialistischen Arbeiterjugend zum Kommunistischen Jugendverband war mit ihr Erfolg gewesen. Auf den Rheinwiesen war es gewesen, weil man ihnen die Kundgebung im Stadtzentrum verbot. Da hatte ihr Vater, der seine Felle wegschwimmen sah, sich hinter seinen Genossen Polizeipräsidenten gesteckt. Aber er konnte nicht verhindern, daß die SAJ aufgehört hatte zu bestehen. Wie stolz war sie auf den Gewerkschaftsführer Öttinghaus und den Thorhorst, die diesen Schritt zuvor getan hatten. Trotz alledem wollte sie die Augen nicht davor verschließen, daß die Sechsmillionenkraft der Kommunisten nicht ausreichen würde, den Faschismus zu verhindern. Es gehörte dazu die Kraft der Sozialdemokraten, doch sie blieb aus, weil sich noch so vieles Unausgegorenes in den Köpfen der Mitglieder beider Parteien befand und sich zur Tragik ausweitete. Der Schlächter

Adolf Hitler wurde von den Krupps, Stinnes, Thyssen und anderen an die Macht geschoben.

In dieser Situation, in der sie politisch gewachsen war und die ihr die Kraft gab, die einer Kommunistin würdig war und die sie nunmehr gebrauchen würde, bekam Olga in dem kleinen Zimmer in der Kantstraße den Besuch ihres Bruders. Er kam in Zivil. „Ich habe den Vater in seiner rosaroten Anschauung nie verstehen können, aber deine rote verstehe ich noch weniger. Und was ich dir jetzt sage, das sage ich dir nur als Bruder, nicht als SA-Mann: Du stehst auf einer Verhaftungsliste, die uns meines Vaters Genossen freundlicherweise überlassen haben, als sie abtraten. Nimm das sehr ernst und verlasse noch heute deine Wohnung. Morgen früh wäre es zu spät.“

„Und die anderen auf der Liste?“ Olga sah ihren Bruder an. Doch der zuckte mit den Schultern und verließ sie, so wie er im Dunkeln gekommen war. Olga rechnete: Vor dem Wecken machen sie das. Noch habe ich einige Stunden, meine Genossen zu warnen. Sie lief zu Spindler, doch sie traf ihn nicht an. Warnte andere Genossen, von denen sie annahm, sie seien ebenso wie sie gefährdet. Um vier Uhr morgens nahm eine Kollegin aus der Schnellbügelei sie auf. Völlig erschöpft fiel sie in einen tiefen Schlaf. Die Nacht der langen Messer war an ihr vorbeigegangen.

Ihren Bruder hatte sie nie wiedergesehen. Er gehörte zu den SA-Männern, die da glaubten, nunmehr Polizeimacht ausüben zu können. Doch sie blieben nur Hitlers Hilfspolizei, berufen für die Dreckarbeit, die Kommunisten und Sozialdemokraten in ihren Unterkünften aufzustöbern, sie zusammenzuschlagen und sie in ihre Kasernen zu verschleppen, die sie zu Konzentrationslagern - wie auch das Volkshaus - umfunktioniert hatten, aus denen man als Krüppel herauskam, als Leiche, oder der Rhein trug sie bis ins Holländische hinein. Man sagte danach: Es seien mehr Leichen als Fische den Flußfischern ins Netz geraten. Während der sogenannten Röhm-Revolve, die das Zeitalter der Rosawinkligen einläutete, liquidierte man diese Gruppen en gros.

Es wurde ein schweres illegales Leben für Olga. Bei ihrer überängstlichen Kollegin konnte sie nicht bleiben. Aber über sie bekam Spindler wieder Verbindung zu ihr. Die Partei setzte sie in Essen-Stadt ein. Dort war sie zwar unbekannt, doch die Gefahr blieb gleich groß. In der Stadt wurden Verhaftungen vorgenommen. Dabei geriet ein Genosse der Bezirksleitung in die Hände der Gestapo. Es mußte unbedingt in Erfahrung gebracht werden, durch wen er hochgegangen war. Es hing unter Umständen die Parteiorganisation eines

ganzen Unterbezirks daran. Man wußte, daß er eine Schwester in Altessen hatte. Doch man kannte ihre politische Einstellung nicht. Olga ging zu ihr. Sie waren fast gleichaltrig und sich irgendwie ähnlich. Beide hatten brünettes Haar, Gesichtsschnitt und Augen glichen sich. Nur die Größe war unterschiedlich. Olga war fast einen ganzen Kopf größer.

Bei der Unterhaltung stellte sich heraus, daß sie die Ansichten ihres Bruders teilte. Olga erfuhr, daß sie eine Besuchserlaubnis besaß. Ihr kam der tollkühne Gedanke, den Besuch selber zu machen, um sich als eine Schwester auszugeben. Die Schwester war nach längerem Zögern bereit, ihr die Besuchserlaubnis auszuhändigen. Olga wagte nicht, sie für den Notfall noch um ihren Ausweis zu bitten. Doch die Schwester, sie hieß Erna Schober, machte sie selbst darauf aufmerksam.

Der Besuch gelang, vielleicht auch deswegen, weil die Gestapo noch nicht auf die alten Beamten verzichten konnte, deren Art irgendwie anders war als die der „Neuen“. Der Genosse kannte Olga vom Ansehen her und in der verschlüsselten Sprache der Illegalen nannte er den Verräter. Olga erschrak innerlich. Es war der Quartiermacher. So war auch sie in ernster Gefahr. Sie besaß umsichtigerweise, ohne Vermittlung des Quartiermachers, eine Ausweichbleibe, zwar weit vom Schuß, aber sicher bei einer Familie Schäfer, die zwischen Mühlheim und Essen wohnte.

Da die Gestapo nie selbst in den vom Quartiermacher angegebenen Wohnungen Haussuchungen machte, sondern meist auf die neuen Bewohner wartete und sie nur bei Treffs oder von der Straße weg verhaftete, fiel es auch nicht sofort auf, daß diese Wohnungen geräumt waren. Dem Quartiermacher aber mußte sein Handwerk gelegt werden. Die Parteileitung beschloß, ihn nach Holland zu locken. Olga übernahm den Auftrag, da der Quartiermacher sie kannte und es darum am unverfänglichsten war, obwohl man den Ausgang nicht hundertprozentig sichern konnte. Olga würde ihm sagen, daß er die Bedingungen für die Einreise zweier ZK-Mitglieder und ihre Unterbringung vorbereiten solle. Dazu sei seine Reise nach Holland notwendig. Das Büro West in Amsterdam wollte garantierte Sicherheit. Im Gewühl des Hauptbahnhofs traf sie sich mit ihm. Mit Haß im Herzen und doch mit unverfänglichen Worten sagte sie ihm: „Wir können dir nur drei Tage zu deiner Vorbereitung geben. Hier hast du die Fahrkarte und die Anlaufstelle in Amsterdam und dann Toi! Toi! Toi!“

Die Genossen rechneten stark damit, daß er die Zeitspanne nutzen würde, der Gestapo Bericht zu geben, und daß diese erst den hingeworfenen Knochen von allen Seiten beriechen, und schließlich das Freizeichen für die Fahrt geben würde.

Die Genossen waren der Meinung, daß Olga nicht vor Ablauf der Aktion verhaftet würde. Um aber sicher zu gehen, nutzte man das Bahnsteigegewühl eines fahrplanmäßigen Arbeiterzuges. Gleichzeitig sollte ein D-Zug einlaufen. In dieser Zeit würde man auch die gefährdeten Quartiernehmer in Sicherheit gebracht haben.

Der Quartiermacher, ein arbeitsloser Angestellter, lachte Olga an. „Wird schon alles klappen. Und wann treffen wir uns wieder? Ich möchte dir nämlich ein Geschenk von drüben mitbringen. Wie wäre es mit Kaffee oder Zigaretten?“

„Beides!“ lachte Olga zurück und hätte ihn am liebsten erwürgt. Seinetwegen werden Genossen mißhandelt und gefoltert, vielleicht auch ermordet. „Wir treffen uns wieder heute in acht Tagen an gleicher Stelle zu gleicher Zeit.“

Dann trennten sie sich. Der D-Zug fuhr ein, und Olga tauchte schnell im Gewimmel der Reisenden unter. Kurze Zeit später gab sie in einem anderen Stadtteil den Genossen Bericht. Ein Auto brachte sie am selben Tag nach Dortmund. Von dort aus fuhr sie mit der Bahn nach Berlin, ihrem neuen Wirkungskreis.

Der Quartiermacher reiste verabredungsgemäß ab. Zwei Männer reisten unbemerkt mit ihm. Der eine war ein Gestapomann. Er sollte dafür sorgen, daß er unbehelligt die Grenzen passieren konnte. Der andere war ein Genosse, der den Verräter drüben signalisieren würde. Er würde keine Rückfahrkarte mehr brauchen.

Im September Vierunddreißig wurde Olga verhaftet. Sie wußte, daß dies eines Tages geschehen würde. Im Südosten in Berlin ging nach einer Flugblattaktion eine Gruppe von Genossen hoch. Am Schuhhaus Leiser in der Oranienstraße traf sie sich mit einem Genossen. Er war kein Spitzel, aber leichtsinnig gewesen. Sie entrissen ihm bei seiner Verhaftung ein Stückchen Papier, ehe er es verschlucken konnte. Ihr Treff mit ihm stand darauf. Bei der Gestapo bestand sie ihre Bewährungsprobe, vor der sie Angst hatte, sie bestehen zu können.

Die Prinz-Albrecht-Straße war eine Hölle, und oft dachte sie, wie gut der Tod sein könnte, der alles auslöschen würde, was der Mensch an Folter und Qual ertragen muß. Es würde ein Schlaf der Ruhe, ohne grelles Licht, ohne Durst, Kälte, Hitze und Schläge, ohne Entwürdigungen sein. Ein ewiges Ausruhen im Nichts. Doch dann erinnerte sie sich an die Worte Spindlers: „Denk daran, du gehörst dir jetzt nicht mehr selbst. Du bist Partei und du gehörst zur Partei und du wirst ihre historische Aufgabe erfüllen helfen, die Ausgebeuteten von den Ausbeutern zu befreien.“ So quälte sie sich wieder ins Leben zurück.

An dem Tag, an dem sie vor dem IV. Senat des Kammergerichts zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, da wußte sie noch nicht, daß sich ihr Vater mit Spindler im gleichen Block im Moorlager Esterwegen befand. Sie saßen nicht am selben Tisch, denn der Sozialdemokrat Rahut suchte nicht die Nähe des Kommunisten Spindler, nicht mehr aus seiner alten Grundeinstellung heraus, aber aus innerer Scham über seine verfehlte Arbeiterpolitik. Das ließ hoffen, daß sich beide doch noch finden würden.

Der ängstliche Ruf einer ihrer Kameradinnen rief sie aus ihrer Gedankenwelt. Als sie neben der Rufenden kniete, hatte sie nur noch einer Toten die Augen zu schließen. Sie schaute bewegt auf das kleine eingefallene Gesicht ihrer toten Kameradin. Was für ein trauriges Schicksal nahm sie mit in den Tod? Sie erhob sich und ging zurück zu ihrer Schlafstatt. Die Bürde, die ich hier zu tragen habe, ist schwer, dachte sie. Da sind gute Kameradinnen bitter nötig, hier in dieser Hölle auf dem Moosberg. Und ich bereue nichts, habe wieder gute Genossen gefunden und ... Dann war sie eingeschlafen, fest und traumlos, während sich der Blockälteste aus der „Acht“ noch mit der Frage herumquälte, wie sie wohl heißen möge. Ich habe sie nicht nach ihrem Namen gefragt.



Im Garten des Kommandanten tollten seine beiden Jungen herum und zerbrachen dabei eines der jungen Bäumchen, die ihr Vater im Herbst des vergangenen Jahres angepflanzt hatte.

Dieses zerschundenen Bäumchens wegen wartete oben auf dem Moosberg Rapportführer Brendel mit seinen Blockführern schon seit einer halben Stunde auf den Kommandanten. Brendel, dessen Gestalt in einem lammfellgefütterten Mantel steckte, fluchte wild in sich hinein. Der Appell begann

außergewöhnlich unsolide. Um diese Zeit hätten die Schweine von Häftlingen schon mindestens eine halbe Stunde über den Appellplatz robben müssen, als sonntägliches Vergnügen, dachte er wütend. Sie aber stehen sich nur die Stelzen in den Leib. Vorzugreifen wagte er nicht, denn an einem solchen Morgen gab an jedem ersten Tag des Monats der I. Lagerführer, meist aber der Kommandant, den Startschuß dazu.

Auch den Häftlingen war das Stehen ungewöhnlich. Sie flüsterten und tauschten Vermutungen aus. Hin und wieder gingen ihre Blicke zu denen, die an der Mauer standen. Sie waren wie üblich des Nachts ins Lager gebracht worden, und ihr einziger Wunsch war der nach ein wenig Wärme. Die aber gab es nur im Krematorium.

Brendel warf nun mißmutig den Rest einer Zigarette fort. Zischend erlosch er im Schnee. Er blickte auf die Uhr, fluchte wieder und ging in die vor dem Tor liegende Blockführerstube. Mehrmals griff er zum Telefonhörer, aber immer wieder zuckte seine Hand zurück. Er kannte die Stimmung seines Kommandanten nicht.

Indes kniete Kommandant Steinbiß, der den Weg zum Lager stets durch den Garten seines Grundstücks nahm, vor dem zerbrochenen Bäumchen. Seine Handschuhe lagen im Schnee. Die durch Kälte geröteten Hände versuchten die Bruchstelle zusammenzuflicken. Seine steil nach oben stoßende Mütze hatte er in den Nacken geschoben. Erbost jammerte er: „Mein Boskoop!“ Die dunklen Augen mit dem samtenen Glanz waren von echter Trauer erfüllt. Er glaubte, beim Anblick des zerschundenen Bäumchens selber einen körperlichen Schmerz zu empfinden. Wie konnte man einen seiner Lieblinge so grausam mißhandeln? Schließlich gab er den aussichtslosen Versuch auf, denn unmittelbar unter der Krone hing das Geäst nur noch an einer dünnen Faser der allzu jungen Rinde. Er richtete sich wieder auf. Wütend hieb er die kalten Hände unter die Achseln. Der auf Taille gearbeitete Ledermantel schien durch diese Bewegung zu eng zu werden. Weitausholend stampften seine Stiefel durch den Schnee. Wirbelnd wie der am frühen Morgen plötzlich einsetzende Schneesturm waren seine Gedanken. „Mein Boskoop“, grollte er.

Der Kommandant hatte eine Vielzahl solcher Bäumchen gepflanzt und seinen Baumbestand dadurch um ein Beträchtliches vermehren können. Während der Reife mußten die Häftlinge die Äpfel pflücken. Sie kamen dann oben in die Standarte, und von da kam vom Wirtschaftsoffizier ein Scheck zurück. Er schenkte ihn stets seiner Frau, die das „Erntefest“ nannte.

Über seine Apfelgeschichte lachte man in eingeweihten Kreisen der Kommandantur noch immer. Er züchtete seiner privaten Theorie wegen nur den rauhschaligen Boskoop. Er war zu Hause sein Hauptgesprächsthema, mit dem er den geduldigsten Zuhörer zur Verzweiflung treiben konnte.

„Mein Boskoop“, so pflegte er zu seinen Gästen zu sagen und zum ständigen Verdruß seiner Frau, die anderen Gesprächsthemen den Vorzug gab, „ist der Adelige unter den Äpfeln. Darum trägt er auch sein `von´ als Prädikat.“

Wie immer lag dann auf seiner Hand ein rauhschaliger Boskoop. Der Gast, das letzte Mal war es ein Weinbauer aus der Wachau, blickte gelangweilt auf die Handfläche des Kommandanten. Ihn interessierten dessen Äpfel nicht. Er wird mir einige Tausend Flaschen abknöpfen wollen, NS-Spende, dachte er mit viel Verdruß und stillen Verwünschungen. Je mehr es dem Ende zugeht, umso unlösbarer dünkt mich der Weindurst der Standarte. Die Treber wären gut genug für diese schwarzen Hengste und nicht mein guter Wein. Sie trinken ihn nicht, sie saufen ihn nur.

„... Man darf ihn ruhig“, der Kommandant machte jetzt einen kühnen Satz in das Zentrum seiner Apfel-Theorie, „mit unserem deutschen Volk vergleichen. Rauh in der Schale, gehaltvoll im Inneren und gesund im Kern.“

Um diese Zeit balancierte er schon den Apfel auf den Spitzen seiner gepflegten Finger. Das war gleichzeitig auch der Augenblick, in dem ihm seine Frau Assistenzdienste zu leisten hatte. Mit zierlicher Handbewegung, doch sichtlich gelangweilt, reichte sie ihm das schon bereitliegende Obstmesser.

Er griff nach dem Messer und wieder auf den Apfel blickend, umkleidete er das dürre Gerüst seiner Theorie mit dem mageren Fleisch einer seiner Thesen, indem er seinen Worten noch den Satz hinzufügte: „Für den Anbau ist das hier für ihn die äußerste Grenze, obwohl er ein Spätapfel ist. Darüber hinaus gedeiht der Boskoop schwer.“ Beinahe hätte er sich in der Darréschen Blut- und Bodenwüste verrannt, indem er noch etwas von Bodenständigkeit faselte.

Mit gespreizter Bewegung wollte er das Messer an den Apfel setzen, um ihn in zwei Hälften zu teilen, da meinte der Weinbauer mit versteckter Ironie: „Ihrer These nach müßte ich annehmen, daß in ihr die Ursache der ständigen Frontbegradigungen der deutschen Armee im Osten liegen müßte. Darf man mit anderen darüber reden? Und verbindlichen Dank für die Aufklärung.“

„Wieso Dank? Wovon sprechen Sie?“ Der Mund des Kommandanten blieb offen, und während Hand und Messer wie in der Luft zu hängen schienen, lag auf seinem Gesicht ein blödes Erstaunen.

Magrit, seine Frau, klug, erfaßte sofort die Niederlage, in die der Weinbauer ihren Mann hatte hineinschlittern lassen. Es geschieht ihm ganz recht, dachte sie und konnte noch rechtzeitig ein schadenfrohes Lachen unterdrücken, ihr Taschentuch vor den Mund halten und Husten vortäuschen.

Der Weinbauer aber meinte mit harmlosem Mienenspiel im weinroten Gesicht recht unvorsichtig: „Müßte daher nicht Stalingrad recht weit hinter Ihnen, Herr Kommandant, klimatisch ungünstigen Linien gelegen haben? Dort wird nicht nur der Boskoop, sondern auch mein Wein sauer schmecken.“

Des Kommandanten Mund schloß sich mit hörbarem Ruck. Diese Auslegung seiner Apfeltheorie war ihm noch nie zu Gehör gekommen. Zuerst wollte er aufbrausen, diesem Weingeist gehörig klar machen, daß Frontbegradigungen keine Rückzüge seien, sondern taktische Maßnahmen seines Führers. Dann aber lächelte er mitleidig. Wie sollte dieser Bergschrat zu einem militärischen Wissen kommen? Er nahm sich vor, ihn wegen seiner Frechheit, die fast an Defätismus grenzte, gehörig zu schröpfen. Unter einigen zehntausend Flaschen wird er mir diesmal nicht davonkommen. Dann überkam ihn die Erkenntnis, daß sein theoretisches System doch nicht ohne Lücken sei. Aber Quatsch, diese Lücken ließen sich schließen. Es war dazu keine besondere Weisheit notwendig. Ein bißchen Macht genügte auch, und von dieser besaß er mehr als Wein im Keller lag. Ergo, brauche ich diese Lücken nicht mit Argumenten, sondern mit dem Schweigen des anderen füllen. Der Kerl soll übrigens noch eine volle Million in seinem Felsen zu liegen haben. Man brauchte sich nicht erst um nur lumpige Zehntausend zu bemühen. Der Kommandant wollte es sich überlegen. Es brauchte nicht sofort entschieden werden. Der Wein verdirbt nicht.

Aber es kränkte ihn doch, daß der Weinbauer ihn reingelegt hatte. Und was wird Magrit von mir denken? Mit meinem Boskoop bin ich längst bei ihr durch. Er warf einen scheelen Blick zum anderen Ende des Tisches, an dem seine Frau saß und sich der hier entwickelten Apfelgeschichte wie es schien, viel aufgeschlossener zeigte.

Es reizte ihn jetzt auch, dem Weinbauern eine Antwort zu geben. Allein schon der Frau wegen. Sie sollte nicht denken, er sei dem Grottenmolch unterlegen. Er griff plötzlich zur Flasche, schaute sich sekundenlang das Etikett an

und füllte zwei Gläser. Es war echt russischer Wodka, von einem Kameraden geschickt, der irgendwo im Wolchow sein Ende gefunden haben mochte, denn der Kommandant hatte später keinen Wodka mehr erhalten, noch etwas von dem Spender gehört. Er schob das zweite Glas dem Weinbauern zu, ergriff das seine, hob es bis zur Binde - es war an diesem Abend wohl schon das fünfte oder gar mehr, er hatte sie nicht gezählt „Prost!“ sagte er zu seinem Gast. „Ihre Schlußfolgerungen stimmen nicht.“ Er kippte den Inhalt des Glases in sich hinein, schmatzte laut und genußvoll und stellte das Glas mit hartem Schlag auf den Tisch.

Nach diesem Glas glaubte der Kommandant, er habe wieder die Oberhand und war überzeugt, seinem Gast die richtige Frontlinie aufgezeigt zu haben.

Der Weinbauer mochte Schnaps nicht. Er leerte das Glas mit kleinen Schlucken und dachte: Es ist nicht mehr als eine Faselei und keine Weinweisheit, die er da zum Besten gibt.

Der Kommandant hielt nun die Zeit für gekommen, sein unterbrochenes Vorhaben, auf das er nicht verzichten wollte, endlich zum Abschluß zu bringen. Erneut setzte er das Messer an, zerschnitt mit einer energischen Handbewegung den Apfel in zwei Hälften. „Rauh in der Schale, gehaltvoll im Inneren und gesund im Kern“, wiederholte er und hielt demonstrativ seinem Gast die Schnittflächen der beiden Hälften hin. „So ist unser Volk!“ Er hatte dabei sentimentale Augen.

Seine Frau lachte auf einmal hell auf.

Der Weinbauer, der noch an der Schärfe des Wodkas würgte, sagte: „Der Wurm steckt drin, Kommandant. Der Kern ist faul.“

Das aber war zuviel für den Kommandanten. Er hatte schon Nachsicht geübt, doch soweit durfte seine Frechheit nicht gehen. Wie konnte er sich nur mit diesem Weinbauern einlassen? Er schrie jetzt wild: „Was sind Sie für ein elender Defätist? Unser Volk zu beschimpfen, unser gutes deutsches Volk.“

Der Weinbauer, durch das ständige Nippen des Wodkas leicht trunken geworden, erwiderte hitziger als er sonst zu tun gewöhnt war: „Ich denke, wir sprechen vom Apfel?“

Tückisch blickte der Kommandant auf die Schnittflächen seines Boskoops. Er verfärbte sich. Zum zweiten Mal war er von diesem Weinbauern gefoppt worden. Die Kerne des Apfels lagen eingebettet in eine braune Fäule, in der sich eine Made wohligh wand.

„Dreck!“ Der Kommandant warf wütend beide Hälften des Apfels auf den Tisch und verließ den Raum, begleitet vom hellen Lachen seiner Frau und dem Grinsen des Weinbauern.

An diesem Abend kam die „Schenkung“ der zehntausend Flaschen nicht zustande. Als der Kommandant aus dem Garten zurück kam, traf er den Weinbauern nicht mehr an. Dafür lag auf dem Tisch die Anweisung über zweitausend Flaschen. Der Kommandant zerriß den Zettel und warf die Schnippsel in die Luft. „Zweitausend? Damit fülle ich knapp meinen Keller“, grollte er.

Vier Wochen später fiel unten im Steinbruch des Moosberges einem gewissen Weinbauern aus der Wachau ein Felsblock auf den Kopf. Der Kommandant hatte danach mehr Wein, als er je gehofft hatte. Die Hälfte schickte er an die Front, wo allerdings nur ein Teil ankam. Das andere ging durch die Kehlen der Etappe. Eine vierstellige Zahl stellte er sich selber in den Keller. Mit einigen Tausend überraschte er seinen Gauleiter, um die ein wenig trockenen Beziehungen wieder anzufeuchten. Das andere erhielt die Standarte. Den Rest hatte man schon in der Neujahrsnacht versoffen. Der Kommandant Steinbiß hieß seit der Weinschwemme in der Standarte „Kommandant Weinbiß“.

Das zerbrochene Bäumchen hatte ihm diese unangenehme Geschichte mit dem Boskoop wieder in Erinnerung gebracht. Wütender denn je stampften seine Füße den Berg hinauf, als zerträten sie mit dieser Erinnerung gleichzeitig nochmals jenen Weinbauern, der längst den Weg durch den Schornstein hatte nehmen müssen.

Am Lagertor stand Brendel und sah die stürmische Gangart seines Kommandanten. Er rieb sich die Hände. An diesem Morgen würde er noch ganz auf seine Kosten kommen. Soweit kannte er seinen Kommandanten.



Die Nacht war weit fortgeschritten, als Wendt, der Blockälteste der „Acht“, ins Bett kam. Seine hagere Gestalt wirkte wie ein grauer Schatten, als er sich behutsam auf das Doppelstockbett hochzog, denn unter ihm lag Abraham, der kleine jüdische Junge, den er schon seit Monaten bevaterte. Gewiß, eine lange Lebenszeit für ihn, das kleine Jüdlein auf dem Moosberg. Sein wirklicher Name blieb Wendt verborgen, sodaß er ihn einfach Abraham nannte, die da vorn vor dem Tor ihn riefen ihn aber Moses. Er besaß keine Häftlingsnummer, wie sonst hier alles in Zahlen seinen Ausdruck fand. Keinen Winkel.

Keinen Davidstern. Im Grunde genommen existierte er nicht, es sei denn als frivoles Spielzeug der SS.

Als damals die Kalfaktoren den halberfrorenen Jungen von der Bahre auf Wendts Bett kippten und wieder loseilten, zuvor noch riefen: „Befehl vom Kommandanten!“ und er erstaunt auf das Kind schaute, überfielen ihn wieder die alten Gefühle für seinen Jungen und er gelobte sich, sollte der hier überleben, er würde ihm wie ein Vater sein. Er rieb ihm den erstarrten Körper, hüllte ihn in wärmende Decken und flößte ihm die heiße Lorke des Kaffees ein.

So wurde ein jüdisches Menschlein auf übliche Art auf den Moosberg gebracht, um auf nicht übliche Art dem Leben erhalten zu bleiben. Wie lange? Wendt wußte es nicht. Doch es schien, daß Wendt aus dem Stadium seiner Anwärtschaft, dem Jungen ein Vater zu sein, nicht so leicht herauskommen sollte. Als er es dann geschafft hatte, und der Junge ihn anerkannte, da wurden seine Gefühle noch lange auf recht harte Proben gestellt, die ihm wie ein mit spitzen Steinen gespickter Weg vorkam, den er barfuß zu überwinden hatte.

Tatsächlich hatte er dem Tod diesen Jungen abgerungen. Tagelang quälte ihn das Fieber. Seine Fürsorge hätte nicht ausgereicht. Dank der Anstrengung des tschechischen Häftlingsarztes Horak konnte das Fieber überlistet werden. Danach aber wimmerte der Junge Tag und Nacht nach der Mama und stieß Wendt mit seinen Händchen wie einen Fremdkörper von sich.

Wendt war ratlos. Er konnte das kleine Herz des Jungen nicht zum Auftauen bringen. Wie er mit seiner großen hageren Gestalt so vor dem breitschultrigen gedrungenen Grigori, seinem Stubendienst, stand und mit hilflos verlorenen Augen auf ihn herabschaute, hätte Grigori ihn für sein Mühen um den Jungen herzlich umarmen mögen, aber einen Rat konnte er ihm auch nicht geben, als nur den, sich in Geduld zu üben. „Viel Schreckliches ist schon in dieser kleinen Kinderseele aufgehäuft worden. Es wieder zu entfernen, braucht es seine Zeit, Blockowie.“

Als die Neugier der Bver und der Asos, die auf dem A-Flügel seines Blockes lagen, über ihren sonderbaren Zugang verflogen war, wurden sie mit der Zeit ungehalten und böseartig. Der ständige Ruf nach der Mama und sein lautes Weinen störte ihre fläzige Art, und sie drohten, sich beim Lagerältesten zu beschweren, weil der Junge ihnen den Schlaf rauben würde. Diese Drohung schreckte Wendt nicht. Keiner im Lager würde es je wagen, wider den Kommandanten zu handeln, der ihm ja den Jungen auf den Block bringen ließ.

Nur langsam schlich sich Wendt in das Herz des Jungen ein. Er, der oft so Unduldsame, übte immer wieder Geduld, und sein Lohn war das erste schwer errungene „Du“, das Abraham nach langen Tagen ihm statt seines Vornamens schenkte, und als seine mageren Ärmchen versuchten, ihn zu umarmen, mußte Wendt verstohlen sein Gesicht abwenden, weil ihm die Tränen der Rührung in die Augen schossen. Das Versprechen, ihm ein Vater zu sein, schien ihm die schönste Aufgabe, die er je gehabt.

Bald lief und sprang Abraham nun im Tagesraum umher, stöberte in den Spinden, die den Tagesraum in einzelne Zellen aufteilten, in denen langgestreckte Tischplatten auf Holzböcken standen, die mit klobigen Schemeln umstellt waren. Der Junge war endlich gesund geworden.

Dann kam eines Tages der Kapo der Lagerfeuerwehr, die auf dem B-Flügel lag. Er war ein Hüne von Gestalt und trug einen roten Winkel. „Du, Fritz“, meinte er zu Wendt, „der Kommandant hat herausbekommen, daß der Junge schon herumläuft. Er will ihn als possierliches Schlußmännchen bei mir in der Feuerwehr haben. Halt ihn nicht zurück und geh zum Schneiderkapo, damit er dem Jungen eine Uniform und der Schusterkapo ihm Stiefel anfertigt.“

„Ich werd's tun“, meinte Wendt zum Feuerwehrkapo, war aber nicht begeistert von der Idee des Kommandanten. Die Lagerfeuerwehr war einmal eine wirkliche Löschtruppe gewesen. Der Polizei eingeordnet, versah sie ihren Dienst in Wien. Die Gestapo entdeckte in ihr eine Widerstandgruppe. Sie wurde liquidiert, und da man nicht wußte, ob man sie alle gefaßt hatte, wurde die gesamte Feuerwehr auf den Moosberg gebracht. Statt ihrer einstigen Uniformen trugen sie jetzt die Montur der französischen Poilus.

Wendt war sich bewußt, daß mit dieser Forderung des Kommandanten ihm der Junge nicht mehr allein gehören würde. Er nahm am Nachmittag des nächsten Tages Abraham an die Hand und ging mit ihm in die Werkstattbaracke, wo ihm ein Schneider und ein Schuster Maß nahmen. Schon am anderen Tag war Abraham neu eingekleidet und wurde das kleine Ebenbild des großen Feuerwehrmannes. Bald trabte er mit ihm los.

Als der Kommandant ihn sah, wollte er sich fast totlachen. Maßgeschneidert stand der Junge vor ihm, das Käppi kühn auf den Kopf gesetzt, unter dem dunkle Locken hervorquollen. Zwei Kirschaugen blickten aus seinem feingezeichneten Gesicht, das nur ein wenig blaß aussah. Auch hier grübelte der Kommandant ein wenig, als er den Jungen betrachtet hatte, ehe er seine

nicht echte Lache losließ und sagte: „Moses, haben sie dich aber fein ausstaffiert.“ Dann lachte er wieder, und seine Chargierten durften mitlachen. Als das Feuerwehrkommando zur Übung ausrückte, warf der Junge stolz seine Beinchen, als wollte er vor dem Kommandanten paradien.

Es trat ein, was Wendt befürchtet hatte. Die neue Umgebung gefiel dem Jungen, der nicht immer das Schlußmännchen zu sein brauchte, sondern auch ungehindert im Lager und im Kommandanturbereich umherstreunen durfte. Dabei geriet er meist in die Hände der Blockführer, die ihren Ulk mit ihm machten, und ihrer zynischen Art entsprechend ihm Ausdrücke einpaukten, die er wie Milch in sich einsog. Das Verlangen nach der Mama erlosch mehr und mehr, und Wendts gute Worte gingen immer weniger in ihn ein.

Eines Nachmittags äffte er einen Blockführer nach und schrie auf dem Appellplatz einen russischen Häftling an, der auf dem Weg zur Ambulanz war: „He, Muselmann! Kannst du nicht stillstehen?“ Dabei trat er, was er den Blockführern abgesehen hatte, mit seinen Füßen heftig gegen die Schienbeine des Häftlings, der darauf dem Jungen eine Ohrfeige gab.

Abraham lief laut heulend zum Rapportführer Brendel, der gerade am Tor stand. Der winkte mit einer herrischen Gebärde den Russen zu sich heran: „Ich werd’s dir geben, Iwan, den Moses zu schlagen“, schrie er im hohen Diskant und traktierte ihn mit Faustschlägen und Fußtritten, bis der Russe zusammenbrach. Vorübergehende Häftlinge mußten ihn vor die Klagemauer schleifen. Dort blieb er liegen.

Abraham hatte erst lachend und erstaunt zugesehen, doch dann hatte sich sein Gesicht verzogen, und er war laut weinend in seinen Block gelaufen.

Wendt, der alles beobachtet hatte, empfing ihn mit eisiger Miene. Am Abend brachte er ihn schweigend zu Bett und gab keine Antwort auf die kindlichen Fragen des Jungen. Immer wieder sprangen seine Gedanken zu seinem Jungen Dieter. Sein Junge könnte im gleichen Sinne erzogen werden, wie hier die Blockführer Abraham zu einem kleinen bissigen Wolf erziehen wollten.

Am anderen Morgen erfuhr er, daß der russische Kamerad am Tor erfroren war. Jäh stieg ihm das Blut ins Gesicht. Im Augenblick dachte er nicht an das Verbrechen des Rapportführers. Er sah nur die Schuld des Jungen. Er mußte sich zurückhalten, um sich nicht Abraham zu holen, der am Tisch saß und fröhlichen Sinnes an einem Stück Brot knabberte.

Als Abraham wenige Minuten später von den Blockführern gerufen wurde und wie ein Wiesel nach vorn eilte, lief Wendt mit finsternem Gesicht durch den Tagesraum, besorgt von Grigori beobachtet. Wenn der nicht ein Ei ausbrütet, dachte er.

Schon eine halbe Stunde oder noch länger wanderte Wendt von der Tür des Tagesraumes zur Schlafsaaltür und zurück. Je länger er lief, umso mehr verwirrte sich das Gedankenknäuel um den Jungen. Schließlich steigerte er sich in die Auffassung hinein, daß er den Jungen nicht mehr behüten und im Tagesraum schlafen lassen wollte. „Ich kann ihn nicht mehr ertragen“, flüsterte er. Seine Wanderung fand am Bett des Jungen ihr Ende.

Na, endlich, dachte Grigori, der sich mit den Suppenkellen beschäftigt hatte, um sie auf Hochglanz zu halten. Er kann selbst mir mit dieser Lauferei die Ruhe nehmen.

Wendt blickte vom Bett zu Grigori hin und wieder weg. Dann sagte er abrupt und streng: „Hilf mir das Bett des Jungen in den Schlafsaal zu tragen!“

Grigori hob erstaunt den Kopf. „Warum?“

„Ich kann den Jungen nicht mehr neben mir haben und freundlich zu ihm sein, als sei nichts geschehen.“

„Du denkst an meinen toten Kameraden vorn am Tor, Blockowie“, erwiderte Grigori. „Aber der Junge ist nur unbewußtes Werkzeug. Er wollte doch nicht töten.“

„Du begreifst mich einfach nicht, oder willst mich nicht begreifen. Die Ursache des so schrecklichen Todes deines Kameraden ist nicht Brendel, sondern Abraham. Werkzeug hin, Werkzeug her. Er ist schuld an dem Tod. Wir haben immer die Ursache, dann erst die Wirkung zu beurteilen. Siehst du, ich tue es, und nun pack endlich mit an.“

„Ich helfe dir nicht dabei. Deine Entscheidung ist ungerecht, sie entspricht nicht meiner Moral.“ Es klang kategorisch. Grigori drehte sich um und verließ den Block.

Zum ersten Mal widersetzte er sich seinem Blockältesten, mit dem er sich sonst recht gut verstand. Einem anderen hätte diese Weigerung vielleicht auch durch Wendt den Posten des Stubendienstes gekostet. Draußen dachte er: Fritz muß allein zur Vernunft kommen.

Aber Wendt kam nicht zur Vernunft. Es war so, als hätte er seinen Vorsatz, dem Jungen den Vater zu ersetzen, nie gefaßt. Da ihm niemand half, begann er selbst am Bett herumzuwerken. Er warf Decken und Strohsack auf

den Tisch, huckte sich das Bettgestell auf den Rücken. Es war schwer, und ächzend trug er es in den Schlafsaal, um es auf Grigoris Bett aufzustocken. Als er Strohsack und Decken wieder aufgelegt hatte, meinte er im Selbstgespräch und gekränkt: „Das wäre auch ohne seine Hilfe getan.“

Doch er empfand nach dieser Arbeit weder Genugtuung noch Gewißheit, gerecht gehandelt zu haben. Auch störte es ihn, daß ihm die Schlafecke im Tagesraum ohne Abrahams Bett jetzt so leer vorkam. Doch er ließ sich nichts anmerken, als Grigori zurückkam. Nur leichthin sagte er: „Ich hab dir das Bett des Jungen aufgestockt. Ob er oben oder unten schläft, mußt du selber entscheiden.“

Plötzlich fiel ihm die Anmaßung seines Handelns ein, und wieder schoß ihm die Röte ins Gesicht. Ich verstoße den Jungen, weil er am Tod einer seiner Landsleute schuldig ist, und ich mute dem Russen Grigori zu, dieses Kind bei sich zu dulden.

Dieser Widerspruch blieb Grigori nicht verborgen. Aber er widersprach nicht. In einer solchen Lage verschlimmert meist ein Gegenargument die Lage. Doch er spürte, daß auch Wendts spontane Handlung nicht frei von beunruhigenden Gedanken war. Darüber war er sehr froh, und er lächelte versteckt in sich hinein. Er ist schon auf dem Weg zurück.

Vor dem Abendappell kam Abraham mit glühendem Gesicht zurück aus der Blockführerstube, lachend, mit unflätigen Worten, die er vorn aufgeschnappt hatte.

Wendt blickte Grigori vielsagend an, und er empfand in diesem Augenblick doch ein wenig Genugtuung, sich von dem Jungen getrennt zu haben. Als er dann aber zum Schlafen gehen sollte, jammerte Abraham ganz herzerbrechend. Er wollte nicht in den Schlafsaal. Die alten beunruhigenden Gedanken waren wieder da. Schließlich schob er den Jungen mit einer hilflosen Gebärde Grigori zu und bat ihn, den Jungen zur Ruhe zu bringen, was Grigori, mit gutem Einfühlungsvermögen in die kleine, noch ungeformte Welt des Jungen auch gelang.

Vor Wendt aber erhob sich die dunkle Frage: Hab ich damit auch meinen Jungen verstoßen? Um selber zur Ruhe zu kommen, beschwichtigte er sich: Der ist schon längst bei den Strolchen der Hitlerjugend.

Was hätte er darum gegeben, in der darauffolgenden Nacht ruhig schlafen zu können. Doch ihm fehlte der sanfte Atem des Jungen, und immer wie-

der wollte er aufstehen, um zu dem Jungen in den Schlafsaal zu gehen. Es kostete ihn viel Anstrengung und Selbstüberwindung, dem zu widerstehen.

In der zweiten Nacht ertappte Grigori seinen Blockowie, wie er über den Jungen gebeugt, vor dessen Bett stand. Als Wendt sich für einen Augenblick aufrichten wollte, stieß er mit dem Kopf hart gegen die Holzunterlage des oberen Bettes. Davon erwachte Grigori.

„Ist was?“ fragte er und sah das verlegene Gesicht seines Blockältesten.

„Nichts ist“, erwiderte Wendt verdrossen und ging, vom Lächeln seines Stubendienstes verfolgt, in den Tagesraum zurück.

Erst am dritten Tag der Verbannung Abrahams hatte Wendt aus dem Irrgarten seiner Gefühle herausgefunden. Während Grigoris Abwesenheit stellte er das Bett des Jungen in den Tagesraum zurück. Wieder ächzte er unter der Last des Bettgestells, aber er wollte es sich diesmal erst recht nicht leichter machen und Grigori nicht um Hilfe bitten. Im eigenen Mühen sah er ein wenig gerechte Sühne für sein Verhalten, das er jetzt selbst nicht mehr verstehen konnte.

Und als er wieder den vertrauten ruhigen Atem des Jungen vernahm, schlief er ein, beglückt darüber, endlich frei von diesen quälenden Gedanken zu sein.

Auch war er froh darüber, daß Grigori sein Abirren weder mit Unmut noch mit Schadenfreude zu quittieren versuchte. Er tat so als sei garnichts geschehen. Ein feiner Kerl, dieser Grigori, dachte er.

Nun versuchte er alles, um den Jungen von der Blockführerstube fernzuhalten. Er hatte mit dem Kapo der Feuerwehr gesprochen und ihn gebeten, den Jungen beim Ausmarsch nicht von seinem Kommando zu lassen. Rückte es nicht aus, schickte er den Jungen zu anderen Blockältesten oder bastelte Spielzeug für ihn, ließ Grigori sich mit ihm beschäftigen oder tollte, was seiner Natur widersprach, selbst mit ihm im Tagesraum herum, nur um Abraham dem zerstörenden Einfluß der Blockführer zu entziehen.

Einige Tage gelang es ihm auch, Abraham abzulenken. Doch dann versuchte der Junge, wieder nach vorn zu laufen. Wendt hielt ihn zurück und steckte ihn kurzerhand ins Bett. Er blieb auch ruhig. Gewöhnlich tollte Abraham während des Abendappells um die angetretenen Häftlinge seines Blocks herum. Der Blockführer vermißte den Jungen. „Wo ist Moses?“ fragte er Wendt und fixierte ihn argwöhnisch. Wendt aber meldete: „Blockführer! Moses liegt krank im Bett.“ Dabei übersah er aber, daß der Junge halbangezogen und

quicklebendig über den Appellplatz lief. Der Blockführer verkniff sich eine Antwort und tat so, als sähe er nichts, meldete es aber gleich darauf dem Rapportführer Brendel. Der wollte sofort zu Wendt, um ihm wegen seiner Lüge eins aufs Maul zu geben, tat es aber dann nicht, weil er an diesem Abend ins Maidenlager gehen wollte, wo ihn das nette Püppchen „Fee“ erwartete. Jetzt auf Block „Acht“ zu gehen, das wäre für ihn nur ein halber Spaß geworden, doch er wollte einen ganzen. Darum tat auch er so, als sei mit der Meldung des Blockführers die Sache erledigt. Er hob jedoch seinen Spaß für den nächsten Tag auf, um ihn dann voll genießen zu können.

Wendt nahm an, daß Abrahams Spaziergang über den Appellplatz von den Blockführern nicht bemerkt worden sei, denn am anderen Morgen wurde nicht nach dem Jungen gerufen. Die da vorn haben sich endlich an ihm sattgespielt, dachte er.

Doch kaum waren die Arbeitskommandos ausgerückt, da ertönte von der Blockführerstube der Ruf: „Moses soll nach vorn kommen!“

Wendt konnte es nicht überhören, denn Häftlinge trugen den Ruf weiter. Abraham saß gerade am Tisch Wendt gegenüber und krakelte mit einem Buntstift allerlei auf ein Stück Papier. Aber er war garnicht so sehr beim Malen, denn kaum hörte er „Moses“ rufen, da rutschte er eilig vom Schemel und wollte aus dem Block laufen. Wendt faßte ihn gerade noch am Ärmel. „Du bleibst und läufst mir nicht nach vorn“, schimpfte er.

Aber Abraham stemmte wider Erwarten seine Beinchen gegen den Boden, zerrte und zeterte: „Ich will aber!“

Da nahm ihn Wendt wie schon am Vorabend auf den Arm und trug ihn aufs Bett. „Ich laß dich nicht von denen dort vorn verderben“, grollte er.

Aber Abraham schrie mordsmäßig und strampelte die Decke von sich, mit der ihn Wendt zugedeckt hatte. Da gab er ihm einen Klaps auf den Mund. Sofort verstummte der Junge und schluckte sein Weinen in sich hinein.

„So wird es gemacht, wenn du nicht gehorchen willst“, sagte Wendt zu ihm und hätte ihn doch am liebsten gestreichelt.

Doch Wendt hatte wiederum Glück. Zwar war Brendel in die Blockführerstube gekommen, aber er war stark erkältet und hatte Fieber. Die Fee vom Maidenlager hatte ihn angesteckt. Der Ruf nach Moses erlosch, nachdem Brendel abgewinkt hatte und nun auf dem Weg zum Truppenarzt war. Trotzdem dachte er: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Vierzehn Tage war Brendel krank, und so lange blieb der Ruf nach dem Jungen aus. Die SS hatte andere Dinge zu tun. Es lag wohl daran, daß sich die Russen bedenklich auf die Ostmark zubewegten und die Amerikaner sich im Westen auf dem Vormarsch befanden, ohne noch großem Widerstand zu begegnen.

Um diese Zeit sollte eine aus der Waffenkammer der SS herausgeschmuggelte MPi in der Schälküche verbunkert werden. Alles war gut vorbereitet. Zwei Kameraden traten gerade mit einer Trage, gefüllt mit Schürzen, in die Schälküche, unter denen die MPi verborgen lag. Wie erstarrt standen sie da, als sie in der Schälküche den Kommandanten gewahrten. Die Kameraden hatten ihre ganze Aufmerksamkeit dem Eingang des Lagers gewidmet und alles in Ordnung gefunden. Sie übersahen dabei den Durchbruch in der Mauer, durch den Materialien für den Aufbau des Lagers III geschleust wurden. Von dort war der Kommandant mit seinem I. Lagerführer gekommen, und unerwartet in der Schälküche aufgetaucht. Als Rolak, der Kapo des Schälkommandos, den Kommandanten erblickte, rief er vorschriftsmäßig: „Achtung!“ und wandte sich dem Kommandanten zu: „Schälkommando mit vierzig Schonkranken angetreten!“

Er erschrak gleichzeitig, sagte dann doch zu den beiden Trägern: „Stellt die Trage dort vor dem Spind ab!“

Doch der Kommandant rief dazwischen. „Halt! Ich will wissen, was ihr Faultiere euch wieder organisiert habt.“ Er trat an die Trage heran und stocherte mit dem Knauf seiner unentbehrlichen Peitsche in dem Wäschehaufen herum. Ein Stück nach dem anderen flog durch die Luft. Langsam leerte sich die Trage. Rolak versuchte, sich mit den Trägern durch Blicke zu verständigen. Sie alle drei würden hängen, vorher halbtot geschlagen werden, wenn der Kommandant auf die MPi stoßen würde. Sie werden sich zuvor auf den Kommandanten und den Lagerführer stürzen müssen. Sie werden sich nicht retten können, aber sie würden nicht kampflös in den Tod gehen. Das war ihr unausgesprochener Entschluß.

Doch plötzlich in diese brisante Situation hinein öffnete sich die Tür und hereingestürzt kam der kleine Abraham mit geröteten Wangen und blitzenden Augen vom Appellplatz, auf dem er vorher herumgetollt war. Als er den Kommandanten sah, schrie er mit hellem Stimmchen: „Ihr Muselmänner! Könnt ihr nicht stillstehen?“

Der Kommandant riß erstaunt die Augen auf und vergaß, weiter mit seinem Peitschenknauf in dem Schürzenhaufen herumzustochern. Er drehte sich dem Jungen zu und begann auf einmal laut zu lachen. Er lachte so heftig, daß ihm die Tränen in die Augen traten, und mit einer, immer noch vom Lachreiz gequälten Stimme, japste er: „Habt ihr’s gehört? Muselmänner nennt uns der Moses, und stillstehen sollen wir auch noch!“

Wieder lachte er lauthals heraus. Der Lagerführer, den die Galle plagte, verzog nur sein Gesicht. Der Kommandant klemmte die Peitsche unter den Arm, ging zu dem Jungen, der sein Händchen hob und „Heil Hitler!“ krächte. „Komm, Moses“, sagte der Kommandant, der wieder lachen mußte. „Du hast uns ganz schön auf Vordermann gebracht.“ Er stampfte mit Abraham aus der Schälküche, begleitet vom Lagerführer, der sein steifes Bein nachzog.

Rolak atmete auf und sah auf die beiden Träger, denen ein Stein vom Herzen fiel.

Als Wendt davon erfuhr, drückte er Abraham fest an sich, der sich leicht zu wehren versuchte. Der Junge, so glaubte er, war nun ganz sein Besitz. Niemandem außer ihm gehörte der Junge. Doch dann ertönte von der Blockführerstube erneut der Ruf nach Moses.

Grigori, der den Ruf vernahm, eilte aus dem Schlafsaal, wo er den Bettenbau kontrollierte, in den Tagesraum und rief Wendt zu: „Die da vorn rufen nach Moses.“

„Ich höre es wohl selber“, antwortete Wendt gereizt. „Laß sie doch rufen.“

„Das wird nicht gut ausgehen, Fritz. Auf diese Art führt man seinen Kampf nicht gegen die SS.“ Grigori sah mißbilligend auf seinen Blockältesten.

„Was willst du?“ Wendt versuchte mit einer Handbewegung, Grigoris Einwand abzutun. „Außerdem ist der Junge nicht ganz auf dem Posten. Du siehst doch, er muß das Bett hüten.“ Grinsen lag dabei auf seinem Gesicht.

„Und wenn einer der Blockführer oder gar Brendel kommt, um sich zu überzeugen, dann bist du dran, Blockowie.“

„Dazu sind sie zu faul, und verludern laß ich mir den Jungen nicht mehr“, erwiderte jetzt Wendt aufgebracht.

Grigori zuckte resigniert die Schultern. Er wird ins Verderben rennen. Was er tut, ist ohne Vernunft. Wann wird er endlich klug. Hier ist noch keiner mit dem Kopf durch die Wand gerannt. Er wollte ihn nicht reizen, versuchte aber trotzdem, seinen Blockältesten umzustimmen. „Ich möchte dich ja ver-

stehen, Fritz. Aber begreife doch, die braune Suppe, die der Junge heute noch löffelt, wird er später nicht mehr essen wollen.“

Er glaubte aber selber nicht daran. Wenn Tropfen um Tropfen falscher Lehre auf den Menschen einwirken, dann wird er zum willfährigen Objekt solcher Erziehung. Der Faschismus ist wohl das beste Beispiel dafür, wie ein Volk sich dem Verbrechen verschrieben hat und es Tag für Tag ohne Schuldbeußtsein praktiziert.

Als ob er einlenken wollte, antwortete Wendt: „Du magst Recht haben, Grigori. Und vielleicht begehe ich eine große Dummheit. Weißt du, ich habe bestimmt meinen Sohn verloren, aber ich will Abraham nicht auch verlieren. Ich kann eben aus meiner Haut nicht heraus.“

Indessen wurde der Ruf nach dem Jungen immer vielstimmiger. Wendt bekam es nun doch mit der Angst zu tun. Trotzdem schickte er den Jungen nicht nach vorn, sondern lief selbst zur Blockführerstube.

Grigori sah ihm vom Fenster aus besorgt nach. In zunehmendem Maße quälte ihn das Verhalten seines Blockältesten. Die Abwehrtätigkeit geriet dabei in Gefahr. Unter der Diele und zwischen den Doppelwänden des Blocks war allerhand verborgen, das für den Untergang der SS bestimmt war. Die Waffen wurden hereingeschafft als Wendt im Krankenbau lag. Ich glaube, wir hätten schon früher mit ihm reden sollen. Er gehört sich nicht mehr selbst, er gehört, auch wenn er es nicht weiß, der Widerstandsbewegung hier im Lager.

Wendt meldete der Blockführerstube, daß der Junge nicht ganz auf dem Posten sei. Der Blockführer nahm die Meldung mit gespielter Gleichgültigkeit auf. „Na, dann eben nicht!“ sagte er, und Wendt durfte wieder abtreten.

Zurück auf dem Weg zum Block dachte Wendt: Mein Stubendienst mißt dieser Jungenangelegenheit zuviel Bedeutung bei. Was ist schließlich so ein Judenjunge für die da vorn?

In der Blockführerstube blinzelte der SS-Mann Brendel zu, der ein Grinsen nicht verbergen wollte und versteckt hinter der Tür stand und neugierig Wendts Meldung zur Kenntnis nahm. Jetzt rieb er sich die Hände. Die Sache von damals wird er gleich ins Reine bringen. Er verließ die Blockführerstube und schlich sich ins Lager hinein.

Von der Häftlingsschreibstube aus bemerkte Mirko ihn und runzelte die Stirn. Dieser Apothekerschwengel hat gewiß eine Teufelei vor. Er sah aber

niemanden, den er warnen konnte, da er sich allein in der Schreibstube befand. Hoffentlich läßt sich niemand von ihm überraschen.

Zum Glück bemerkte Grigori ihn rechtzeitig und rief Wendt zu: „Der Rapportführer kommt!“ Seine Befürchtungen waren nicht ohne Grund gewesen. Dann eilte er in den Schlafsaal und schloß leise hinter sich die Tür. In Anwesenheit anderer gebärdete sich Brendel wilder, als wenn er nur einem allein gegenüber stand. Ohne Zuschauer ließ sich kein Effekt erzielen.

Wendt drückte schnell den Jungen auf das Kissen zurück und legte warnend den Finger auf den Mund. „Sei still und mach die Augen zu“, flüsterte er ihm zu, lief dann mit einem unangenehmen Gefühl behaftet nach vorn und meldete dem eintretenden Rapportführer die Belegungsstärke.

Kaum erblickte Abraham den Rapportführer, vergaß er Wendts Mahnung oder er hatte sie gar nicht in sein Köpfchen aufgenommen. Mit einem hellen Jauchzer sprang er aus dem Bett und lief auf ihn zu.

Wendt wurde blaß. Brendel aber stieß den Jungen von sich, schritt auf Wendt zu und schaute mit verkniffenen Augen auf ihn. „Das ist also Moses' Krankheit?“ fragte er gedehnt.

Brendel ließ sich von seinem Temperament nicht so leicht hinreißen. Da war er genau das Gegenteil seines Kommandanten, dem die bajuwarische Heißblütigkeit aus jeder Pore drang. Darum waren Brendels Handlungen meist überlegt und berechnend. Er wollte sein Zuschlagen genießen, wie er die Fee im Maidenlager genoß. Mit besonderer Würze. Und jetzt war er gekommen, um exakt zu genießen. Darum schaute er Wendt schon eine ganze Weile durchdringend mit seinen Stechaugen an.

Um Wendts zusammengepreßten Mund zuckte es nervös.

Brendel genoß auch dieses Zucken, dahinter lag die Angst seines Opfers. Schade, dachte er, daß niemand außer Moses hier ist. Dieser kleine Itzig zählt ja nicht.

Aber je länger er Wendt anschaute, umso mehr entwirrten sich die chaotischen Gedanken seines Opfers. Die hundert Eventualitäten schmolzen zu einer klaren Überlegung der Möglichkeiten zusammen, wie er aus der selbstverschuldeten Situation wieder herauskommen könnte. Und während Brendel sich immer noch an der vermeintlichen Panik seines Opfers weidete, festigte sich in Wendt die Vorstellung: Er wird mich schlagen, ans Tor stellen. Aber ablösen kann er mich nicht. Einmal bestätigt, behält sich der I. Lagerführer auch die Ablösung vor. Also muß er mich zu ihm bringen oder mein Vergehen

melden, bevor er mich in das Todeskommando der Steinträger stecken kann. Als Blockältester bin ich auch für Brendel kein gewöhnlicher Häftling. Er weiß, daß viele Blockälteste gleichzeitig auch die Spitzel des Kommandanten sind, nur weiß er nicht, welche. Seitdem er im Tschechenblock einen solchen Spitzel fertiggemacht hatte, und dafür einen gewaltigen Anschuß bekam, wird er vorsichtiger sein. Er schürzte dabei unwillig die Lippen.

Für Brendel war dies das Signal, daß sich das Opfer seinen Stechaugen zu entziehen versuchte. Wenn ich jetzt nicht sofort zuschlage, dann ist alles kalter Kaffee, dachte er wütend und schlug mit voller Wucht zu und schrie dabei mit seiner Kastratenstimme: „Du weißt doch, was jetzt mit dir passiert?“

Wendt, vom Schlag getroffen, war zurückgetaumelt. Sein Gesicht brannte, aber er sagte laut und beherrscht, daß Grigori, der hinter der Schlaftür lauschte, erstaunt aufhorchte. „Nichts wird passieren, Herr Rapportführer!“

Da hatte Wendt den zweiten Schlag weg. Seine Nase blutete, und gerade wollte Brendel zum dritten Mal zuschlagen, da klammerte sich Abraham wild schreiend an dessen Bein. Wie ein kleines Raubtier verbiß er seine Zähnen in den Schenkel des Rapportführers. Brendel bückte sich vor Schmerz und riß den Jungen von seinem Bein. Abraham stürzte hart auf den Hinterkopf.

Diesen Augenblick nutzte Wendt. „Wenn Sie mich zum Kommandanten bringen, dann wird Oberscharführer Schaper aus der Küche dabei sein“, sagte er, einen mitleidigen Blick auf den Jungen werfend. Aber er konnte sich jetzt nicht um den Jungen kümmern. Es ging um sein eigenes Leben.

Was Wendt sagte, war nur ein Tippen auf die Geschäfte des Rapportführers mit seiner Bver-Mannschaft. Seine Taktik aber war richtig. Brendel, der sich seinen Schenkel rieb, glotzte jetzt Wendt an.

„Oberscharführer Schaper wird dem Kommandanten von den Goldeseln des Rapportführers erzählen, die er hier bei mir im Stall stehen hat“, sprach Wendt weiter, dem die Wirkung seiner Worte nicht entgangen war.

„Schwein!“ schrie Brendel, schlug noch einmal zu, aber Wendt wich diesem Schlag geschickt aus. Jetzt brauchte Brendel bei all seiner sonstigen Gelassenheit selber Zeit, um sich zu sammeln. Das war das erste Mal in seinem SS-Dasein, daß ihm ein Häftling gekontert hatte, und zwar mit einem Schlag, der seine drei völlig aufwog. Schaper, diese Küchenschabe wartete ja nur darauf, mir endlich eins auswischen zu können, dachte er.

In Sachsenhausen hatte sich für diese „Sammelerei“ eine Sonderkommission des Reichssicherheitshauptamtes interessiert. Er kannte das Ergebnis nicht genau, aber einige Blockführer haben dort über die Klinge springen müssen. Sein Kommandant hielt einiges von ihm, den er gerne wegen seiner Länge und seines Berufs Lakritzestange nannte, aber aus einer Goldgeschichte würde der ihn auch nicht heraushauen können. Da ist das Verdecken gleich Mitwissen. Die berühmte Formel vom Hehler und Stehler ist Jahrhunderte alt. Aber wenn ich diesen Hund von Blockältesten ...? Wütend blitzten Brendels Augen auf. „Aber dich Schwein kann ich vorher niederknallen. Bist du krepirt, dann ist nichts mehr zu vermelden!“

„Großer Irrtum, Herr Rapportführer! Schaper wird es auch so erfahren. Dafür habe ich gesorgt. Ein toter Wendt schadet Ihnen genau so sehr wie der lebende. Sie müssen sich schon darauf einrichten, wenn Ihre Goldesel noch länger für Sie laufen sollen“, erwiderte Wendt.

Das Schwein hat mich im Griff, überlegte Brendel, und während sein Gesicht das Grinsen verlor, wuchs die Spannung in Wendt. Es würde sich jetzt alles entscheiden, ob seine Schwindelei ihn aus der verteufelten Situation herausführen würde? Brendel, das spürte er, war immer noch in seiner Zange.

Grigori verfolgte hinter der Schlaftsaaltür mit steigender Bewunderung den Kampf, den Wendt gegen den Rapportführer focht. Er war sich jetzt klar. Ich muß in den Tagesraum hinein. Mein Erscheinen ist jetzt notwendiger denn je. Brendels Niederlage muß vollständig werden. Er darf die Pistole nicht ziehen. Aber Brendel darf auch nicht ahnen, daß ich alles mitangehört und gesehen habe, das könnte den Topf wieder umstülpen. Schnell entschlossen sprang er durchs Fenster, rannte um die Baracke und stand gleich darauf im Tagesraum.

Brendel zog die Hand von der Pistole. Tückisch schaute er auf Grigori, der in strammer Haltung an der Tür stand und laut sagte: „Bitte, eintreten zu dürfen!“

Nun wußte Brendel, daß seine Sache, die er sich so ergötzlich vorgestellt hatte, heute und vielleicht garnicht mehr zum Tragen kommen würde, es sei denn beim großen Aufwaschen. Er fluchte unflätig, stieß Grigori wütend zur Seite und verließ den Tagesraum.

Die Blockführer, die ihn draußen vor dem Tor neugierig erwarteten, und wissen wollten, wie die Sache mit dem Moses verlaufen war, beachtete er nicht. Enttäuscht glotzen sie ihm nach.

Grigori blickte Wendt an. Er sagte nichts. Aber in diesem Schweigen lag alles, was in solchen Situationen gesagt werden konnte. Er drückte Wendt nur fest die Hand.

Abraham, der sich wieder aufgerappelt hatte und sich an Wendt fest anschmiegte, schluchzte noch. Wendt kralte ihm mit mechanischer Bewegung den Kopf. Mit trockener Stimme sagte er: „Junge, Junge!“. Mehr zu sagen, war er nicht imstande.

Diese Geschichte mit Brendel und die anderen lagen schon weit zurück. Bisweilen dachte Wendt noch mit gemischten Gefühlen daran. Aber die Ereignisse überstürzten sich. Parolen schwirrten durch das Lager. Die Blockführer liefen mit verbissenen Mienen herum. In kurzen Abständen kamen jetzt Tag und Nacht Zugänge, von denen keiner in die Lagerstärke aufgenommen wurde. Sie gingen sofort durchs Krematorium, dessen Flammen nie ausgingen.

Nach wie vor rückte die Feuerwehr aus, ohne etwas löschen zu müssen. Abraham, der jetzt von Wendt besonders behütet wurde und eine Freundin im Lager III gefunden hatte, die Olga hieß, benutzte den Augenblick, in dem Wendt vom A-Flügel zum B-Flügel ging, um dort etwas zu erledigen, lief vom Block aus der Feuerwehr nach und schloß sich ihr an, ohne daß der Kapo etwas davon merkte. Er hatte mit Wendt abgesprochen, Abraham nicht mehr mitzunehmen, wenn es vor das Tor ging.

Die Wache ließ das Kommando passieren, und Abraham, der nach längerer Zeit das erste Mal wieder vor der Mauer war, musterte neugierig die Umgebung, die ihm mittlerweile ein wenig fremd geworden war. Der Kommandant, der in seinem Arbeitszimmer hockte, und ahnte, daß der Exitus Großdeutschlands nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, schaute trübsinnig aus dem Fenster und erblickte auf einmal Abraham. Unwillkürlich gingen die Gedanken zu seiner artfremden Jugendliebe zurück, die sicherlich längst durch Auschwitz gegangen war. Am Neujahrmorgen hatte er geglaubt, im frisch eingetroffenen Zugang in Bettina Kormann das Ebenbild seiner Jugendliebe vor sich zu haben. Sie war es natürlich nicht, und aus einer ihm jetzt unbegreiflichen Eingebung heraus ließ er ihren Sprößling am Leben. In seine Götterdämmerungsstimmung hinein flüsterte er: „Das Jüdlein muß weg“ und ging ans Fenster: „He, Moses komm her!“

Der Junge hüpfte freudig zum Fenster und ließ sich von ihm ins Arbeitszimmer heben.

Der Kommandant setzte ihn auf den Sessel, der sonst für hohen Besuch da war. Abraham zappelte munter mit den Beinen und sah sich neugierig um. Der Kommandant kramte in seiner Schreibtischschublade, fand eine angebrochene Schachtel mit Konfekt und schenkte sie dem Jungen. „Verputz es“, meinte er. „Es wird deine letzte Mahlzeit sein.“

Der Junge stopfte in sein Mündchen hinein, was hinein ging und kaute mit vollen Backen. So schön hat's deine Mutter nicht gehabt, dachte er und schaute dem Jungen schweigend zu. Die verfluchten Augen, das sind ihre Augen.

Der Junge, dessen Mündchen schokoladeverschmiert war, hielt es nicht mehr auf dem Sessel aus. Er rutschte herunter und rollte sich vergnügt auf dem weichen Polster des Teppichs. Er war ein Geschenk des Reichsführers der SS Himmler. Ornamenten- und farbenreich hatten ihn grusinische Knüpferrinnen gewebt. Raubgut der SS. Bisher hatte noch keiner seiner Offiziere darauf stehen oder laufen dürfen. Es war ein Spleen von ihm. Er wußte es. Aber ihm wäre es vorgekommen, als trampele man auf dem Reichsführer herum. Und jetzt ein Jüdlein mit seinen schmaddeligen Schokoladenfingern auf dem Teppich des Reichsführers. Er lachte hysterisch, dann, ein wenig beruhigt, setzte er sich selber auf den Teppich, rollte dann wie der Junge auf ihm herum, bis sich der Junge auf seinen Rücken schwang, und er jetzt zu seiner eigenen Verwunderung auf allen Vieren kroch. Der Kommandant mußte jetzt an manche denken, die vor ihm krauchen sollten. Doch sie taten es nicht. Sie gingen stehend in den Tod. Er machte eine wütende Bewegung, so daß der Junge von seinem Rücken fiel und schmerzhaft aufschrie. Er mußte sich wohl das Handgelenk verstaucht haben.

Der Kommandant stand auf, sein Gesicht hatte wieder das Aussehen des Lageralltags angenommen. „Schluß mit der Faxerei!“ Er ging zum Telefon und rief Brendel zu sich. Er hat manche Sache für mich erledigt, und diese wird er auch erledigen, dachte er dabei, während er den Hörer noch in der Hand hielt.

„Kommandant befehlen?“ hörte er hinter sich Brendels Stimme. Er drehte sich um und schob ihm den Jungen in die Arme. „Schaff mir den Itzig vom Halse!“

Brendel schaute entgeistert auf den desolat aussehenden Kommandanten. Er hatte nie verstanden, warum der Junge überhaupt noch lebte. „Für immer?“ fragte er erstaunt.

Der Kommandant zeigte mit dem Daumen nach unten, eine Geste, die nicht seine Erfindung war, sie war tausendfach schon erprobt, aber abgelesen hatte er sie dem polnischen Dichter Sienkiewicz.

Brendel sagte: „Zu Befehl, Kommandant!“, nahm den Jungen bei der Hand und verließ das Arbeitszimmer. Er ging nach links auf der jetzt einsamen Kommandanturstraße entlang. Am Steinbruch zauderte er einen Moment. Die Fallschirmspringerwand? Doch dann wußte er, wohin er gehen würde. Er riß den Jungen heran, dessen Beinchen ihm kaum folgen konnten. Hinter dem Zeltplatz, auf dem sich die ungarischen Juden zu Tode liefen, lagen die beiden Massengräber, getarnt als Tiefbrunnen I und II. „Dort sollst du deine ewige Ruhe finden.“ Er sah grinsend auf den Jungen herab.

Bis dahin waren es noch einige hundert Meter. Die Straße war in einen Feldweg übergegangen, dann stapfte er mit dem Jungen über eine feuchte Wiese, auf der verstreut einige Weiden standen, die wie verschämt ihre Kätzchen zeigten. Seine Stiefel zertrampelten hier und da fürwitzige Blümchen, die seine Augen nicht wahrnehmen wollten. Die offenen Gruben, akkurat rechteckig ausgehoben, ungefähr zwanzig Meter lang und breit wie die eines erwachsenen Menschen, lagen in einer Senke zwischen zwei kleinen Hügeln. Sie waren halbgefüllt mit Leichen, über die eine Lauge von Sickerwasser und Chlorkalk schwappte. „Auch kannst du dort trinken, soviel du willst“, sprach er auf den Jungen ein, der ihn verständnislos ansah. Brendel lachte laut auf. Er fand ganz plötzlich die pikante Note seines Auftrages heraus. Wenn der Kleine genug Chlorkalk geschluckt haben wird, dann habe ich auch dem Blockältesten von der „Acht“ eins ausgewischt. Dieser Bver scheint vernarrt in den kleine Itzig zu sein. Er wird ihn suchen, nicht finden und womöglich feuchte Augen bekommen. Ich habe mindesten eine Teilrechnung mit ihm beglichen. Die ganze ist es noch nicht oder ...?

Er war mit dem Jungen seinem Ziel näher gekommen. Hier und da ein verwitterter Granitstein, ein vergessener Heustadel und ein Trampelpfad, der sich vom Zeltplatz herunterschlingelte. Die Karawanenstraße des Todes. Dann standen sie beide vor einer der beiden Gruben, die von aufgeworfenem Sand eingefriedet waren. Unten stiegen Blasen aus der Chlorkalklauge auf, die bald wieder zerplatzten.

„Schau mal, Seifenblasen!“ sagte Brendel und zeigte mit seinen Spinnenfingern nach unten. Aus der Grube drang ätzender Geruch nach oben und biß in die Augen.

Abraham trippelte zum Rand der Grube. Für einen Augenblick vergaß er seinen Schmerz und schaute auf die quellenden und wieder zerplatzenden Blasen.

Brendel stellte sich hinter den Jungen. Warum noch lange Umstände mit dir machen, Moses, dachte er und stieß plötzlich Abraham mit einem Stiefeltritt in die halbgefüllte Grube. Ein kurzer kläglicher Aufschrei, ein Aufklatschen, ein Gurgeln, dann war alles vorbei. „So bist du zu deinem Volk Israel zurückgekehrt“, zelebrierte er, strich dann im Gras den Lehm von seinen Stiefeln und stapfte zufrieden den Weg zur Kommandantur zurück. Ihn beunruhigte nichts ...

Indessen war Wendt längst aus dem B-Flügel seines Blocks zurück in den A-Flügel gegangen. Seine Augen suchten Abraham, der an seinem Tisch mit den Buntstiftkrakeleien hätte sitzen müssen. Doch er sah ihn nicht. Er ging in den Schlafsaal und dann vor den Block. Doch nirgends war der Junge zu sehen. Grigori, den er hätte fragen können, war schon vor ihm in den Proviantraum gegangen, um die Portionen des Tages in Empfang zu nehmen. Von einem zur Schreibstube gehenden Blockältesten erfuhr er, daß Abraham mit dem Feuerwehrkommando aus dem Lager gegangen war. Er ärgerte sich zwar, daß sich der Junge vor der Mauer befand, aber noch ängstigte es ihn nicht.

Um die Mittagszeit rückte das Feuerwehrkommando wieder ein, aber Abraham war nicht dabei. Der Kapo, den er befragte, schüttelte die Schultern und sagte: „Ich hab garnicht gesehen, daß der Junge mit ausgerückt war.“

Nun wurde Wendt doch unruhig. Er schickte Grigori ins Lager I und II, während er ins Lager III zu den Frauen ging. Dort hatte er das Herz der Blockältesten erobert, wie es ja auch bei ihm der Fall war.

„Olga“, sprach er sie an, „ist Abraham bei dir?“

Sie sah ihn erstaunt an. „Er ist nicht hier, aber ich hatte gehofft, daß der Junge kommen würde.“

Er, der immer gern einige Worte mit ihr tauschte, hatte es eilig. Ihn trieb jetzt die Furcht. Doch überall, wo er hoffte, ihn zu finden, verneinten die Kameraden: „Bei mir ist er nicht gewesen.“ Auch Grigori kam von seiner ergebnislosen Suche nach Abraham zurück. „Er war nirgends gesehen worden.“

Ihm blieb nur noch unten das Krankenlager, dieses ehemalige k. und k.-Pferdelazarett. Aber vor morgen ist auch von dort nichts zu erfahren. Sollte er sich etwa im Kommandanturbereich tummeln, gar in den Mannschafts-

unterkünften der SS? Wie ein Karusell drehte sich alles in seinem Kopf. An seinem Tisch sitzend, flüsterte er: „Wo bist du, mein Junge?“

Er hörte jetzt die rythmischen Schritte der Außen-Kommandos, dann das Scheppern der Glocke, die zum Abendrapport rief. Mechanisch ließ er abzählen. Als der Blockführer den Rapport abnahm, meldete er Abrahams Abwesenheit.

Wendt hoffte, daß der Blockführer eine Bemerkung über Abraham machen würde, aber er nahm die Meldung entgegen, als ob sie gar nicht gemacht worden wäre. Ihm war wichtig, daß die Blockstärke mit seiner übereinstimmte. Der Moses war für ihn ein nicht zu zählendes Nebenprodukt des Lagers.

Brendel mußte wieder auf den I. Lagerführer warten. Der war zu einer Besprechung mit dem Gauleiter Eigruber noch am Nachmittag nach Linz gerufen worden. Der Kommandant ließ auch auf sich warten. Brendel nutzte die Zeit und rief: „Der Blockälteste der `Acht´ zu mir nach vorn!“ Er war neugierig, wie Wendt auf das Verschwinden des Jungen reagieren würde. Während in Wendt die Hoffnung aufquoll, er würde ihm sagen, daß sich Abraham vorn in der Kommandantur befände, schnauzte ihn Brendel an: „Wo ist der Moses?“

Wendt sah dabei das Grinsen auf dem Gesicht des Rapportführers, der seine Frage garnicht so ernst nahm. Er weiß, wo Abraham ist, und ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. Er vergißt nichts und will sich an mir rächen.

Während er Brendel antwortete: „Der ist nicht im Lager. Er ist mit dem Feuerwehrkommando ausgerückt und muß sich noch im Bereich der Kommandantur befinden“, dachte Brendel: Der geht noch an einer seelischen Verblutung ein. Das ist mehr, als wenn ich ihn erschlagen hätte. Er ist so tot, wie es Moses ist.

Sein Grinsen war wie eingefroren. Dann hörte er die Schritte des Kommandanten. „Verschwinde!“ zischte er Wendt an.

Gebeugt ging Wendt zu seiner Blockbelegung, die nach Brendels schrillum Ruf: „Das Lager stillgestanden!“ ihn in erstarrter Haltung empfing. Er stellte sich an gewohnter Stelle an die Spitze der ersten Reihe. Er war um Jahre gealtert.



Ein Ereignis stand dem Haus des Kommandanten bevor, obwohl der nahende Untergang des SS-Reiches keinen Anlaß zum Feiern gab, dennoch,

sein Sohn würde dreizehn Jahre alt. Also doch ein Grund, sich zu freuen und zu feiern, zumal der Filius als Fähnleinführer schon ein echt deutsches Prädikat im Fach Menschenbehandlung erhalten hatte, als er drei kahlköpfige russische Flieger nach einem Massenausbruch aufgespürt hatte und ihnen bei der „Hasenjagd“ vom Moosberg mit einem Knüppel die knochigen Schädel einschlagen durfte.

Frau Magrit, seine Mutter, schmückte indessen mit Talent und reichlichen Leckereien den Geburtstagstisch, damit der junge Jubilar und seine Jungschar ihn dann gehörig plündern sollten, dies natürlich unter den Augen des heißgeliebten Führers, der von der Wand des großen Wohnzimmers herunterschaute, um sich zu überzeugen, wie seine Welpen auf ihrem Weg zu reißenden Wölfen wurden.

Noch war es ein früher Nachmittag. Befriedigt schaute Magrit-Mutter auf den Berg von Geschenken, die die Chargierten aus der Kommandantur schon am Vormittag in die Wohnung getragen hatten. Geschenke, die von der weit höheren Charge der niederen anbefohlen wurden, um nicht nur der Hauptfigur des Tages zu gefallen, sondern mehr noch des Kommandanten-Vaters wegen, der sich die Geschenke genau ansehen würde, um danach unter seinen Chargierten Gnade oder Ungnade walten zu lassen.

Filius Adolf, der Fähnleinführer, war noch nicht da. Er drückte mit den anderen seiner Schar unten in Lente die Schulbank, um seinen deutschen Schulauftrag in Ehren für das Großdeutsche Reich zu erfüllen, was ihm aber nicht gerade mit Glanz gelang. Es glänzten nur sein Koppelschloß und der Dolch mit der Blutrinne, von dem er sich auch in der Unterrichtsstunde nicht trennen wollte, obwohl es von seinem Lehrer nicht erwünscht war, weil er damit die Schulbank langsam zu Spänen verarbeitete. Aber die höhere Schulordnung sah darüber hinweg, da niemand versuchen wollte, sich darüber mit seinem Vater einzulassen, der ein großes KZ sein Eigen nannte.

Während der Vater oben auf dem Moosberg seines „Amtes“ waltete, sah Magrit-Mutter immer wieder auf die Uhr, als wollte sie die Zeit, die ihr viel zu langsam verging, an sich heranziehen. Sie war begierig zu erfahren, was ihr Sprößling zu ihrem Geschenk sagen würde, das ihm sichtbar sofort ins Auge fallen würde, wenn er das Zimmer betrat. Sie hatte sie auf einen Extratisch gelegt, eine Flobertbüchse, mit der er ganz gewiß nicht nur auf Spatzen schießen würde. Seinem Charakter nach würde er sich zumeist aus dem Hinterhalt eines offenen Fensters seine Juxopfer aussuchen wollen.

Gespannt war Magrit-Mutter, was des Vaters Geschenk sein würde. Bisher hüllte er sich mit einem geheimnisvollen Lächeln in Schweigen. Das konnte sie nicht ertragen, darum stöberte sie neugierig wie sie war, in jedem Winkel ihres geräumigen Hauses herum, bis sie auf eine komplette HJ-Uniform stieß. Knicker, dachte sie, die Uniform hätte der Junge auch umsonst bekommen.

Der, den sie so im Gedanken rügte, war sich aber noch gar nicht einig, was er dem Jungen schenken wollte. Bisher verbarg sich hinter seinem geheimnisvollen Lächeln eine gedankliche Leere. Bekannt für Extravaganzen, müßte sein Geschenk auch etwas Außergewöhnliches sein. Ohne dies tat er es nicht. Er brauchte dazu die Ängste des Lagers.

Da saß er hinter seinem Schreibtisch, spielte mit einem Schnellbrief des RSHA und grübelte über das Geschenk nach, das er im Geiste noch nicht ausgemacht hatte. Bald hätte er sich eine geistige Anleihe bei seinem Adjutanten Fiebig geholt, aber er unterließ es dann doch. Auf Fiebig konnte er sich immer verlassen, aber er war nur eine Befehlsempfangsmaschine, die exakt funktionierte, doch ohne Geist. Außerdem wollte er sich nicht die Blöße geben, in dieser Geschenkgeschichte so geistlos geblieben zu sein. Plötzlich klatschte er sich auf den Schenkel, sah auf den Schnellbrief und rief: „Ich hab’s!“

Adjutant Fiebig, eine Masse von Gestalt, war ein wenig eingedruselt. Als er seines Kommandanten Stimme vernahm, glaubte er, verlangt worden zu sein. Noch ein wenig benommen, stürzte er ins Kommandantenzimmer: „Kommandant haben gerufen?“

Doch der Kommandant winkte ab. „Es ist nichts, Fiebig. Bin nur auf eine Idee gekommen.“

Sein Adjutant entfernte sich wieder. Die „guten Ideen“ des Kommandanten, das wußte er, haben im Nachhinein immer die ganze Adjutantur in Erstaunen versetzt. Aber vergnügt waren sie meist alle danach, es sei denn, daß dessen Ideen mit einem Aufwand von Arbeit verbunden waren, dann verwünschten sie im Geheimen ihren obersten Chef.

Der Kommandant war aufgestanden und zu seinem Waffenschrank gegangen. Unter der Vielzahl der Gewehre, Modelle aus allen Ländern, suchte er sich den deutschen Karabiner aus, murmelte vergnügt vor sich hin: „Deutsches Gewehr, deutsche Kugel, deutsche Hand. Alles deutsch.“

Nachdem er den Schrank wieder geschlossen hatte, legte er den Karabiner nebst Munition auf die Schreibtischfläche und verließ den Raum. Sein

Adjutant sprang auf und verblieb in strammer Haltung, bis sein Brotgeber ihn verlassen hatte und sah ihm nach, wohin er gehen würde. Es war klar, er ging ins Häftlingslager.

Immer noch an den Geiz ihres Mannes denkend, stellte Magrit-Mutter ihr Herumstöbern ein und ging wieder zum Tisch, drückte auf die Nußtorte dreizehn Kerzen, stellte eine große dorthin, wo das Geburtstagskind sitzen würde, und umrahmte den Platz mit Blumen aus dem Gewächshaus des Lagers. Jetzt erst war sie beruhigt, daß alles seine gewünschten Gang gehen würde.

Dann kam der Vater, äußerst vergnügt, wie es schien, gab seiner Frau einen Kuß, der sie aber nur an seine Knickerigkeit erinnerte. Beide gingen dann zum Geburtstagstisch. Er versuchte, ihre Wange zu tätscheln und sagte: „Das hast du aber fein gemacht.“ Sie wußte, wenn alles zur Verfügung stand, war es keine Kunst. Schokolade, der Kakao, selbst die Torte, alles stammte aus dem Offizierskasino, nur ihre zarten Hände hatten es geschickt geordnet. Jetzt erwarteten beide die Hauptperson, der dieser Aufwand galt, den Sohn Adolf.

Dann war er da, das Geburtstagskind, pausbäckig und rundlich, gar nicht in die Zeit der Lebensmittelknappheit passend, zu sehr verschleckert durch Süßigkeiten und gutes Essen, gefolgt von der polternden Horde seiner Klassenkameraden, die sich ungeniert und mit deutscher Gewalt an der gedeckten Tafel ihren Platz eroberten. Magrit-Mutter umarmte und küßte ihren Sprößling liebevoll, dem Vater kribbelten die Hände, weil seine Frau ihn zu lange mit ihren Liebkosungen in Beschlag nahm.

Verschämt gegenüber seinen Klassenkameraden, konnte ihr Junge sich endlich den mütterlichen Zärtlichkeiten entziehen und schaute jetzt mit verknautschtem Gesicht zum Vater auf, der statt einer Gratulation ihn erzürnt ansprach: „Fähnleinführer Steinbiß! Was hast du deinen Jungen beigebracht, daß sie sich wie hungrige Hunde benehmen? Wo bleibt die deutsche Disziplin?“

Der Junge erschrak. Die Mutter sagte gekränkt: „Aber Vater! Doch nicht an seinem Ehrentag.“ Sie ging verärgert in die Küche, um gleich darauf mit einer großen Kanne dampfenden Kakaogetränks zurückzukommen, während das Geburtstagskind mit greller Jungenstimme rief: „Jungschar, angetreten!“ Seine Gefolgschaft sprang erschreckt auf und folgte seinem langgezogenen „Stillgestanden!“

Alles verharrte in Schweigen. Magrit-Mutter hielt immer noch die Porzellankanne in den Händen, während Adolf-Sohn sich seinem Vater zuwandte und ihm mit erhobener Hand meldete: „Jungtschar angetreten!“

Der Vater winkte gnädig ab, die Jungen setzten sich wieder und Magrit-Mutter goß den Kakao ein. Es duftete im Zimmer und es schmatzte an der Tafel. Der Kommandant zog sich in den Nebenraum zurück. Er mochte das süßliche Gesöff nicht. Er lechzte nach einem Braunen. Sein Verhältnis zu dem Jungen war, im Gegensatz zu seiner Frau, die ihn nur verhätschelte, immer ein forderndes gewesen. Das hing wohl damit zusammen, daß sich das von ihm Verlangte und auf dem Moosberg von ihm Praktizierte schließlich auch in der Härte zu seinem Sohn äußerte. Es war die Sucht nach übertriebener Disziplin und Ordnung, die meist ein strenges Strafmaß am menschlichen Objekt zur Folge hatte, wenn er glaubte, sie seien verletzt worden. Als Junge hatte er schon dem Drang nicht widerstehen können, Vögel und Katzen zu quälen. Jetzt in seiner Machtfülle tat er es in gesteigertem Maße an Menschen, die ihm nur eine Nummer waren. Er bemäntelte seine oft an Bestialität grenzenden Morde oben auf dem Moosberg als eine Tat, die er dem erwachten deutschen Volk schuldig sei. Ganz im Sinne seiner erbarmungslosen Strenge hätte er den Geburtstag seines Sohnes auch ohne den „guten Einfall“ als einen Härtetest für ihn vorbereitet.

Er hatte sich in einen weichen Klubsessel geworfen, sich noch einen Braunen genehmigt, dazu eine Zigarre angezündet. Den kommenden Härtetest noch einmal vorausschauend, stand er auf. Er schob sich das Koppel zurecht, an dessen linker Seite - er war Linkshänder - sich das verzierte Futteral seiner handlichen Walther-Pistole befand, und ging zurück in den Geburtstagsraum, in dem sich sein Sohn gerade mit den Klassenkameraden einem harmlosen Spiel hingab. Der Kommandant runzelte die Stirn und dachte, Schinkenkloppen hätten sie spielen sollen, das härtet, und nicht solche weichlichen Kinkerlitzchen. Dann ging er zum Tisch, nahm seine Tasse und schlug mit dem Teelöffel gegen das Porzellan. Ein heller Klang ließ alle aufhorchen. „Jetzt, mein Junge, liegt es an dir, ob du ein Waschlappen oder ein ganzer Kerl sein wirst. Die HJ-Montur ist zwar von mir, doch was du tun sollst, ist ein weitaus größeres Geschenk. Du wirst es ein ganzes Leben in Erinnerung behalten, was einen Dreizehnjährigen zu einem guten Deutschen machen kann. Laß deine Jungen antreten und dann folgt mir!“

Magrit-Mutter war überrascht, mehr noch neugierig. Sie wußte nicht, was ihr Junge tun sollte, wollte aber auf jeden Fall dabei sein, und fast bittend sagte sie: „Ich komme mit.“

Der Kommandant sah seine Frau an. Er wußte, daß in ihr ein harter Kern steckte. Er brauchte nur an den Polen zu denken und an die Peitsche in ihren Händen, mit der sie das Gesicht des Polen blutig gezeichnet hatte. Aber bei dieser Sache wollte er sie nicht dabei haben. Streng klang dabei seine Stimme: „Was ich mit dem Jungen vorhabe, ist Männersache und für die, die es noch werden wollen. Dazu ist deine Anwesenheit nicht erforderlich.“

Magrit verzog ihr Gesicht. Sie wußte, hier half keine Widerrede. Schweigend ging sie in die Küche, den Ort, in dem sie ja als deutsche Frau zu sein hatte und in die sie sich zurückzog, wenn es wieder einmal eine Auseinandersetzung mit ihrem Mann gegeben hatte, bei der sie die Verliererin war.

Draußen standen schon die Jungen in Reih und Glied, als der Kommandant aus dem Hause trat. Ihr Tuscheln, wohin es wohl gehen werde, verstummte sofort. Adolf-Sohn, der Fähnlein-Führer, rief beim Erscheinen seines Vaters laut: „Ein Lied!“

Man sang das vorher abgesprochene Horst-Wessel-Lied, während der Kommandant ihnen mit langen Schritten vorausging. Sie konnten ihm kaum folgen. Jetzt wußten die Jungen, es ging zum Schießplatz. Adolf dachte: Ich hätte doch die Flobertbüchse mitnehmen sollen. Warum hat mir Vater nichts gesagt? Ihn zu fragen, ob er sie noch holen sollte, wagte er nicht. Er kannte die Strenge seines Vaters. Einen zweiten Anranzer an seinem Geburtstag wollte er sich nicht einhandeln.

Ein junger Stier kam auf sie zugestürmt. Der Trupp löste sich ängstlich auf. Doch der Stier hielt hinter der Umzäunung ein, blieb stehen, glotzte die Jungen friedfertig an und ließ sich sogar von Adolf kralen, der sich jetzt vor seinen Schulkameraden wie ein Held vorkam.

Der Schießplatz war in Sicht. Sie kannten ihn schon. Wenn die Wache abgelöst war, suchten sie nach leeren Patronenhülsen, auch war es die Angelegenheit des Kommandanten, die Schulklassen des Ortes zum Übungsschießen einzuladen. Seine Meinung war, daß die Jungen nicht früh genug für ihre Wehrrtüchtigung heranzuziehen seien. Sie kannten also die Örtlichkeit, wußten von den lebensgroßen Pappfiguren mit dem roten Fleck auf der linken Brustseite, dort, wo sich beim Menschen das Herz befand. Sie sahen jetzt auch die Figuren, aber eigenartig, sie bewegten sich, wenn auch fast unmerklich.

Noch waren sie zu weit entfernt, um zu erkennen, was sich vor ihnen tat. Nach wenigen Minuten wußten sie es: Vor den Attrappen standen Menschen, Häftlinge in Zebra Kleidung.

Als am Vormittag der Kommandant den Blick seines Adjus entzogen war, führten ihn seine Schritte an der Blockführerstube vorbei zum Zellenbau, völlig eingenommen von seiner „Guten Idee“, besorgt von den Blicken derer aus der Häftlingsschreibstube verfolgt, wissend daß, wenn der Kommandant diese Richtung einschlägt, der Tod mit ihm geht oder durch ihn vorbereitet wird.

Vor der Tür des Zellenbaus klingelte der Kommandant den Wachhabenden heraus, den er, als er den Zellenbau betrat, wortlos zur Seite schob. Die dunklen Türen im hellgetünchten Trakt stachen wie Sargdeckel aus dem Weiß der Wände hervor.

Der Zellenbau war ein Totenhaus. Ganz Europa, sogar Amerika beherbergte es bis auf Himmlerschen Abruf. Von Zelle zu Zelle ging er. Doch bevor er durch den Spion in die Zelle hineinschaute, sah er auf den Schnellbrief, den er in der Hand hielt. Dann winkte er den Wachhabenden heran, um die Zellennummern derer notieren zu lassen, die er für würdig hielt, der Geburtstagsfeier seines Sohnes den gewissen I-Punkt zu geben. Dreizehn Mal notierte der Wachhabende eine Zellennummer. Als habe er nur so etwas dahersagen wollen, bemerkte der Kommandant: „Um vier Uhr nachmittags halten Sie die Handschellen dazu bereit.“

„Zu Befehl!“ antwortete der Wachhabende dienstbeflissen.

Die Stimmen rollten wie ein Echo den Gang entlang und drangen in die Zellen ein, in denen die Todeskandidaten lagen. Sie wußten, was ihnen bevorstand.

Ehe der Kommandant den Zellenbau verließ, telefonierte er mit dem Kommandeur des Wachbataillons und befahl ihm, die ausgesuchten dreizehn Häftlinge aus dem Zellenbau um vier Uhr zum Schießplatz zu führen, ihnen einen roten Punkt an die Herzseite zu heften und sie vor die Pappattrappen zu stellen. Dann sprach er noch mit dem Scharführer vom Krematorium: „Schickler, kommen Sie mit Ihren Leichenheinis um fünf zum Schießplatz. Bringen Sie Ihre Fuhre mit. Sie werden dort Arbeit bekommen.“

Schickler, der durch seine Frau schon am Vormittag sein Geburtstagsgeschenk ins Haus des Kommandanten hatte tragen lassen, schaute verblüfft

vor sich hin, als er den Hörer wieder auf die Gabel legt. Donnerwetter, dachte er, der Chef hält es mit der Glückszahl „Dreizehn“.

Der Kommandant, der dann wieder hinter seinem Schreibtisch saß, sinnierte vor sich hin, ob er nichts vergessen habe, rief seinen Adju zu sich und befahl ihm, mit dem Karabiner und der Munition pünktlich auf dem Schießplatz zu erscheinen. Dann verließ er mit einem süffisanten Lächeln sein Arbeitszimmer, um nach Hause zu gehen. Die Eröffnung der Geburtstagsfeier wollte er sich nicht nehmen lassen.

Adolf Steinbiß, das Geburtstagskind, entdeckte, daß die Figuren tatsächlich Menschen waren. Nur wußte er nicht, was sie mit dem Geschenk zu tun haben könnten. Sollte er nur zusehen, wie die dort erschossen werden? Und daß auf dem Moosberg ständig welche erschossen wurden, das wußte er von den abendlichen Unterhaltungen am elterlichen Tisch. Zuschauen, das hatte er allerdings noch nie dürfen, denn das geschah in der KZ-eigenen Sandgrube.

In sein noch kindliches Denken versponnen, waren sie am Ziel angekommen. Plötzlich erklang die Stimme des Vaters: „Die du da siehst, mein Junge, das sind zum Tode verurteilte Volksfeinde. Sie wollten unser Großdeutschland zerstören. Darum sind sie auch deine Feinde. Und das Urteil sollst du vollstrecken. Zeig, daß du auf dem Wege zum Manne bist, und ziele gut. Deine Schulkameraden werden dich um diese Ehre beneiden, und du wirst für immer eine Erinnerung haben.“

Adolf, der noch nie eine solche Rede von seinem Vater gehört hatte, sah ihn mit offenem Munde an. Dann hörte er wieder die Stimme des Vaters. Sie war aber an seinen Adjutanten gerichtet: „Fiebig! Geben Sie dem Jungen den Karabiner. Zeigen Sie ihm, wie er die Waffe zu halten hat, und weisen Sie ihm das erste Ziel an.“

Der Junge, umgeben von seinen staunenden Schulkameraden, hatte von nichts anderem gehört als von großdeutschen Siegen, in letzter Zeit mehr von Frontbegradigungen, von Udet, dem tollkühnen Flieger, von Prien, dem siegreichen U-Bootkommandanten, und von Rommel, dem Wüstenfuchs. Alles das füllte seine Gedanken aus, und er hätte ihnen gern nacheifern wollen, hätte er nicht ein so großes Hasenherz besessen. Obwohl alle seine Helden nicht mehr lebten, blieben sie fest in seinen Gedanken verhaftet. Der Vater verschwieg ihm die Art ihres „Heldentodes“. Er hätte ihm einiges dazu sagen können, wie solche Helden durch den Schornstein des Moosberges gegangen

waren und noch weitere gehen würden, weil sie des Krieges müde, des Mordens überdrüssig und weil sie den Glauben an den Sieg längst verloren hatten.

Nun sollte er selber zum Helden werden, Volksfeinde töten. Zwar hatte er schon drei auf seinem kindlichen Gewissen. Und jetzt sollte er schießen, nicht mit der Spatzenflinte, der Flobertbüchse, sondern mit einem echten Karabiner. Aber in ihm wollte keine Freude aufkommen. Mehr Angst beherrschte ihn, nicht wegen der lebenden Attrappen, sondern daß er nicht treffen würde. Da kannte der Vater kein Verzeihen. Er schaute auf den Adjutanten, der auf ihn zukam und ihm Aufklärung gab, wie ein Karabiner zu handhaben sei: „Du drückst den Kolben fest in die Schulter hinein, den Schaft preßt du an deine Backe, damit du beim Abdrücken den Rückstoß abfängst. Vorher visierst du über Kimme und Korn dein Ziel an. Hast du es, in diesem Fall ist es der rote Punkt an der Brust des Opfers“, hier unterbrach ihn der Kommandant: „Volksfeind, Adju!“

„Zu Befehl, Volksfeind!“ verbesserte sich Fiebig und wurde rot bis unter den Kragenspiegel, während sich die Jungen um das Geburtstagskind flüsternd unterhielten und dabei kindhaft grinsten: „Meint der die Backe unten oder die da oben?“

Dann war die Einführung beendet. Adolf kniff das linke Auge zu, visierte durch Kimme und Korn auf sein lebendes Zielobjekt und drückte ab. Er hatte nicht fest genug den Kolben eingewinkelt gehabt, der Lauf schlug nach oben, so traf er nicht den roten Punkt, sondern den Todeskandidaten in die Schulter.

„Nochmal!“ zischte der Vater erbost.

Adolf wurde noch unsicherer, der strenge Blick und Ton irritierten ihn. Er zielte lange, der Karabiner wurde ihm immer schwerer, er schoß noch schlechter.

Es war der frühe Abend angebrochen. Adolf, das Geburtstagskind, ging allein, mit gesenktem, hochroten Kopf und mit einer geschwellenen Gesichtshälfte und mit Tränen in den Augen nach Hause. Der Kommandant hatte mit barschen Worten die Kinderschar verjagt, weil er die Schande seines Jungen, den er unbeherrscht als „Versager“ angeschrien hatte, nicht mit ihnen teilen wollte.

Die Drei, denen der Junge schwere Schußwunden beigebracht hatte, ließ er durch seinen Adju erschießen, weil er auch dessen Gegenwart nicht

ertragen konnte und auf dessen Gesicht ein unmerkliches Grinsen zu sehen vermeinte.

Die anderen zehn ließ er aus ökonomischen Transportgründen wieder nach oben auf den Moosberg treiben, wo Schickler sie vor den Krematoriumsöfen eigenhändig erschoss. Diese Schußfreiheit wollte er aus dem Gesicht des Kommandanten gelesen haben. Wer die Opfer waren, wußte wohl nur der Kommandant. Sie waren namenlos und nummernlos. Solche, über die man den Mantel des Schweigens legte, damit sie erst gar nicht ins Gedächtnis der Menschen kamen.

Nach dem späteren Debakel, Großdeutschland gab es nicht mehr, der Kommandant war längst an einer Schußwunde verblutet (es war ein amerikanisches Geschosß gewesen), der Ärger des Jungen über seinen Vater längst verrauchet und er war nun doch zum Manne geworden, schrieb er in seiner Münchener Wohnung über die „humane Sendung“ seines Vaters, die er auf dem Moosberg zu erfüllen hatte, ein Buch, wohl auch als symbolisches Nachwerk einer Geburtstagsfeier, auf der die „Dreizehn“ ganz groß geschrieben worden war, über die er aber schwieg.

**Ende**





# Anhang

## Bedeutung der Winkel

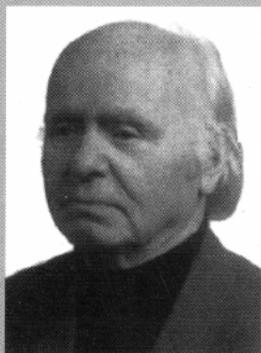
Roter Winkel:	politischer Häftling
Grüner Winkel:	krimineller Häftling
Schwarzer Winkel:	asozialer Häftling
Lila Winkel:	Bibelforscher
Rosa Winkel:	homosexueller Häftling
Gelber Stern:	jüdischer Häftling

## Lager-Hierarchie:

Lager-Kommandant:	verantwortlich für SS und Häftlinge
I. Lagerführer:	verantwortlich für das Häftlingslager
II. Lagerführer:	Stellvertreter des I. Lagerführers
SS-Führer für Arbeitseinsatz, Verpflegung u. a. Lagereinrichtungen	
SS-Arzt:	verantwortlich für den Krankenbau
PA:	Politische Abteilung (Gestapo)
SS-Blockführer:	Aufsicht über die Häftlinge eines Blocks (Baracke)
Lagerältester:	Häftling
Blockältester:	Häftling
Stubenältester:	im A- oder B-Flügel des Blocks
Tischältester:	Häftling
Stubendienst:	Häftling
SK:	Strafkompanie
Vorarbeiter (Kapos):	Häftling eines Arbeitskommandos
Kneiste:	Zivile Vorarbeiter im Moorlager
SD:	Sicherheitsdienst
Gestapo:	Geheime Staats-Polizei
RKPA:	Reichskriminalpolizeiamt
ZbV:	Zur besonderen Verwendung

☆☆☆☆

☆☆☆



## Otto Wiesner

Geboren 1910 in Hamborn. Wohnhaft in Potsdam. Von Beruf Schriftsetzer. Seit 1924 politisch organisiert. 1934 von der Gestapo verhaftet. Wegen Hochverrat zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Anschließend in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Mauthausen verbracht. 1945 von der US-Armee befreit. Erneut Einstieg ins politische Leben. Seit 1964 Mitglied des Schriftstellerverbandes bei der IG Medien